

Lars Sörries-Vorberger
Elisa Linseisen
Silke Segler-Meißner (Hrsg.)

Gendering Knowledge: Intersektionale Perspektiven auf Wissen und Macht



Verlag Barbara Budrich

Gendering Knowledge: Intersektionale Perspektiven auf Wissen und Macht

Lars Sörries-Vorberger
Elisa Linseisen
Silke Segler-Meßner (Hrsg.)

Gendering Knowledge: Intersektionale Perspektiven auf Wissen und Macht

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz. Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743111>). Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-3111-4 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-3246-3 (PDF)
DOI 10.3224/84743111

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Titelbildnachweis: lehfeldtmalerei.de
Typographisches Lektorat: Jens Ossadnik, Aach – www.rundumtext.de

Inhalt

<i>Elisa Linseisen, Silke Segler-Meißner und Lars Sörries-Vorberger</i> Wissen gegen Geschlecht: Macht, Norm, Skepsis	7
<i>Lina Herz und Hannah Rieger</i> Kanonisiertes Framing. Christine de Pizan im Spiegel feministischer Rezeptionskultur	17
<i>Natalia Filatkina</i> <i>Die Mutter der Nation</i> vs. <i>das geniale Weib</i> : Frauenbilder im Widerstreit im ausgehenden 19. Jahrhundert	44
<i>Dustin Breitenwischer</i> Gender, Paratext und afroamerikanische Autobiografiegeschichte. Harriet Jacobs – James Baldwin – Glenn Ligon	64
<i>Silke Segler-Meißner</i> Verflechtungen: Erzählen der Diaspora in Igiaba Scego's <i>Cassandra a</i> <i>Mogadiscio</i>	82
<i>Julia Nantke und Marie Flüh</i> Gendering Knowledge – Digitizing Gender. Wissenskonstitution und Erkenntnisgewinn digitaler Analysen der Kategorie Gender in der Literatur	110
<i>Elisa Linseisen</i> Queer Sick Apptivism. Apps, queere Krankheit, Aktivismus	150
<i>Kristin Merle und Anita Watzel</i> En-Gendering Symbolic Orders – Anti-Genderismus als Mittel rechten ideologischen Mainstreamings und Form religiös- weltanschaulichen ‚Diversitätsmanagements‘	166

Lars Sörries-Vorberger

*Vulva oder Dose – Penis oder Dödel? Genitalbezeichnungen,
Konzepte und Implikationen im Verhältnis zu Geschlecht und
Sexualität* 196

Autor:innenverzeichnis..... 221

Wissen gegen Geschlecht: Macht, Norm, Skepsis

Elisa Linseisen, Silke Segler-Meßner und Lars Sörries-Vorberger

Das Coverbild „Die Skeptikerin“ (2021) aus der Serie *Frauen* von Bettina Lehfeldt wirkt auf den ersten Blick abstrakt, doch lässt sich bei genauerer Betrachtung schemenhaft die Darstellung eines menschlichen Gesichts erkennen – vermutlich aufgrund des Titels das Gesicht einer ‚Frau‘. Mit grobem, schwarzem Strich, dessen Führung fast intuitiv anmutet, wird eine Gesichtskontur angedeutet – die möglichen Augen, Nase und Lippen erscheinen verzerrt und fragmentarisch, beinahe wie eine Skizze. Der Hintergrund besteht aus aufeinander geschichteten Flächen in gedeckten Erdtönen – Grau, Schwarz, Braun und Weiß – durchzogen von dynamischen Pinselstrichen und ergänzt mit hellblauen Linien. Diese Mischung erzeugt eine dichte, beinahe dynamische Atmosphäre.

Das Gesicht ist leicht versetzt positioniert und in den Hintergrund eingebettet, was auf eine Spannung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit deuten kann. Die Mimik der Figur – insbesondere die leicht geneigte Augenbraue – vermittelt eine Haltung des Zweifels oder, entsprechend dem Titel, der Skepsis. Die Figur beobachtet, hinterfragt, verweigert sich vielleicht sogar. Der Ausdruck bleibt jedoch offen für Interpretation – ganz im Sinne des Skeptischen. Der fragmentarische Stil und die angelegte Dynamik könnten auch als Symbol für einen Prozess gelesen werden: „Die Skeptikerin“ ist kontingent, nicht abgeschlossen, nicht fixiert.

Mit der Malerei und der in ihr umgesetzten epistemologischen sowie vergeschlechtlichten Haltung gegenüber der Welt möchten wir den Band „Gendering Knowledge. Intersektionale Perspektiven auf Wissen und Macht“ einleiten. Eine Prämisse, die unsere interdisziplinäre Auseinandersetzung mit den geschlechtlichen Dimensionen von Wissen angeleitet hat, ist, dass Geschlecht Wissen konstituiert und umgekehrt auch Wissen Geschlecht. ‚Skepsis‘ als Modus der Wissensproduktion bzw. -hinterfragung und ‚Weiblichkeit‘ als vergeschlechtlichte Existenzweise manifestieren sich, wie im Bild „Die Skeptikerin“, v.a. im gegenseitig hervorbringenden Prozess. Eine daran anschließende Tatsache, dass die Äußerung ‚weiblicher‘ Skepsis über Jahrhunderte diskreditiert wurde, bedeutet dabei nicht, dass es so etwas wie ‚weibliche Skepsis‘ im Gegensatz zu ‚männlicher Skepsis‘ gäbe, sondern dass die Wissensform der Skepsis immer schon vergeschlechtlichte Vorannahmen impliziert, die u.a. durch eine weibliche Verkörperung oder Haltung irritiert und deswegen scheinbar geächtet werden müssen.

Dass es sich dabei nicht um eine Festschreibung oder historische Grundkonstante handelt, also dass ‚weiblich‘ und ‚Skepsis‘ nicht immer gleich auftreten, lernen wir auch über die skizzenhaft anmutende Form des Bildes von Lehfeldt. Die gegenseitige Konstruktion ist zudem eine kontradiktorische, widerständige, manchmal sogar gewaltvolle Aushandlung, wie wir mit dem Titel dieser Einleitung verdeutlichen wollen. „Wissen gegen Geschlecht“ bedeutet, das Konstitutionsverhältnis als Zone der Aushandlung im Widerstreit zu betrachten.

Eine solche wechselseitige Abhängigkeit und Bedingtheit von Gender und Wissen ist allgegenwärtig, sei es in Sprache, Literatur und Kunst, in den Medien, in der Geschichtsschreibung, in der Politik, im Gesundheitswesen oder in der Arbeitswelt. In all diesen Bereichen muss die Produktion und Rezeption von Wissen immer auch intersektional gedacht und analysiert werden, d.h. unter Berücksichtigung des Zusammenwirkens verschiedener Ebenen von Diskriminierung und Unterdrückung sowie Emanzipation und Selbstermächtigung. Neben dem Geschlecht rücken hier Machtachsen wie Sexualität, Herkunft, Klasse, Alter und Behinderung in den Blick (vgl. Hill Collins 2000; Crenshaw 1991; Puar 2017).

In den verschiedenen Feldern und historischen Kontexten wird jeweils spezifisches Wissen über diese Achsen vorausgesetzt. Wie formiert sich dieses Wissen und wie wirkt es sich aus? An diese Fragen lässt sich, wie Minna Salami zeigt, ein Allgemeinplatz anschließen, der von queer-feministischen und postkolonialen Theoretiker:innen sowie Vertreter:innen der Kritischen Theorie seit Jahrzehnten versucht wird zu dekonstruieren (u.a. Haraway 1988; Spivak 1988 und in der gewinnbringenden Versammlung feministisch-epistemologischer Positionen Hoppe/Vogelmann 2024), nämlich die Vorstellung, Wissen sei eine objektive, neutrale, ja geradezu unbestimmte Kategorie:

We may speak about knowledge as though it were a neutral term – as though the male perspective on beauty were the same as the female perspective. Or as though power could possibly mean the same thing to black people as a group as it does to white people as a group. And sure, knowledge is neither female nor male, black nor white. But because we typically interpret knowledge production with a white and male bias, women and men and people of different races and ethnicities relate to it differently. (Salami 2020: 3)

Die von Salami präsentierte Vorstellung von „Sensuous Knowledge“ verdeutlicht, dass das, was als Wissen angesehen wird, nicht als selbstverständlich betrachtet werden sollte. Es handelt sich nicht um ein neutrales Inventar von Evidenzen, sondern um ein Gefüge, das innerhalb gesellschaftlicher, historischer und medialer Ordnungen entsteht (vgl. Daston/Gallison 2007; Haraway 1997). Michel Foucault (1981; 1987; 1993) hat dieses Verhältnis als Macht-Wissen-Komplex beschrieben. Wissen muss unter der Voraussetzung jener governmentalen Strukturen (vgl. Foucault 2004/2006) gedacht werden, die zugleich regieren und ermöglichen. Denn Wissen ist niemals unabhängig von den Bedingungen seiner ambivalenten Erzeugung. Mit diesem Ansatz wird

Erkenntnis als wirkmächtige Praxis im Sinne einer ‚Wissensproduktion‘ erfasst, die Subjekte formt, Körper anspricht und Normen stabilisiert.

Epistemologische Kritik beginnt dann, wenn die Strukturen der Wissensproduktion – wie z.B. Universität und Wissenschaft – nicht als unveränderliche Gegebenheiten betrachtet, sondern als historisch gewordene, politisch wirksame Konfigurationen befragt werden. Neben Donna Haraway (1988), fordert eine ganze Strömung feministischer Theoretiker:innen mit Methoden und Konzepten des situierten Wissens dazu auf, gerade den Normalitäten und Objektivitäten mit Skepsis zu begegnen (vgl. Hartsock 1998; Narayan 1989 und für einen Überblick Wylie 1990). Sie lenken die Aufmerksamkeit auf die Positioniertheit jedes Erkenntnisakts, die jedoch nicht mit Relativismus zu verwechseln sei. Objektivität ist bei Haraway an die machtleitenden Bedingungen geknüpft, den Standpunkt, von dem aus gedacht wird, explizit mitzuführen. Ihre Kritik richtet sich gegen den sogenannten „God Trick“ (Haraway 1988: 581), die epistemische Geste, mit der suggeriert wird, dass Wissen durch eine körperlose, absolute Position des Überblicks erlangt und erzeugt wird.

Aus queer-feministischer und postkolonialer Perspektive stellt sich die wissenschaftspolitische Frage, wie Wissen als konfliktuelle Praxis im Verhältnis ambivalenter und widersprüchlicher Standpunkte herausgebildet werden kann und universale Geltungsansprüche der Erkenntnis somit dekonstruiert werden – Wissen gegen Gender, Race, Class, Behinderung und umgekehrt. Wissen erscheint dabei als umkämpftes Feld. Die Frage nach epistemischer Geltung ist somit auch eine Frage nach Erzählsouveränität, Zugang und Autorisierung: Welche Geschichten zirkulieren als Erkenntnis? Welche Erfahrungen bleiben epistemisch unhörbar?

Vermeintlich objektive ‚Wissensbestände‘ der Biologie und Medizin über Geschlecht lassen sich besser als biologisch-medizinische Geschlechtstheorien verstehen, die stets in soziale Zusammenhänge eingebunden sind – sie werden gesellschaftlich konstituiert. Historisch betrachtet steht im Zentrum der Geschlechtsdiskurse die Diskussion um Gleichheit bzw. Differenz von Geschlecht(ern), die sich in Ein- und Zwei-Geschlechter-Modellen sowie in pluralen und monolithischen Vorstellungen äußerte (vgl. Voß 2010; Zimman 2014; auch Laqueur 1992; Funk 2018: 13-41; Schöbler/Wille 2022: 14-44).

Auch geistes- und sozialwissenschaftliche ‚Wissensbestände‘ erweisen sich als vielschichtig und widerständig. Die Trennung zwischen Gender und Sex ist oft unterkomplex, teilweise heuristisch bedingt und nicht eindeutig – ebenso wie die Bedeutungen der Konzepte selbst. Sex kann neben dem sexuellen Akt auf die biologische Unterscheidung des Geschlechts referieren, die nach wie vor auf Reproduktionsorganen basiert und häufig binär zwischen ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ differenziert. Gender wiederum wird immer öfter als Euphemismus für die zweite Bedeutung von Sex – bei vermeintlicher Differenzierung – verwendet (vgl. Cameron/Kulick 2003: 4), wobei die Hauptbedeutung auf die Unterscheidung zwischen ‚femininen‘ und ‚maskulinen‘ Verhalten einer spezifischen Gesellschaft verweist (vgl. dazu Baker 2008: 3-7; vgl. auch Wegner

2024). Historisch lässt sich das Verhältnis von Gender und Sex darauf zurückführen, dass Gender zu Beginn als biologisch determiniert betrachtet wurde. Später wurde es als auf der Biologie aufbauend konzeptualisiert, bevor entweder kein Zusammenhang postuliert wurde oder beide ineinander gesetzt wurde. Aktuelle Ansätze sehen soziale und biologische Geschlechtsaspekte – vor allem vor dem Hintergrund des Embodiments und wie gelabelte Körper ihrem Gender entsprechen (Gender Identity / Gender Expression) – in einem Spannungsverhältnis mit der Biologie (vgl. Kiesling 2019: 25-28; vgl. auch Funk 2018: 77-126).

Das komplexe Spannungsverhältnis verschiedener Wissensbestände und Modellierungen lässt sich mit Fausto-Sterling (2000: 3) wie folgt pointiert zusammenfassen: „[L]abeling someone a man or a woman is a social decision. We may use scientific knowledge to help us make the decision, but only our beliefs about gender – not science – can define our sex.“

Geschlecht – als ein dem deutschen Gebrauch entsprechenden Hyperonym – umfasst letztlich in der Wechselwirkung mit Wissen eine Ideologie, um die Welt sinnhaft zu erfahren und zu strukturieren – es wird somit gemacht (vgl. West/Zimmerman 1987) und aufgeführt (vgl. Butler 1990). Dieses ideologische System bewirkt, dass die Welt in ‚Maskulinität(en)‘ und ‚Femininität(en)‘ eingeteilt wird und damit Menschen, Institutionen und Handlungen/Praktiken verknüpft werden. Durch die Verfestigung und Reproduktion vergeschlechtlichten Wissens und vor allem durch Konventionalisierungen wird diese allgegenwärtige Geschlechterordnung aufrechterhalten – ganz im Sinne der dominanten Ideologie des Essenzialismus (vgl. Kiesling 2019: 21-22; Eckert/Mc-Connell-Ginet 2013: 1-6, 21-25).

Mit der Verfestigung und Reproduktion von geschlechtlichem Wissen sind sprachliche, mediale, künstlerische, literarische, politische oder kulturelle Praktiken gemeint. Diese werden in diesem Sammelband aus multiplen Perspektiven sowie interdisziplinär und intersektional – in der Verschränkung mit den Machtachsen wie Sexualität, Herkunft, Klasse, Alter und Be_hinderung – betrachtet.

Queere und intersektionale Theorieansätze nehmen diese Fragen auf. Sie verhandeln Kategorien wie Geschlecht, Sexualität, Race, Klasse oder Be_hinderung nicht als additive Differenzachsen, sondern als strukturbildende Verschiebungen epistemischer Ordnungen. Erkenntnis konstituiert sich innerhalb dieser Differenzverhältnisse und trägt ihre Spuren. Die Beiträge dieses Bandes folgen den Spuren und analysieren, wie sprachliche, literarische, künstlerische und mediale Praktiken an der Erzeugung, Verhandlung und Infragestellung von Wissen beteiligt sind. Die Texte fragen danach, wie epistemische Geltung hergestellt wird, wer sie beanspruchen kann und unter welchen Bedingungen sie politisch wirksam wird. Dieser Band versucht, – aus einer geisteswissenschaftlichen Perspektive – die Strukturierung und Organisation von Wissen in

den ausgewählten Bereichen zu erhellen und kritische Bezüge zu gesellschaftlichen (Macht-)Diskursen herauszuarbeiten.

Dabei leiten uns u.a. die folgenden Fragen: Welche Ein- und Ausschlussmechanismen wirken bei der Konstituierung eines bestimmten Wissenskanons? Und: Welche (künstlerischen, literarischen, medialen) Formen der Aneignung und Subversion eines solchen Kanons gibt es? Wer produziert Wissen, hat Zugang zu ihm, wer bewahrt und lehrt es – und wer nicht? Warum basiert unser Wissen über Krankheit, Gesundheit und Anatomie auf ‚männlichen‘ Körpern? Wie prägen Bezeichnungen und Darstellungen von Genitalien unser Wissen über Geschlechter? Wie hat sich Gender- und queeres Wissen historisch entwickelt? Inwieweit generieren Kunst und Literatur neues Wissen über Gender und Intersektionalität? Und auf welche gesellschaftlichen und kulturellen Realitäten nimmt Kunst dabei womöglich Bezug? In welcher Beziehung steht Geschlechtlichkeit zu anderen Ebenen der Diskriminierung und Unterdrückung? Wie stehen beispielsweise die sogenannte ‚Racialization‘ von Gender und das ‚Gendering‘ von ‚Race‘ in Beziehung zur Produktion und Institutionalisierung von Wissen? Was ‚wissen‘ wir über Geschlecht? Was ist Geschlecht überhaupt? Wie wird Wissen über Geschlecht produziert und reproduziert? Inwieweit ist Wissen vergeschlechtlicht? Diese Fragen spiegeln die wechselseitige Abhängigkeit sowie die reibungsvolle Widerstreitigkeit – Wissen gegen Geschlecht – wider.

Der vorliegende Sammelband geht auf eine Ringvorlesung zurück, die im Wintersemester 2023/24 gestartet ist: „Gendering Knowledge: Intersektionale Perspektiven auf Wissen“. Die Idee zu diesem gemeinsamen Projekt ist im Rahmen des Neuberufenenempfangs der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg im April 2023 entstanden, als sich bei der einführenden Selbstpräsentation der Juniorprofessor:innen ein ausgeprägtes gemeinsames Interesse für genderorientierte Forschungsfragen abzeichnete. Rasch bildete sich eine Gruppe, die für die Organisation der Vorlesung verantwortlich zeichnete: Dustin Breitenwischer, Daniel Fliege, Lina Herz, Franziska Kutzick, Elisa Linseisen, Julia Nantke, Silke Segler-Meißner und Lars Sörries-Vorberger. Die Vorlesung wurde um den Aspekt der Intersektionalität erweitert. Das Echo unter den Studierenden war sehr positiv und viele fragten uns, ob wir die Beiträge veröffentlichen würden. Mit dem vorliegenden Band kommen wir nicht nur diesem Wunsch nach, sondern legen auch den Grundstein für die Ausbildung eines Forschungsschwerpunktes in den Gender und Queer Studies der Fakultät für Geisteswissenschaften. Alle hier versammelten Beiträge basieren auf Vorträgen, die in der Vorlesung Wintersemester 2023/24 und tw. 2024/25 gehalten wurden. Die große Bandbreite an Themen spiegelt die Vielfalt an fachspezifischen Perspektiven in unserer Fakultät und die unterschiedlichen Formen der genderspezifischen und intersektionalen Wissensbildung wider.

Der Sammelband enthält folgende Beiträge, die ein internes Peer-Review durchlaufen haben:

Lina Herz und Hannah Rieger beschäftigen sich in ihrem Beitrag „Kanonisiertes Framing. Christine de Pizan im Spiegel feministischer Rezeptionskultur“ mit der geringen Repräsentanz von Autorinnen im Literaturkanon. Dabei fokussieren sie die mittelalterliche Autorin Christine de Pizan (1364 - ca. 1430) und stellen heraus, wie die Autorin und ihr umfangreiches Werk einerseits lange Zeit in Vergessenheit geraten, was auch durch fehlende Editionen und Übersetzungen bedingt ist. Wenn Christine de Pizan andererseits rezipiert wird, dann betrifft es häufig sie als Person sowie fast ausschließlich *Die Stadt der Frauen* und führt zu einer feministischen Ikonisierung. Herz und Rieger zeigen jedoch auch die Ausnahmen in der Rezeptionsgeschichte von Christine de Pizan auf und beziehen ihre Erkenntnisse umfassend auf die Entwicklung der Rezeption und Kanonisierung von Autorinnen – bis in die Gegenwart.

Natalia Filatkina führt in ihrem Beitrag „*Die Mutter der Nation* vs. *das geniale Weib*: Frauenbilder im Widerstreit im ausgehenden 19. Jahrhundert“ eine diskurslinguistische Analyse der Akten des Internationalen Kongresses für Frauenwerke und Frauenbestrebungen (Berlin, September 1896) durch und arbeitet dabei zwei argumentative Techniken der sprachlichen Konstruktionen von Frauenbildern bzw. der Konzeptualisierung von Frauenrollen heraus: die „Doppelstrategie“, bei der sich traditioneller Rollenverhältnisse als Argument für Veränderungen bedient wird, und die kommunikative Technik der Kontrastierung, die mäßigen Fortschritt, neue Frauenbilder und Zukunftsvorstellungen hervorhebt und Kritik am Ist-Zustand formuliert. Zudem analysiert sie, wie Anrede- und Referenzformen genutzt werden, um eine maximale Inklusion und Integration nach innen – als Frauengemeinschaft – herzustellen.

Dustin Breitenwischer untersucht in seinem Beitrag „Gender, Paratext und afroamerikanische Autobiografiegeschichte. Harriet Jacobs – James Baldwin – Glenn Ligon“ die intersektionalen Wissensbildungsprozesse, die sich an paratextuellen Elementen afroamerikanischer Autobiografien entzünden. Im Zentrum steht die Frage, wie Buchcover, Vorworte und Titel Vorstellungen von Race und Gender aktiv mitkonstruieren, herausfordern und neu konfigurieren. Paratexte erscheinen in Breitenwischers Beitrag als soziale und kulturelle Schwellenräume, die interagierende Dynamiken von Zuschreibung, Widerstand und ästhetischer Positionierung ermöglichen. Anhand dreier Fallbeispiele aus drei Jahrhunderten – Harriet Jacobs’ *Incidents in the Life of a Slave Girl* (1861), James Baldwins *Notes of a Native Son* (1955) sowie Glenn Lignons Arbeiten *Untitled (How It Feels to Be Colored Me)* (1991) und *A People on the Cover* (2015) – zeigt Breitenwischer, wie sich literarische und künstlerische Paratexte als Akteur:innen in einem kulturellen Feld verorten, das historisch

durch rassistische, sexistische und klassistische Ausschlüsse geprägt ist. Der Beitrag entfaltet damit eine Theorie paratextueller Kommunikation als intersektionale Wissenspraxis, die nicht zuletzt durch ihre vermeintliche Randständigkeit strukturelle Machtverhältnisse sichtbar macht und produktiv irritiert.

Silke Segler-Meißner wendet sich in ihrem Beitrag „Verflechtungen: Erzählen der Diaspora in Igiaba Scego's *Cassandra a Mogadiscio*“ der italienischen Gegenwartsliteratur und ihrer Verhandlung von nationaler Zugehörigkeit zu. Am Beispiel der autobiografischen Werke Igiaba Scego beleuchtet sie die narrative Selbstbegründung als italo-somalische Autorin und die Prozesse des Ottering, denen sich Igiaba Scego im Literaturbetrieb permanent ausgesetzt sieht. Über den Begriff Verflechtungen analysiert Silke Segler-Meißner die Erzählverfahren in den beiden autofiktionalen Texten Scego's *La mia casa è dove sono* und *Cassandra a Mogadiscio*. In beiden Werken enthüllt Scego die Verschränkung von Kolonialismus und Flucht als Gründungsnarrativ ihrer Familiengeschichte. Sie kritisiert zugleich das kollektive Vergessen der kolonialen Gewalt im kulturellen Gedächtnis Italiens und engagiert sich gegen rassistische Gewalt und Ausgrenzung. Sie entwickelt Erzählverfahren, die eine dynamische Identitätsbildung verhandeln und mit eindeutigen Zuordnungen brechen. Das diasporische Erzählen Igiaba Scego ist insofern im besten Sinne als intersektional zu bezeichnen.

Julia Nantke und Marie Flüh verbinden in ihrem Beitrag „Gendering Knowledge – Digitizing Gender. Wissenskonstitution und Erkenntnisgewinn digitaler Analysen der Kategorie Gender in der Literatur“ Digital Humanities mit Genderforschung am Beispiel der Literaturwissenschaft. Sie zeigen auf, wie quantitative digitale Methoden Ergebnisse ‚traditioneller‘ Zugänge konturieren und neue Erkenntnisse hervorbringen. Anhand von drei exemplarischen Analysen arbeiten sie Unterschiede in den Schreibstilen von Autor:innen um 1800 heraus sowie quantitative und qualitative Unterschiede in der Darstellung von Genderrollen in Texten von Autorinnen und Autoren der Romantik und der Moderne. Sie zeigen u.a., dass Genderrollen in der Romantik insgesamt häufiger waren, weibliche Rollen in der Moderne jedoch ausdifferenzierter dargestellt wurden. Diese quantitativen Zugriffe können, wie Nantke und Flüh ausführen, auch als Ausgangspunkt für detailliertere Betrachtungen von Einzelwerken genutzt werden.

Elisa Linseisen analysiert in dem Beitrag „Queer Sick Apptivism. Apps, queere Krankheit, Aktivismus“ Apps als mediale Räume intersektionaler Wissensproduktion zu Queerness und Krankheit. Ausgehend von Johanna Hedvas Sick Women Theory verhandelt der Text die politische Un/Sichtbarkeit kranker, queerer, nicht-weißer Körper abseits physischer Versammlung. Der

Beitrag fragt, wie digitale Interfaces – insbesondere Social-Media-Apps – als epistemologische Aushandlungsorte fungieren, in denen kollektive Subjektivierungen durch Krankheit, Race und Gender möglich werden. Im Zentrum steht dabei der Instagram-Account *In Sickness and in Study* der:des Künstler:in Carolyn Lazard, dessen repetitive Bildästhetik chronischer Krankheitsdarstellung als subversive Infragestellung neoliberaler Gesundheitsdiskurse gelesen wird. Der theoretisch-methodische Einsatz des Schrägstrichs durchzieht den Text als visuelle Struktur, um die prozessuale Verschränkung von Un/Sichtbarkeit und Un/Wissen auszuloten. Linseisen entwickelt ausgehend davon das Konzept eines „Queer Sick Apptivism“ als Form digitaler Kritik, die sich sowohl in technischer Bereitstellung als auch als ästhetische Geste als eine Politik des Ver/Lernens vollzieht.

Kristin Merle und Anita Watzel beschäftigen sich in ihrem Beitrag „En-Gendering Symbolic Orders – Anti-Genderismus als Mittel rechten ideologischen Mainstreamings und Form religiös-weltanschaulichen ‚Diversitätsmanagements‘“ mit Religion und Religiosität in rechtspopulistischen Kommunikationszusammenhängen und dies mit einem Fokus auf dem sogenannten Anti-Genderismus. Sie untersuchen exemplarisch Beiträge rechter (auch christlicher) Influencerinnen sowie Belege aus einer Studie zu Narrativen und vorurteilsbezogener Kommunikation und Hassrede online. Letztlich können sie folgende Funktionen von Anti-Genderismus herausarbeiten: (a) rhetorisches Mittel der Abwertung, (b) Medium sozialer Vernetzung und (c) Form religiösen ‚Diversitätsmanagements‘.

Lars Sörries-Vorberger untersucht abschließend in seinem Beitrag „*Vulva oder Dose – Penis oder Dödel?* Genitalbezeichnungen, Konzepte und Implikationen im Verhältnis zu Geschlecht und Sexualität“ die Genitallexik des Deutschen. Dafür kategorisiert er 855 Penisbezeichnungen und 695 Vulvabezeichnungen, die lexikografisch erfasst sind, anhand ihrer Quelldomänen und Motivationen (Form und Funktion). Viele Penisbezeichnungen gehen auf Bezeichnungen von Gegenständen, Werkzeugen und Waffen zurück, viele Vulvabezeichnungen auf Bezeichnungen von Behälter und Landschaften. Zudem lassen sich Metaphern wie GENITALIEN SIND TIERE oder PENIS IST WAFFE und VULVINA IST LOCH bestimmen. Das dominante Muster ist das des aktiven Penis, der in die passive – ihm dienende – Vulvina eindringt und sie füllt. Die hinter den Bezeichnungsverfahren stehenden Konzepte (re-)produzieren gesellschaftliche Macht-, Geschlechts- und Normativitätsstrukturen.

An dieser Stelle möchten wir einigen Personen danken, die nicht mit einem Beitrag in diesem Band vertreten sind. Unser Dank gilt Franziska Kutzick, die Titel und Abstract der Ringvorlesung mitentworfen und sich fortwährend an allen Diskussionen beteiligt hat. Wir danken auch Daniel Fliege, der sich zu Beginn mit Engagement beteiligt hat. Zudem danken wir allen bisherigen Vortragenden der Ringvorlesungen. Und – last but not least – danken wir Lisa Schiffrers für ihren außerordentlichen Einsatz bei der Endredaktion des Bandes.

Literatur

- Baker, Paul (2008): *Sexed Texts: Language, Gender and Sexuality*. London: Equinox.
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York/London: Routledge.
- Cameron, Deborah/Kulick, Don (2003): *Language and Sexuality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. In: *Stanford Law Review* 43, 6, S. 1241-1299.
- Daston, Lorraine/Galison, Peter (2007): *Objectivity*. New York: Zone Books.
- Eckert, Penelope/McConnell-Ginet, Sally (2013): *Language and Gender*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Übersetzt von Ulrich Köppen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1987): *Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen*. Übersetzt von Ulrich Raulff. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1993): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004): *Geschichte der Gouvernementalität. Vorlesungen am Collège de France 1977-1979, Band I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Hrsg. von Michel Senellart, übers. von Michaela Ott u. a. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2006): *Geschichte der Gouvernementalität. Vorlesungen am Collège de France 1977-1979, Band II. Die Geburt der Biopolitik*. Hrsg. von Michel Senellart, übers. von Michaela Ott u. a. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Funk, Wolfgang (2018): *Gender Studies*. Paderborn: Fink.
- Haraway, Donna J. (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies* 14, 3, S. 575-599.
- Hartsock, Nancy (1998): *The Feminist Standpoint Revisited and Other Essays*. Boulder, Colorado: Westview Press.

- Hill Collins, Patricia (2000): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.
- Hoppe, Katharina/Vogelmann, Frieder (Hrsg.) (2024): *Feministische Epistemologien: Ein Reader*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kiesling, Scott F. (2019): *Language, Gender, and Sexuality: An Introduction*. London/New York: Routledge.
- Laqueur, Thomas (1992): *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press.
- Narayan, Uma (1989): *The Project of Feminist Epistemology: Perspectives from a Non-western Feminist*. In: Jaggar, Alison M./Bordo, Susan (Hrsg.): *Gender/Body/Knowledge: Feminist Reconstructions of Being and Knowing*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press, S. 256-269.
- Puar, Jasbir K. (2017): *The Right to Maim: Debility, Capacity, Disability*. Durham: Duke University Press.
- Salami, Minna (2020): *Sensuous Knowledge: A Black Feminist Approach for Everyone*. New York: Amistad.
- Schöblier, Franziska/Wille, Lisa (2022): *Einführung in die Gender Studies*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): *Can the Subaltern Speak?* In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana: University of Illinois Press, S. 271-313.
- Voß, Heinz-Jürgen (2010): *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript.
- Wegner, Antonia (2024): *Gender – Aufstieg eines umkämpften Schlüsselbegriffes*. In: Kühl, Richard/Link, Daniela/Heiberger, Lisa (Hrsg.): *Sexualitäten und Geschlechter. Historische Perspektiven im Wandel*. Bielefeld: transcript, S. 17-57.
- West, Candace/Zimmerman, Don (1989): *Doing Gender*. In: *Gender & Society* 1, 2, S. 125-151.
- Wylie, Alison (1990): *Philosophical Feminism: A Bibliographic Guide to Critiques of Science*. In: *Resources for Feminist Research* 19, 2, S. 2-36.
- Zimman, Lal (2014): *The Discursive Construction of Sex: Remaking and Reclaiming the Gendered Body in Talk about Genitals among Trans Men*. In: Zimman, Lal/Davis, Jenny L./Raclaw, Joshua (Hrsg.): *Queer Excursions: Rethinking Binaries in Language, Gender, and Sexuality*. Oxford: Oxford University Press, S. 13-34.

Kanonisiertes Framing. Christine de Pizan im Spiegel feministischer Rezeptionskultur

Lina Herz und Hannah Rieger, Institut für Germanistik, Universität Hamburg

1 Einleitung: Frauen im Literaturkanon

Das Problem der geringen Repräsentanz von Autorinnen im Literaturkanon bleibt auch nach der vom Zweite-Welle-Feminismus geprägten literaturwissenschaftlichen Forschung der 1980er- und der frühen 1990er-Jahre aktuell. Titel wie bspw. „~~Frauen~~Literatur. Abgewertet, vergessen, wiederentdeckt“ (Nicole Seifert 2021), „Geschlecht. Zahl. Zufall.“ (Marlene Streeruwitz 2021), „Hier geht’s lang! Mit Büchern von Frauen durchs Leben“ (Elke Heidenreich 2021) oder „Frauen|Lyrik. Gedichte in deutscher Sprache“ (Anna Bers 2020) wie auch die u.a. von Sibylle Berg zusammengestellte 2018 veröffentlichte Literaturliste „Die Kanon“ mögen das anhaltende Desiderat verdeutlichen, Frauen im Literaturbetrieb Sichtbarkeit zu verschaffen.

Die dem zugrundeliegende Unwucht des Geschlechterverhältnisses in der öffentlichen Wahrnehmung von Literatur messbar gemacht haben die Auswertungen des Projekts #frauenzählen, das 2018 Literaturkritiken hinsichtlich ihrer Berücksichtigung der Werke von Autoren und Autorinnen auszählte. Neben einer mit 33% deutlich geringeren Rate an besprochenen Werken von Frauen konnte hier insbesondere auch ihre genrespezifische Wahrnehmung gezeigt werden. In allen Genres blieb ihre Berücksichtigung weit hinter ihren männlichen Kollegen zurück, mit Ausnahme der Kinder- und Jugendliteratur, wo ihnen mit 55% sogar mehr Aufmerksamkeit zukam (und sie zudem auch nur hier paritätisch von männlichen wie weiblichen Kritikern rezensiert wurden, #frauenzählen 2018).

Die Folgen des sich fortschreibenden Problems einer geringen Repräsentanz von Autorinnen im literarischen Kanon werden greifbar in den Lektürevorgaben der Schulcurricula. So erlangte man im Jahr 2020 in vielen Bundesländern das Abitur, ohne verpflichtend einen einzigen Text von einer Frau gelesen zu haben. Kommen Autorinnen in den Leselisten vor, beschränkt sich die Lektüre in der Regel auf nur ein Werk einer Autorin. Auch das Gesamtprogramm des für Kanonisierungsprozesse wichtigen Verlags Reclam des Jahres 2019 bestätigt diese Zahlen. In den hauptsächlich für Schüler:innen konzipierten und im Unterricht eingesetzten Reihen ‚Lektüreschlüssel‘ sind neun von 160, in den ‚Interpretationen‘ drei von 45 und in den ‚Erläuterungen und

Dokumenten‘ vier von 79 Bänden Werken mit weiblicher Verfasserschaft gewidmet (Herz 2022: 76f.).

Diese Zahlenverhältnisse setzen sich dann bei den für die universitäre Lehre wichtigen Handbüchern zu einzelnen Autor:innen fort: Metzler und De Gruyter kommen bei insgesamt über 50 Handbüchern auf nur acht, die sich Autorinnen und ihrem Werk widmen (Hinrichs 2021).

Diese jüngeren Zahlen und Projekte lassen eine anhaltende mangelnde Kanonisierung weiblicher Autorinnen erkennen, die – das möchte dieser Beitrag zeigen – als ein historisch gewachsenes Problem zu begreifen ist. Um Strukturen zu erkennen, die Frauen den Weg in den Literaturkanon erschweren, lohnt daher auch ein Blick zurück in die Vormoderne auf den exemplarischen Fall von Christine de Pizan und die „verschlungene[n] Wege“ (Zimmermann 2002: 66), die ihr Werk in seiner Rezeptionsgeschichte nahm.

2 Die erste Berufsdichterin Frankreichs: Christine de Pizan (1364 - ca. 1430)

Christine de Pizan wird 1364 in Venedig als Tochter eines Astrologen geboren, der bald nach ihrer Geburt an den Hof des französischen Königs Karl V. gerufen wird. So wächst sie im Umfeld des französischen Hochadels auf; ihr Vater fördert ihre umfassende Bildung, insbesondere auch im Bereich der Literatur. Nach einer kurzen Ehe, aus der sie als junge Witwe hervorgeht, muss sie schließlich sich, ihre drei Kinder, ihre Mutter und eine mittellose Nichte versorgen und tut dies, indem sie schreibt. Zunächst verdient sie ihr Geld als Schreiberin, doch schnell ermöglichen ihr Mäzen:innen, ihre eigenen Texte anzufertigen (Zimmermann 2002: 7-31; Pernoud 1990: 19-33). In ihrer vergleichsweise kurzen Schaffenszeit zwischen 1399 und 1429 schafft sie ein ebenso vielfältiges wie umfangreiches Textkorpus, das hier zumindest auszugsweise einmal chronologisch umrissen sei (mit zeitgeschichtlichen Kontextualisierungen versehen bei Zimmermann 2002: 150f.):

- 1399 *Cent ballades* (Gedichtzyklus für ihre Mäzenin Königin Isabeau von Bayern)
- 1400 *L'Epistre Othéa* (Sammlung von Briefen, in denen die Göttin Othéa dem trojanischen Helden Hektor Ratschläge gibt)
Le dit de Poissy (didaktisches Gedicht mit moralischen Belehrungen)
- 1401/2 zahlreiche öffentliche Briefe im Streit um den *Rosenroman* (s.u.)
- 1402 *Le Livre du Chemin de longue estude* (Traumallegorie über Christines Schicksal verbunden mit einer Darstellung der politischen Probleme ihrer Zeit, s.u.)

- 1403 *Le Livre de la Mutacion de Fortune* (Gedicht über den Einfluss Fortunas auf die Geschichte)
- 1404 *Livre des faits et bonnes mœurs du sage roi Charles V* (Biografie Karls V.)
- 1405 *Le Livre de la Cité des Dames* (allegorische Erzählung über den Bau einer Stadt der Frauen zur Verteidigung des weiblichen Geschlechts, s.u.)
Le Livre des Trois Vertus (Tugendspiegel für Frauen)
Le Livre de l'Advison Christine (Allegorie über Christines Werdegang als Autorin und über die parallelen Zeitläufte Frankreichs)
- 1406/7 *Le Livre du Corps de Policie* (didaktischer Text über die Politik von der Antike bis zum beginnenden Machiavellismus)
- 1410 *Le Livre des faiz d'armes et de chevalerie* (Abhandlung über die Kunst der Kriegsführung und der Kampftechnik, s.u.)
La Lamentacion sur les Maux de la France (Klage über die Missstände in Frankreich)
- 1413 *Le Livre de la Paix* (Klage über die politische Situation und moralische Ratschläge an Regierende)
- 1416 *Epistre sur la prison de vie humaine* (Brief über möglichen Trost nach dem Verlust der Liebsten und Geduld in widrigen Lebenslagen)
- 1425 *Les Heures de contemplacion sur la Passion de Nostre Seigneur Jhesuschrist* (Stundenbuch über die Passion Christi, aufbereitet für ein weibliches Publikum)
- 1429 *Le Dictié de Jehanne d'Arc* (Gedicht über die die französische Armee anführende Jeanne d'Arc)

Dieser unvollständige Auszug aus ihrem Werk, das zeitgenössisch eine weite Verbreitung erfuhr (*L'Epistre Othéas* etwa liegen in 47, *Le Livre des faiz d'armes et de chevalerie* in 21, *Le Livre de la Cité des Dames* in 27 Handschriften vor (Kennedy 1984)), mag vielleicht verdeutlichen, als welch vielseitige Autorin Christine de Pizan zu gelten hätte.

Einhergehend mit ihrer Ikonisierung als protofeministische Autorin des Spätmittelalters kapriziert sich die Wirkungsgeschichte ihres Œuvres jedoch nahezu ausschließlich auf nur einen einzigen Text: den *Livre de la Cité des Dames* (1405) (Zimmermann 2002: 66). Die Wahrnehmung Christines über genau diesen einen Text ist dabei für Fragen nach Auswahl- und Rezeptionsprozessen in doppelter Weise interessant, stützt sich die Kanonisierung der mittelalterlichen Autorin damit doch auf genau jenen Text, mit dem sie selbst kanonbildend wirkt und dabei ihr Tun reflektiert.

2.1 Le Livre de la Cité des Dames – Christines Frauenkatalog

Zu verorten ist der *Livre de la Cité des Dames* im größeren Kontext der *Querelle des femmes*, die das Bild von Christine de Pizan als Autorin maßgeblich geprägt hat. Die Kontroverse um die Geschlechterordnung geht zurück auf Christines Offensive gegen Jean de Meuns misogynen zweiten Teil des *Rosenromans*. In öffentlichen Briefen verteidigt sie die Frauen und argumentiert für eine Gleichwertigkeit beider Geschlechter, was eine breite und langanhaltende Debatte auslöst.¹ Doch nicht nur in Briefen wendet sich Christine gegen die Abwertung von Frauen, auch ihr literarischer Text über die Stadt der Frauen ist als ein „pièce capitale“ in der Verteidigung der Frauen gegen misogyne Abhandlungen zu lesen (Zitat Rigaud 1911: 52; vgl. auch Anthony 1993: 80-88). Es soll – so Zimmermann – „den Blick für die Bedeutung des weiblichen Geschlechts schärf[en] und den Frauen gewichtige Argumente und reiches Beispielmateriale für eine Auseinandersetzung mit frauenfeindlichen Denkweisen an die Hand [geben]“ (Zimmermann 1986: 25).

Christines poetisches Manifest entwickelt seine Schlagkraft gerade nicht nur aus theoretischen Abhandlungen und Argumentationen. Als Antwort auf die misogynen Klischees ihrer Zeit greift sie vielmehr zurück auf eine Textsorte, die vor ihr nur männliche Autoren angefertigt hatten: auf die der biographischen Kataloge herausgehobener Persönlichkeiten, wie etwa Petrarcas *De viris illustribus* (1337/1351-53) oder Boccaccios *De claris mulieribus* (1375), das zu ihrer wichtigsten Quelle wird (vgl. Jeanroy 1922).² In Anlehnung an die Tradition der Sammlungen außergewöhnlicher Persönlichkeiten präsentiert Christine in ihrem *Livre de la Cité des Dames* einen Katalog herausragender Frauen, dem sie eine kämpferische Funktion zuschreibt. Immer wieder macht sie deutlich, dass die Ziele ihrer Kompilation die Verteidigung des weiblichen Geschlechts (vgl. Brown-Grant 2003: 132-135; McLeod 1991: 123-137) und zugleich die Befähigung ihrer Rezipientinnen sind, sich selbst argumentativ zur Wehr zu setzen. Dazu bereitet sie das in ihrem Katalog versammelte Wissen um die vorbildlichen Frauen in besonderer Weise auf und präsentiert ihre Geschichten in Form einer ‚Exempelsammlung im narrativen Rahmen‘ (zum Begriff Haug 1991):

Die Erzählung beginnt mit der Vorstellung ihrer von der Lektüre misogynen Literatur ermüdeten Autorinnenfigur mit Namen Christine, der in ihrer Schreibstube drei allegorische

1 Zu Christines Rolle im Literaturstreit vgl. Pernoud 1990: 88-109; zu den Briefwechseln Rigaud 1911: 62-74; zur Rolle des *Livre de la Cité des Dames* im Literaturstreit ebd., S. 75-114. Editorisch aufbereitet und mit einer erklärenden und einordnenden Einleitung versehen ist der Literaturstreit, aus dem die zentrale Rolle Christine de Pizans ersichtlich wird, in der Edition: Hicks 1977.

2 Boccaccios *De claris mulieribus* rezipierte Christine de Pizan vermutlich in der französischen Übersetzung *Le Livre des femmes renommées* (anonym, 1401), vgl. dazu Curnow 1975: Bd. 1, 141-147.

Damen erscheinen (Vernunft, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit). Mit ihrer Hilfe soll Christine eine Stadt bauen, in die alle vorbildlichen Frauen einziehen, um dort von schützender Architektur umgeben in homosozialer Gemeinschaft in Frieden leben zu können. Das Bauprojekt wird bereits zu Beginn als poetologische Metapher kenntlich, wenn Frau Vernunft Christine auffordert, sich zum Ausheben des Fundaments *ou champ des escriptures* (Curnow 1975: 639) / „hinaus aufs Feld der Literatur“ (Zimmermann 1986: 48) zu begeben und dort mit der *pioche de ton entendement* / „Spitzhacke deines Verstandes“ (ebd.) tief zu graben, später dann *a la trampe de ta plume* (Curnow 1975: 786) / „im Rhythmus des Eintauchens deiner Feder“ (Zimmermann 1986: 131) zu mauern. Die zu vollziehenden Bauschritte sind strukturbildend für die Erzählung, nach ihnen richten sich die einzelnen Abschnitte der Geschichte, die von der Errichtung einer schützenden Architektur für eine Stadt der Frauen erzählen, indem sie auf unterschiedliche Weise Wissen speziell von und für Frauen aufbereiten und vermitteln. So beginnt jeder Bauschritt damit, dass die Autorinnenfigur Christine antiphrastisch ein misogynen Klischee vorbringt, das dann von einer der drei allegorischen Frauenfiguren zunächst argumentativ entkräftet wird. Auf die theoretischen Abhandlungen folgt eine Sammlung von Frauenbiografien, die das zuvor Behandelte illustrieren und positive Beispiele bieten. Diese katalogisierten Frauenviten sind zentral für die Fiktion vom Stadtbau. Sie werden explizit mit dem *matiere plus forte et plus durable que marbre se elle a cyment ne pourroit estre* (Curnow 1975: 630) / „Baustoff [...], der fester und haltbarer ist als Marmor und Mörtel zusammen“ (Zimmermann 1986: 43) identifiziert, dessen Bereitstellung die drei Frauen Christine gleich zu Beginn versprechen. Insg. 140 Frauen aus unterschiedlichsten Kontexten (Mythologie, Hagiographie, Geschichte etc.) werden auf diese Weise als der Baustoff inszeniert, aus dem die Autorinnenfigur erzählend und schreibend nicht nur ihren Text, sondern damit auch ihre Stadt fertigt. Doch die Frauen, deren Geschichten das Material der wehrhaften Festung bilden, bekommen noch eine weitere Funktion innerhalb der Stadtbau fiktion, wenn sie am Ende des Textes auch als Bewohnerinnen in die Stadt der Frauen einziehen und dort unter der Herrschaft der Jungfrau Maria in friedvoller, ewiger Gemeinschaft leben.

Der Entwurf einer positiv konnotierten Gynäkokratie (Tiller 2005: 99f.) wurde oft als Utopie (vgl. den Überblick bei Kottenhoff 1994; das entschiedene Plädoyer bei Klarer 1993: 61-67), spezifischer als ‚Frauenutopie‘ (Willard 1984: 135; Rivera Garretas 1993: 215-237), verstanden. Doch über den Zusammenhang vom Bild einer Zuflucht bietenden, schützenden urbanen Architektur und der Bereitstellung einer Sammlung, die Wissen von Frauen für Frauen bereitstellt, vermittelt Christine de Pizan gerade keinen Nicht-Ort in unbestimmter Ferne. Die konkrete Ausgestaltung von Christines Frauenkatalog zeigt vielmehr, wie sie den präsentierten weiblichen Kanon so aufbereitet, dass er Frauen ganz konkret im Hier und Jetzt tatsächlich Schutz und Zuflucht bieten kann, indem er sie zur (Selbst-)Verteidigung befähigt. Insbesondere die konkrete Ansprache weiblicher Rezipientinnen, die Verbindung der vermittelten Frauenschicksale mit dem positiven Geschichtsbild einer voranschreitenden, sich entwickelnden Gesellschaft wie auch das breite Spektrum an präsentierten weiblichen Rollenmustern tragen zur Funktionalisierung von Christines Frauenkatalog bei, die wir heute als ‚Empowerment‘ fassen würden.

Hatte Christine in ihren zuvor verfassten Schriften zur Verteidigung der Frauen noch männliche Rezipienten adressiert, die sie von der Ebenbürtigkeit der Frauen zu überzeugen versuchte, wendet sie sich mit der *Cité des Dames*

und dem dazugehörigen *Trésor de la Cité des Dames* (1406) erstmals explizit und klar markiert an weibliche Rezipientinnen, die sie mehrfach im Text direkt anspricht (Lechat 2021: 149f.). Ihren *redoubtees dames* (Curnow 1975: 1031) / „edlen, hochverehrten Frauen“ (Zimmermann 1986: 286), und damit meint sie inklusiv *toutes femmes, soyent grandes, moyennes, ou petites* (Curnow 1975: 1034) / die „Frauen aller Stände, ob vornehmer, bürgerlicher oder niederer Herkunft“ (Zimmermann 1986: 288), verspricht sie die Möglichkeit der Aufnahme in jene Gemeinschaft der vorbildlichen Frauen, wenn sie sich den in den gesammelten Geschichten etablierten Werten entsprechend verhalten.

Christines Hinwendung an eine weibliche Rezipientinnenschaft schlägt sich nicht nur in der Anrede nieder. Ihr Versprechen der möglichen Teilhabe ist verbunden mit der besonderen Weise, in der sie das Material ihres Bauwerks, ihrer Sammlung an Frauenviten, anordnet und ausgestaltet. Die biographischen Kataloge zuvor und so auch ihre direkte Vorlage von Boccaccio ordnen die präsentierten Viten chronologisch. Die dadurch gebildeten Reihen verknüpfen sich dabei in der Regel im Sinne eines pessimistischen Geschichtsverständnisses mit dem Narrativ eines fortschreitenden Verfalls der Welt (Brown-Grant 2003: 154-173; Stecopoulos/Uitti 1992: 49). So schließt Boccaccio seine Sammlung herausragender Frauen mit einer für zeitgenössische wie zukünftige Rezipientinnen niederschmetternden Diagnose:

In nostras usque feminas, ut satis apparet, devenimus, quas inter adeo perrarus rutilantium numerus est, ut dare ceptis finem honestius credam quam, his ducentibus hodiernis, ad ulteriora progredi[.]

Nun sind wir also augenscheinlich bis zu den Frauen von heute gekommen; aber unter denen gibt es nur ganz wenige wirklich brillante. Und so scheint es mir anständiger, zu einem Schluß zu kommen als noch weiterzumachen[.] (Erfen/Schmitt 2003: 226f.)

Diesem Narrativ des gesellschaftlichen Verfalls, der sich auch in der immer geringeren Zahl an guten Frauen zeige, tritt Christine entgegen, indem sie die chronologische Struktur aufbricht und die Lebensgeschichten der von ihr ausgewählten Frauen anders reiht, nämlich systematisch nach den Tugenden, Fähigkeiten oder Eigenschaften, die sie verkörpern sollen (Blanchard 1992: 237-239). Ihr Frauenkatalog bekommt dadurch den Charakter eines Nachschlagewerks, das entgegen dem Narrativ fortschreitenden Verfalls eine konstante Existenz vorbildlicher Frauen durch die gesamte Geschichte hinweg vor Augen führt. Insbesondere die Integration zeitgenössischer Frauenbiografien wie die der derzeit regierenden französischen Königin Isabella von Bayern und von anderen französischen Fürstinnen (Zimmermann 1986: 243-245) öffnet die Sammlung auch für jene Frauen, die noch kommen und sich für eine Aufnahme in den exklusiven Kreis vorbildlicher Frauen qualifizieren werden (Brown-Grant 2003: 162f.).

Interessant ist dabei aber nicht nur die Anordnung, sondern auch die konkrete Auswahl, die Christine trifft. Einen besonderen Schwerpunkt nämlich

bilden die Geschichten über jene Frauen, die der Gesellschaft große Errungenschaften brachten wie etwa Ceres oder Arachne, die Christine nicht als entrückte Göttinnen, sondern als reale Frauen präsentiert, auf die Kulturtechniken und gesellschaftliche Errungenschaften zurückgehen (vgl. Stecopoulos/Uitti 1992: 50f.). Ihre Sammlung der bemerkenswerten Frauen vermittelt ihren Rezipientinnen so die aktive Rolle von Frauen für einen bis heute andauernden gesellschaftlichen Fortschritt (vgl. Brown-Grant 2003: 158f.).

Mit ihrem reichen, systematisch aufbereiteten Katalog wirksamer Frauenfiguren – in dem mehrfach eine „Revision des patriarchalen Kanons“ (Roß 1998: 126; ähnlich etwa auch Klarer 1993: 66) erkannt wurde – markiert Christine schließlich auch einen Wandel in der Auffassung, wie der Zusammenhang von Vorbildlichkeit und Weiblichkeit zu denken ist. Hatte Boccaccio noch Frauen gesammelt und vorgestellt, die er dafür lobte, dass sie mit *virilem* [...] *animum*, mit männlichem Geist ihr schwaches Frausein überwandten (Erfen/Schmitt 2003: 16f.; vgl. dazu Stecopoulos/Uitti 1992: 49) und damit „atypical of their gender“ (McLeod 1991: 65) einem rein männlich gedachten Ideal entsprachen, profiliert Christine Weiblichkeit nicht als Hinderungsgrund, trotz dessen man vorbildlich handeln kann, sondern als Eigenschaft, in der selbst eine Voraussetzung zu idealem Handeln liegt (vgl. Brown-Grant 2003: 164; Stecopoulos/Uitti 1992: 49). Gleich zu Beginn des Textes bezieht sie sich dazu auf die Schöpfungsgeschichte und leitet die Gleichwertigkeit von Mann und Frau aus ihrer Schaffung aus seiner Rippe ab (Curnow 1975: 651f.; Zimmermann 1986: 55). ‚Weibliches‘ Verhalten wird damit nicht mehr als Makel, sondern als dem ‚Männlichen‘ gleichwertige Möglichkeit guten Wirkens dargestellt. Ein Beispiel für die Folgen, die Christines Aufwertung des ‚Weiblichen‘ hat, ist ihre Umarbeitung der Geschichte von Medea. Hatte Boccaccio Medea noch als affektgeleitete Kindsmörderin verteufelt, lobt Christine sie für spezifisch weiblich interpretierte Verhaltensweisen und Eigenschaften wie ihr umfassendes Wissen um die Wirkung von Kräutern, die Kenntnis von Zauberformeln und das Beherrschen aller Künste, die sie in ihrer reinen und beständigen Liebe zu ihrem Ehemann einsetzte (Curnow 1975: 732f. u. 931-933; Zimmermann 1986: 101 u. 220f.).

Dabei bleibt das ‚Weibliche‘, das hier im Gegensatz zu ihren Vorlagen nobilitiert wird, in Christines Sammlung durch die Vielzahl an unterschiedlichsten Beispielgeschichten definitorisch unbestimmt. Das von der allegorischen Frau Vernunft gleich zu Beginn geäußerte Argumentationsziel, *que femme qui a entendement est cuvenable en toutes choses* (Curnow 1975: 666) / „daß eine kluge Frau zu allen Dingen befähigt ist“ (Zimmermann 1986: 64), zeigt sich in der Vielzahl an Frauenbiografien mit unterschiedlichsten Eigenschaften, Fähigkeiten und Funktionen, es verdichtet sich aber wohl am augenscheinlichsten in der Darstellung Minervas. Im entsprechenden Kapitel (Curnow 1975: 739-743; Zimmermann 1986: 104-106) schildert Christine zunächst – wie auch bei den anderen Frauenbeschreibungen – Minervas Eigenschaften und Leistungen.

In ihrer außergewöhnlichen Klugheit habe sie der Gesellschaft eine nicht geringe Zahl an wichtigen Erfindungen geschenkt, wie etwa einige griechische Buchstaben, die Technik des Zählens und Addierens, die Kunst des Wollwebens und des Herstellens von Wagen und Karren, zudem noch zahlreiche musikalische Instrumente. Besonderes Augenmerk legt Christine aber auf die Herstellung von geschmiedeten Waffen sowie den Unterricht in der Ordnung und Technik des Kämpfens in der Schlacht, den sie den Athenern erteilt habe. Im Anschluss an ihre Auflistung der Leistungen nimmt Christine dann gerade ihre Rolle als Kriegsgöttin auf und schließt eine für ihren Frauenkatalog untypische Passage an, in dem sie auf ein Bildnis Minervas bei den Griechen verweist, dessen Kunstwerkbeschreibung sich als eine lange und ausführliche *descriptio* liest. So schreitet sie die wehrhafte Jungfrau von Kopf bis Fuß ab und interpretiert ihr Äußeres und ihre Attribute auf ihre Bedeutung für das Rittertum hin. Ihre grausamen Augen bspw. liest sie als Zeichen der ritterlichen Pflicht zur strengen Gerechtigkeit, ihr Panzerhemd als Zeichen für die Macht des Ritterstandes und ihren Schild aus Kristall als Zeichen für die Notwendigkeit ewiger Wachsamkeit.

Gerade diese Frauenfigur, die in ihrer Bedeutsamkeit für Kriegsdinge ganz explizit als nicht dem weiblichen Klischee entsprechend markiert wird (Curnow 1975: 740: *c'est loings de nature de femme* / Zimmermann 1986: 105: „liegt es doch der weiblichen Natur eigentlich fern“), wählt Christine aus, um sie ihren Rezipientinnen in einer ekphrastischen *descriptio* plastisch vor Augen zu stellen und ihr damit in ihrem Entwurf einer Stadt der Frauen geradezu ein Denkmal zu setzen. Sicher muss Minerva hier als ein besonders plakatives Beispiel gesehen werden und doch kann sie exemplarisch dafür stehen, wie breit sich das Bild von Weiblichkeit in Christines Frauenkatalog auffächert. Zwischen heiligen Jungfrauen und starken Amazonen, regierenden Witwen und liebenden Müttern, mächtigen Göttinnen und weisen Prophetinnen entwickelt sie in ihrer Sammlung ein diverses Spektrum an weiblichen Fähigkeiten und Eigenschaften, aber auch an Rollen und Ämtern, die Frauen einnehmen und verkörpern können.

2.2 Frauenwissen – zur Funktion von Christines Frauenkatalog

Mit der expliziten Ansprache weiblicher Rezipientinnen, der thematischen Anordnung der Biografien von Frauen aller Zeiten und der Aufwertung einer divers gestalteten Weiblichkeit als Voraussetzung für vorbildliches Handeln wird der *Livre de la Cité des Dames* als ein Text kenntlich, der sich speziell an Frauen richtet und diese mit spezifisch für sie aufbereitetem Wissen ausstattet. Als Ziel ihres Schreib- und letztlich Bildungsprojekts formuliert Christine selbst immer wieder den Wunsch, ihre Leserinnen wehrhaft zu machen. Denn für sich eintreten zu können, ist – das vermittelt die Autorin – auch eine Frage

des Wissens. Welchen hohen Stellenwert Christine der Bildung von Frauen zuschreibt, wird besonders deutlich daran, welche Männerbiografien es in ihren sonst weiblichen Katalog schaffen. Es sind vor allem jene ‚guten Väter‘, die ihren Töchtern Zugang zu Bildung gewährten (Zimmermann 2002: 74).

Die Bereitstellung eines in alle Zeiten geöffneten, diversen weiblichen Kanons soll also konkret Frauen Beispiele und Beweise zugänglich machen, auf die sie zugreifen können, um sich gegen misogynen Angriffe zur Wehr zu setzen. So legt es Christine der allegorischen Frau Vernunft am Ende des von ihr durchgeführten Bauschritts in den Mund:

Il me semble que assez ay produit de preuves a mon entencion: c'est assavoir de te demonstrier, par vive rayson et exemple, que Dieu n'a point eu, ne a, en reprobacion la sexe femenin / ne que celluy des hommes[.] (Curnow 1975: 778)

Ich habe, so scheint es mir, genügend Beweise für mein Vorhaben geliefert. Es bestand darin, dir durch lebensnahe Argumentation und Beispiele zu zeigen, daß Gott das weibliche Geschlecht ebensowenig wie das männliche zu irgendeinem Zeitpunkt mit einem Fluch belegt hat[.] (Zimmermann 1986: 128)

Doch der Frauenkatalog dient nicht nur der Bereitstellung von Argumenten und abstrakten Beispielgeschichten. Er reagiert zusätzlich auch auf ein anderes Desiderat, das in dem Wunsch nach einer wehrhaften Festung manifest wird und sich durchaus auch in Kanondebatten jüngerer Datums niederschlägt. Auf Christines im Text vorgebrachte Frage, warum sich denn die Vielzahl an klugen und mächtigen Frauen bislang nicht zur Wehr gesetzt habe gegen die Verleumdungen, die Herabwürdigungen und das Unrecht, das ihnen getan wurde, antwortet Frau Rechtschaffenheit:

Amie chiere, ceste question est assez legiere a souldre. Tu puez veoir / par ce que devant t'est dit comment les dames dont je t'ay raconté cy dessus les grans vertus, occupoyent en diverses oeuvres differanciees l'une de l'autre leur entendement et non mie toutes en une meismes chose[.] (Curnow 1975: 924)

Teure Freundin, die Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand. Dem zuvor Gesagten kannst du entnehmen, daß jede der edlen Frauen, von deren hervorragenden Eigenschaften ich dir erzählt habe, isoliert, für sich allein war und auf ganz verschiedenen Gebieten ihren Verstand einsetzte, daß sie sich jedoch niemals gemeinsam einer einzigen Sache widmeten[.] (Zimmermann 1986: 215)

Um sich als Frau zu behaupten, braucht es – so der Text – das Wissen um die Existenz anderer Frauen, mit denen man sich als wehrhafte Gemeinschaft verstehen und aus dieser gestärkten Position heraus besser für sich und das eigene Geschlecht eintreten könne.

Genau dieses Wissen stellt Christine mit ihrem *Livre de la Cité des Dames* bereit und trifft damit zeitgenössisch bei den von ihr explizit adressierten Rezipientinnen auf großes Interesse, das sich an den zahlreichen Handschriften und an bereits im 15. Jahrhundert angefertigten Übersetzungen ins Englische und Flämische abzeichnet (Kennedy 1984: 93-96). Verlorene Wandteppiche,

mit denen Herrscherinnen wie die französische Königin Anne de Bretagne (1477-1514) oder die Erzherzogin Margarete von Österreich (1480-1530) vermutlich ihre repräsentativen Räume auskleideten (Hinterberger 2020: 123f.; Groag Bell 1997: 45-47), zeugen davon, dass das Angebot des Textes, sich als Teil einer Gemeinschaft vorbildlicher Frauen zu verstehen, in der adligen Oberschicht angenommen wurde.

Doch die Tradierung von Christines Frauenkatalog gerät schnell ins Stocken. So gibt es kaum Zeugnisse, die eine Wirkung über das 15. Jahrhundert hinaus bezeugen (Zimmermann 2002: 66), was oft mit der Adressierung einer weiblichen Leserinnenschaft wie mit der ablehnenden Haltung des Humanismus gegenüber allegorischen Erzählweisen begründet wird (Opitz 1992: 261-263). Auch ihre Übersetzung ins Deutsche lässt lange auf sich warten. Anders als Boccaccios *De claris mulieribus*, das in einer Übersetzung Heinrich Höwels bereits in den 1470er Jahren als mit Holzschnitten illustrierter Druck *Von den synnrychen erluchten wyben* für den deutschen Sprachraum zugänglich gemacht wird, dauert es lang, bis nicht nur Christines Buch über die Stadt der Frauen, sondern auch ihr restliches Werk dort Gehör findet.

Die Wege, die Christine und ihr Werk in der Rezeptionsgeschichte nehmen, sind vor dem Hintergrund ihrer eigenen Gedanken und Strategien zur Aufbereitung eines weiblichen Kanons nahezu tragisch. Denn in ihrer Wirkungsgeschichte wird gerade dieser Frauenkatalog zu jenem Text, der sie zwar bekannt macht, der sie aber auch in das Klischee der für Frauen schreibenden Frau drängt und ihrer Wahrnehmung als vielseitige Autorin des Spätmittelalters entgegenwirkt.

3 Christine de Pizan deutsch

Vor dem Hintergrund, dass sich mit Christine de Pizan erstmals eine für die Zeit des späten Mittelalters nicht nur biografisch gut belegte ‚Berufsautorin‘ beschreiben, sondern auch ein breites literarisches Œuvre aus ihrer Feder nachvollziehen lässt, welches ebenso gut dokumentiert wie erhalten ist, bleibt umso erstaunlicher, dass eine breite Rezeption im Europa der Frühen Neuzeit, sowohl in Frankreich selbst als auch darüber hinaus, beinahe vollständig ausgeblieben ist. Zwar wird sie vereinzelt in Katalogen und Beispielsammlungen erwähnt, ansonsten bleibt ihr Werk bis ins 20. Jahrhundert kaum beachtet, zuvor nur partiell, z.B. durch die Herausgabe einer 14-bändigen Anthologie *Collection des meilleurs ouvrages francais composés par des femmes* durch Louise de Keralio in Paris zwischen 1786-1789, wodurch Teile ihres Werkes erstmals potenziell wahrgenommen werden konnten. Gemein ist diesen Zeugnissen des Werkes oder zum Werk der Christine de Pizan, dass sie stets über das Label ‚Schreibende, gelehrte Frau‘, häufig auch mit anderen schreibenden

Frauen versammelt, verortet wird, was ihre Wahrnehmung literaturgeschichtlich von Beginn an geprägt hat und im 20. Jahrhundert auch weiterhin prägt (zur *Querelle des Femmes* Bock/Zimmermann 1997: 20f.).

Für die deutsche Rezeption mag dies besonders deutlich gelten, da Christines Texte mit der Ausnahme des *Livre de la Cité de Dames*, das als *Buch von der Stadt der Frauen* erstmals 1986 von Margarete Zimmermann ins Deutsche übersetzt wird und 2023 als überarbeitete Neuausgabe wieder von ihr herausgegeben wurde, bislang nicht übersetzt sind. So ist sie eben nicht über ihre Texte, ihr literarisches Schaffen greifbar, sondern im deutschsprachigen Raum primär über ihre Rolle als vormoderne Autorin politischer und philosophischer Texte bekannt. Ihr ‚Framing‘ als Feministin ante quem und/oder als vorbildliche Frauenrechtlerin (Gottlieb 1985: 337) beginnt bereits mit den ersten deutschsprachigen Rezeptionsspuren. So schreibt beispielsweise Johann Frauenlob 1631 in *Die Lobwürdige Gesellschaft der Gelehrten Weiber, das ist: Kurtze historische Beschreibung der fürnembsten gelehrten verständigen und kunsterfahrenen Weibspersonen die in der Welt biß auff diese Zeit gelebet haben* über Christine de Pizan, sie sei „wol gelehrt vnnd erfahren gewesen in guten Kunsten“ und habe „ein Buch vom dem Lob der Weiber geschrieben“ (ebd.: 10). Diese beiden Punkte – Gelehrsamkeit und *Das Buch von der Stadt der Frauen* – werden zum Signum der Wahrnehmung Christine de Pizans. Auch in zeitlich deutlich späteren Einträgen steht dies mit den entsprechenden Rückverweisen immer im Zentrum ihrer Darstellung und wird nur geringfügig erweitert.³ Interessant ist, dass nur in den in lateinischer Sprache abgefassten Schriften deutscher Gelehrter auch andere Texte aus Christines Werk benannt werden, der zeitlich nächste deutschsprachige Verweis auf ihr Werk bleibt allerdings wiederum an den beiden Grundaussagen zu ihr als Autorin orientiert. So heißt es bei Johann Caspar Eberti in *Eröffnetes Cabinet Deß Gelehrten Frauen=Zimmers Darinnen Die Berühmtesten dieses Geschlechtes umständlich vorgestellt werden*, Frankfurt/Leipzig 1706:

Christina. Von Pisa (sic!) aus Italien gebuertig/wird von etlichen Parisiensis genant/war vor 202. Jahren ein wolerfahnes und gelehrtes Weib/hinterließ ihren Nahmen durch etliche Buecher/welche sie geschrieben und wird ihr Buch vom Lobe der Weiber/ingleichen ein anders des via magni studii; wie nicht minder ihr Thesaurus Civitatis mulierum [...] satsames Zeugniß ablegen.

Eine erste umfassendere Beschäftigung mit ihrem Werk findet sich dann im späten 18. Jahrhundert bei Christoph Martin Wieland in *Der Teutschen Merkur* im *Verzeichniß und Nachrichten von Französischen Schriftstellerinnen*,

3 So beispielsweise um den Verweis auf ihre historisch-politischen Einlassungen zu Karl VI. z.B. im *Le Livre de la Paix* von 1413, vgl. so bei Johann Pasch in *Gynaeceum Doctum sive Dissertatio Historico-Literaria, Vom Gelehrten Frauenzimmer*. Wittenberg 1689, 30 oder auf ihr sophistisches Werk des *Livre de la prod'homie de l'homme* von 1405, vgl. so bei Christian Juncker in *Centuria foeminarum eruditione et scriptis illustrium. Appendix zu: Schediasma historicum De ephemeridibus sive Diariis erudi torum*, Leipzig 1692, 31.

welche sich hauptsächlich in Werken des Witzes und Geschmacks, besonders im Romantischen Fache, hervorgethan haben (Weimar 1781, Bd. 1). Während er zuvor auf wenigen Seiten auf Heloise (194-199) und ganz knapp auf Marie de France (199-200) eingeht, ist Christine de Pizan als letzter, aber gleichsam als wichtigster französischer Dichterin des Mittelalters in dieser Reihe ein längerer Beitrag gewidmet (200-229). Neben einer ausführlichen Familien- und Bildungsgeschichte Christines findet sich hier auch die vollständige Anerkennung ihres dichterischen Œuvres. Wielands Lob des Werkes der Christine de Pizan ist allumfassend und jeden potenziell trübenden Aspekt fängt er in überschwänglichen Apologien oder Vergleichen auf. So rechtfertigt er beispielsweise den Grund ihres Schreibens mit ihrer maximalen Aufrichtigkeit – nach dem Tod des Vaters und des Ehemanns ist sie gezwungen, einer Lohnarbeit nachzugehen – im direkten Vergleich mit Horaz:

[Sie beschloß], die Fruchtbarkeit ihres Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterin und Schriftstellerin Sensation machen, und ihre Lage dadurch verbessern koennte. Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres Poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der lebenswuerdigsten und geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Duerftigkeit angetrieben habe, Werke zu machen? (Ebd.: 207)

Während er einerseits ihre dichterische Kompetenz lobt und Passagen ihrer Schriften – insbesondere diejenigen mit Selbstthematisierung aus *Le Livre de l'Advision Cristine* von 1405 – in Übersetzung bzw. in Paraphrase bringt, verstrickt er sich andererseits auch in Argumentationen über Christine als Frau in ihren Texten, wenn er sie biografisch liest und ihr autofiktionales Programm, welches ihr poetisches Verfahren in ihrem Gesamtwerk durchzieht, nicht wahrnimmt bzw. es anhand ihres Frau-Seins vermisst und bewertet.

So mutmaßt er etwa über Christine anhand ihrer Ausführungen über das Verliebtsein in der *Vision*:

Unsre Dichterin mochte zwar damals noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildnis vor der Cité des Dames zu schließen) sehr lebenswuerdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, daeuht uns, ohne sehr entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von 36 Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwaertigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reizungen verlohren hatte, nicht zum Gegenstande einer romanhaften Liebe gemacht haben. (Ebd.: 211)

Dass Wieland sich im Duktus und inhaltlich im Kern hier dem für ihn aktuellen – insgesamt ähnlich aufgebauten und ebenfalls grundständig wertschätzenden – Artikel in der Oktoberausgabe 1779 der *Bibliothèque Universelles de Romans*⁴ anschließt, in welchem nicht nur Christines Lebensgeschichte so-

4 Wieland verweist ausdrücklich auf diesen Beitrag hin (ebd.: 211). Der ausführliche französische Artikel ‚Christine de Pisan‘ von über 60 Seiten wird einem M. L' Abbé C.** zugeschrieben, über den nichts weiter zu finden ist (ggf. auch sprechender Name, der Gelehrsamkeit

wie einzeln ihre Werke beschrieben werden, erklärt nicht nur seine gute Kenntnis über ihre Schriften insgesamt. Er problematisiert so auch die darin enthaltenen historisch nicht belegbaren Spekulationen über Christines Liebe zu einem englischen Grafen nach dem Tod ihres Ehemannes als wenig aussagekräftig für ihre Dichtung, um sich dann aber selbst in männlichen Bewertungen von Christine als objektivierter Frau – nicht als Dichterin – zu ergehen. So konterkariert er zuletzt selbst sein eigentliches Anliegen.

Von solchen zeitgenössisch eher gewohnheitsmäßigen misogynen Zwischentönen der Bewertung von Frauen abgesehen, bleibt Wielands Grundton ein großes Plädoyer für die Dichterin Christine de Pizan. Sein Hauptargument, mit dem er seine Abhandlung beginnt und motiviert (ebd.: 200f.), ist der große Einfluss ihres Werkes auf die Zeitgenossen, womit er auch auf das im frühen 15. Jahrhundert noch verfügbare Wissen über sie und ihre Texte sowie deren Rezeption verweist, verdiene sie doch – so heißt es weiter – im Hinblick auf den Wert der „Producte ihres Geistes unstreitig eine der ersten Stellen unter den französischen Schriftstellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts“ (ebd.).

Trotz der Auszeichnung Wielands bleibt auch im Verlauf des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert eine deutsche Rezeption der Texte Christines vollständig aus, während allerdings manche ihrer männlichen Zeitgenossen sehr wohl eine intensive und stetig bis in 20. Jahrhundert durchgängige Rezeption erfahren. Zu denken wäre hier etwa an die breite Rezeption der Texte François Villons, dessen gesamtes Werk spätestens seit Anfang des 20. Jahrhunderts vollständig übersetzt vorliegt. An diesem wesentlich schmaleren und zudem thematisch wie poetisch deutlich begrenzteren Œuvre arbeiten sich Autoren wie Richard Dehmel, Paul Zech, später Wolf Biermann und Reinhard Mey ab (Pöckl 1990; Pinkernell 2010). Dass hier vielleicht auch Textmoden und erzählstoffliche Interessen eine Rolle spielen – Villon schreibt frühe Milieugeschichten, von (kleinkriminellen) gesellschaftlichen Randfiguren –, ist im Hinblick auf die Frage seiner Durchsetzung im Vergleich zu den differenzierten Gedanken in den sprachlich wie literarisch wohlgeformten Texten Christines ebenso denkbar wie der Erklärungsversuch Margarete Zimmermanns, dass ihr Werk in seiner Breite eben nicht gut in den (klischeehaften) Vorstellungen der gängigen weiblichen Schreibdomänen (Lyrik, Briefromane über Familie, Mutterschaft und Liebe) zu verorten gewesen (Zimmermann in Pernoud 1990: 9) und deshalb einfach ganz ausgeblieben sei.

anzeigt, aber keine Person?). Dass Artikel und Rezensionen in Zeitschriften nur mit abgekürzten Namen und/oder Initialen abgedruckt werden, entspricht allerdings der Publizistik der Zeit. Im Beitrag finden sich neben der Lebensbeschreibung von Christine (119-140) Ausführungen zu ihren Texten *Le Chemin de Long-Etudes* (141-159), zu *La Cité des Dames* (160-165), zu ihren Gedichten *Jeux a Vendre* (166-167), zum *Livre de la vision de Chritine* (168) und zu den *Epistres sur le roman de la rose* (169-173).

Hinzu kommt die durchaus berechtigte Frage, warum es Christines Werk ausgerechnet im deutschen Sprachraum denn anders ergangen sein sollte als im restlichen Europa.⁵ Wäre ein interessierter Leser wie Wieland nicht eher ein Lichtblick einer sonst so trüben Rezeptionsgeschichte zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert? Ihre ausbleibende Rezeption bei einem so breiten und im 15. Jahrhundert noch dicht überlieferten Œuvre ist und bleibt ungewöhnlich und ist von der literaturgeschichtlichen Forschung nach wie vor unzureichend erklärt worden, vielleicht aber auch nicht wirklich beantwortbar. Was sich aber sehr wohl bei Christine de Pizan zeigt – und damit entspricht ihr ‚Fall‘ durchaus dem, was auch anderen schreibenden Frauen im Europa des Spätmittelalters und der beginnenden Frühen Neuzeit in ihrer Rezeption widerfährt (Herz 2022: 98f.) – ist zum einen eine geschlechtermäßig argumentierbare Marginalisierung einer Frau als Autorin, deren Werk erst keine Beachtung mehr geschenkt wird, woraufhin sie dann insgesamt in Vergessenheit gerät. Zum anderen wird gleichsam im Gegenzug aber auch eine ‚Überfeminisierung‘ sichtbar, wenn sie ab dem späten 19. Jahrhundert, insbesondere Anfang des 20. Jahrhunderts im Kontext der frühen Frauenbewegung vor dem immer gleichen Bezugstext *Die Stadt der Frauen* feministisch ikonisiert wird. Während die ersten Darstellungen des 20. Jahrhunderts männlicher Autoren die zeitgeschichtliche Relevanz und die immerwährende Aktualität der Texte Christine de Pizans zwar erkennen und auch als solche ausstellen, ist ihnen aber gleichzeitig eigen, genau dieses kämpferisch-emanzipatorische Potenzial für die eigene politische Situation der erstarkenden Frauenbewegung und die Aktivitäten der Suffragetten möglichst einzuhegen. So beispielsweise Gustav Gröber, eine Gründungsfigur der deutschsprachigen Romanistik, Mitbegründer der *Zeitschrift für Romanische Philologie*, zu dessen Forschungsschwerpunkten die mittelfranzösische Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts zählte und der in einem 1902 publizierten Aufsatz mit dem richtungsweisenden Titel *Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin* Christine de Pizan literaturgeschichtlich reinstallierte und im emanzipatorischen Geist seiner Zeit verortete. Gröber meint es, durch seinen literaturgeschichtskritischen Ansatz im Hinblick auf die höfische Literatur und ihr Frauenideal,⁶ durchaus ernst mit

-
- 5 Anders als im deutschen Sprachraum gab es in England und Portugal schon im 15. Jahrhundert einzelne Schriften, die in die Volkssprache übertragen worden waren, so z.B. die frühe englische Übersetzung von William Caxton des *Livre des fais d'armes et de chevalerie* von 1489 oder die zwischen 1447 und 1455 entstandene portugiesische Übersetzung des *Livre des trois vertus*. Vgl. dazu auch Buschinger/Richards 2023: 15-17 sowie Carstens-Grokenberger 1961.
 - 6 Gröbers programmatischer Einstieg in seiner Bewertung des literarischen Ideals der Frauenfigur in mittelalterlicher Dichtung ist im Hinblick auf seine Entstehungszeit durchaus progressiv, insofern, dass sich in der Folge noch viele Jahrzehnte die europäischen mediävistischen Literaturwissenschaften an eben dieser Frage vor allem im Hinblick auf die mittelalterliche Lyrik – die er hier mit seinem Beispiel der Christine de Pizan geradezu beiläufig abräumt – abarbeiten wird: „Wenn man von den Troubadours und den französischen Minne-

Christine de Pizan, die er zur ersten Frauenrechtlerin erhebt, habe sie doch gewagt, „den Grundgedanken der Liebeshöfe ernst nehmend, der demütigenden Auffassung der geistlichen Autoritäten eine würdige Meinung von der Frau entgegenzusetzen.“ (Gröber 1902: 346) Auch bei Gröber klingt Verwunderung darüber an, dass erst jetzt in Frankreich eine Ausgabe ihrer Dichtungen und Prosaschriften erscheinen wird, die aber gestatten wird, „ihr Bild den Mitkämpferinnen unsrer Tage vor Augen zu führen.“ (ebd.) Das, was auf den ersten Blick nach einem ernsthaften Anliegen im Vergleich des historischen ‚Feminismus‘ einer Christine de Pizan im eigenen zeitgenössischen Diskurs mit der ‚Frauenfrage‘ aussieht, entpuppt sich in der Folge als klare Grenzziehung für Frauen seiner Zeit, indem er Christines Überlegungen in *Die Stadt der Frauen* funktionalisiert, um darüber den ‚natürlichen‘ Wirkungskreis der Frau zu bestimmen bzw. zu bestätigen. Die drei K – Küche, Kinder, Kirche – werden, man ist geneigt zu sagen immerhin, um ein viertes K, die Kunst, erweitert:

Fern lag es ihr gleichwohl, an den ökonomischen Wettbewerb zu denken, der heute eine wesentliche Seite der Frauenfrage geworden ist. Ebenso wenig führt sie in ihrem Damenstaat einen weiblichen Minister oder in ihren militärischen Werken einen General im Weiberrock vor. Sie kannte die Grenzen der weiblichen Veranlagung, die die Natur gezogen hat, gut genug, um die Frau zu etwas anderm heranbilden zu wollen, als zur geistigen Aristokratin, als welche sie ihren Wirkungskreis in Haus und Familie, in der Schule, als Künstlerin, als Schöngestirnte und gelehrte Schriftstellerin, was Christine selbst schon war, finden kann und oft genug nach ihr gefunden hat. (Ebd.: 350f.)

Während – und dafür ist Gröber nur ein Beispiel – über Christine de Pizan um die Jahrhundertwende von männlichen Autoren konservative Muster aus ihrem Werk abgeleitet werden und sie dadurch irrigerweise auch als Kronzeugin gegen die Emanzipationsbestrebungen von Frauen des frühen 20. Jahrhunderts gelesen wird, zeichnen Arbeiten von Frauen dazu ein Gegenbild, so z.B. die Heidelberger Dissertation Mathilde Kastenbergs mit dem Titel *Die Stellung der Frau in den Dichtungen der Christine de Pisan* von 1909, die Münsteraner Dissertation Martha Rohrbachs mit dem Titel *Christine von Pisan. Ihr Weltbild und ihr geistiger Weg* von 1934 und Anna Blum-Erhardts Zeitschriftenbeitrag *Christine von Pisan. Eine Bahnbrecherin geistigen Frauenberufs* von 1938/1939, und bilden in einer dann geschlechtlich binär geführten Debatte das Gegengewicht aus dieser frühen Phase der deutschen Pizan-Rezeption.

dichtern [...] hört, die fähig waren, die Geliebte zum Marienbild zu verklären, wenn man an Dante denkt, dessen Ringen nach geistiger Hoheit und sittlicher Läuterung sich ihm zur Gestalt der unsterblichen Beatrice verdichtete, oder an Petrarcas Laura sich erinnert, zu der er die eigne Seele zu idealisieren vermochte, so erhält man den Eindruck, daß die Frau im Mittelalter auf einer Höhe gestanden habe, wie selbst in der Gegenwart nicht, und daß sie dem Manne des Mittelalters ein höheres Wesen bedeutet hat, dem er sich, wie einem Marienbild, nur in scheuer Demut zu nähern wagte. Doch ist das eitle Täuschung. [...] In Wirklichkeit dachte der mittelalterliche Dichter, Dante und Petrarca eingeschlossen, bei aller Frauenhuldigung und Frauenidealisation nicht anders von der Frau als die Kirche. (Gröber 1902: 343)

Die erste signifikante Zunahme der Rezeption und eine breitere Sichtbarkeit und zumindest kleinere Öffentlichkeit ist für den deutschen Sprachraum dann erst im Zusammenhang mit der deutschen Übersetzung der *Cité des Dames*, die 1986 erscheint, festzustellen. Nur einige Jahre zuvor (1975!) war die erste kritische Edition in der Ausgangssprache und nach der Handschrift besorgt worden,⁷ sodass auch insgesamt die Forschung in den 1980er Jahren und in der Folge im deutschen Sprachraum in den 1990er Jahren deutlich ansteigt (Zimmermann in Pernoud 1990: 11). Wichtige Impulse der Pizan-Forschung entstammen den 1970er und 1980er Jahren, hier vor allem von Forscherinnen, die, so dem einhelligen Eröffnungsmotiv eines jeden dieser Forschungsbeiträge folgend, der Autorin zunächst ihren Platz in der Literaturgeschichte erschreiben müssen (z.B. Liebertz-Grün 1984; Brabant 1992; Cooper-Davies 2023).

Die erste dichte Beschäftigung mit Christine de Pizan erfolgt also zuletzt und vor allem vor dem Hintergrund, bzw. vielmehr auf der Folie von den als profeministische Ideen Christines verstandenen Überlegungen aus *Die Stadt der Frauen*, sie wird allein über diesen Text wahrgenommen und nicht zuletzt durch diese Monofokussierung als „an important foremother of the feminist canon“ (Huffer 1989: 71) in der Literaturgeschichtsschreibung wie auch in der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung gleichsam überfeminisiert. Auch die moderne deutsche Rezeption ist aufs Engste und beinahe ausschließlich mit diesem Text verbunden, kein weiterer Text des breiten Œuvres liegt bis heute in vollständiger Übersetzung vor. Wie ernüchternd und erfreulich gleichzeitig da doch die Veröffentlichung des AvivA-Verlags Berlin ist, der im Oktober 2024 eine von Margarete Zimmermann verantwortete Übersetzung verschiedener autobiografischer Textstellen aus *Le Livre de la Mutacion de Fortune* und *Le Livre de l'Advision Cristine* herausgegeben hat, die vielleicht eine Wahrnehmung Christine de Pizans auch abseits der *Stadt der Frauen* ermöglichen wird und diese sich loslösen kann von einem ausschließlich feministischen Fragehorizont an ihr Werk.

Zuletzt sollen im Hinblick auf die deutsche Rezeption des Werkes der Christine de Pizan noch zwei Beispiele beleuchtet werden, die deren skizzierten Verlauf beinahe ausschließlich im emanzipatorischen Gestus und auf alleiniger Textbasis der *Stadt der Frauen* – wenn auch zeitlich wie in Art und Weise ganz unterschiedlich – aufbrechen und deutlich werden lassen, dass eine Wahrnehmung von Christines Werken auch über *Die Stadt der Frauen* hinaus gegeben ist, es sich aber in beiden Fällen um Einzelphänomene zu handeln scheint.

7 Eine im Jahr 1974 von Monika Langer als Dissertation eingereichte kritische Edition auf der Grundlage von sieben Handschriften ist bis heute unveröffentlicht (Zimmermann 2002: 142, Anm. 106). Auch die Edition Curnow: 1975 liegt nur maschinenschriftlich vor.

3.1 Das buoch von dem vechten vnd von der ritterschafft (ca. 1450)

So entsteht bereits Mitte des 15. Jahrhunderts eine vollständige Übersetzung des *Livre des fais d'armes et de chevalerie* ins Alemannische: ein Codex (Ms. germ. fol. 1705) mit einem Besitzereintrag von 1453, der nach Bern führt und weitere Rückschlüsse zur Entstehung erlaubt. So habe *Das buoch von dem vechten vnd von der ritterschafft* einem Jakob I. vom Stein gehört, Angehöriger eines Berner Adelsgeschlechts (vgl. dazu ausführlich Schneider-Lastin 1996: 189; Buschinger/Richards 2023: 18f.). Nur einige Jahre nach der Entstehung des Textes 1410 liegt dieser bereits vollständig im Deutschen vor. *Das Buch über das Kämpfen in Krieg und Frieden* entstand wohl im Auftrag oder im unmittelbaren Umfeld des Burgunderherzogs Johann Ohnefurcht, welcher es zur militärischen Erziehung des Dauphins Louis de Guyenne einsetzen wollte (Schipke 2002). Ein Lehrwerk also, bei dem Christine auf klassische und zeitgenössische Werke über Kampftechnik und Kriegsführung zurückgreift und diese kompiliert, dabei aber auf die aktuellen Probleme ihrer Zeit eingeht und ein genau auf diese abzielendes Handbuch für die Praxis vorlegt, wie sie selbst am Textbeginn erläutert und was den großen Erfolg zu erklären vermag. So liegen allein 22 Handschriften dieses Buches aus dem 15. Jahrhundert vor (Buschinger/Richards 2023: 11f.). Im Hinblick auf die Frage nach der mittelalterlichen Autorin zwischen ihrer Marginalisierung als schreibender Frau bzw. ihrem beinahe vollständig in Vergessenheit geratenen Werk einerseits und andererseits ihrer Überfeminisierung als Anwältin aller Frauen und dem sich daraus ergebenden Tokenismus, die diesen Parforceritt durch die deutsche Rezeptionskultur des Werkes der Christine de Pizan begleitet, zeigt die erste deutschsprachige Übersetzung eines Pizan-Textes auch eine Besonderheit.

So hatte dieser Text schon einige Jahre nach Christines Tod einschneidende Veränderung erfahren und dadurch die Ausbildung von zwei verschiedenen Überlieferungssträngen bewirkt: Von den 22 überlieferten Handschriften des 15. Jahrhunderts können elf zur autorinnennahen Fassung A gezählt werden, die übrigen elf zur redaktionell bearbeiteten Fassung B. Das besondere Signum der Handschriftengruppe B ist die Entfernung des Prologs, in dem sich Christine gerade mit jener im *Buch von der Stadt der Frauen* prachtvoll entfalteten Kriegs- und Weisheitsgöttin Minerva auseinandersetzt, und die systematische Ersetzung aller femininen Pronomina, die auf die Verfasserin Christine verweisen, durch maskuline. Diese Tilgung ist in der Forschung dahingehend gedeutet worden, dass Christines weibliche Präsenz entfernt worden sei (Dulac/Richards 2016), weil man sich nicht hatte vorstellen können, dass eine Frau ein Werk „mit traditionell männlicher Thematik“ (Schneider-Lastin 1996: 194) über die Kunst der Kriegsführung schreibt. Auch der erste französische Druck des Werkes durch Antoine Verard im Jahr 1488 spart den Namen Christines aus (Buschinger/Richards 2023: 12).

Für die deutsche Übersetzung ist all das nicht relevant. Denn auch wenn sich nichts über die übersetzende Person und deren Herkunft, die Auftraggebenden oder eine genauere Zeitangabe feststellen lässt, muss die Vorlage der Gruppe A der Handschriften angehört haben, weil Christines Name nicht unterdrückt wird und auch der Prolog in voller Länge wiedergegeben wird.⁸ Über den Zweck dieser Übersetzung lässt sich zuletzt nur spekulieren: Dass der Besitzer Jakob vom Stein selbst zu denjenigen gehört, „die in diser meisterschafft der kunst der ritterschafft geübett sind“ (Buschinger/Richards 2023: 93), wie es im Prolog hinsichtlich des Adressatenkreises heißt, dass er vielleicht selbst als Heerführer und/oder militärischer Ausbilder in den Diensten Berns stand und mit dem Text einen praktischen Nutzen verband, ist ebenso denkbar, als zeitgleich in Bern viele Texte, die in Frankreich gerade *à la mode* sind, ins Deutsche übersetzt werden, und sich Christines Ritterbuch hier in eine Reihe von zeitgleich entstehenden Übertragungen gesellt.⁹ Darüber, dass es der auftraggebenden Person hier mehr um die Übersetzung einer Schrift Christine de Pizans gegangen sein könnte als um die Übersetzung eines Ritterhandbuches, lässt sich dem deutschen Text nichts entnehmen, gleichwohl zeigt er zumindest Spuren auf, die deutlich machen, dass es nicht darum geht, die Verfasserin als nicht kompetent in der Sache auszustellen oder sie grundsätzlich in ihrem Status als Autorin anzugreifen oder gar zu tilgen. Wie wenig problematisch die Übersetzenden gelehrte Frauen zu finden scheinen, oder dass sie dies zumindest nicht als besonders markieren oder kommentieren müssen, zeigt eine der Fehlübersetzungen an, die die deutsche Fassung auch im Vergleich zur englischen Fassung ändert. So heißt es im Prolog etwa: [...] *das ich uor me geseitt hab als das ouch Boecius der poete seit in seinen büchern von den geleritten frowen, des gelichen vil ander erzellen, [...]* (Buschinger/Richards 2023: 95), während es im französischen Vergleichstext heißt: [...] *si que autrefois ay dit, et que meesement le recite le poete Bocace en son Livre des femmes cleres, et semblablement le recitent aultres plusieurs, [...]* (ebd.: 94).

Da Caxton in der englischen Übersetzung hier ebenfalls *Boece* übersetzt (7,11), liegt nahe, dass dies vielleicht schon so in ihrer Vorlage stand, auch

8 Schneider-Lastin hat durch Ausschlussverfahren versucht, die genaue Vorlage der Übersetzung zu bestimmen, was zum Zeitpunkt seiner Arbeit eine besondere Herausforderung war, da ihm weder der französische (!) noch der deutsche Text kritisch ediert vorlag (1996: 195, Anm. 27). Feststellen konnte er lediglich, dass die englische Übersetzung des William Caxton auf der gleichen Vorlage wie die deutsche Übersetzung basieren muss, da sich drei auffällige Übersetzungsfehler im Prolog in beiden Übersetzungen gleichen. Die jüngst erschienene Edition der deutschen Übersetzung grenzt die Vorlagenfrage auf drei Optionen ein (Brüssel, Bibliotheque royale de Belgique 10476, Paris, Bibliotheque nationale de France f. fr. 603 und London, British Library Harley 4605), ohne sie final klären zu können. Vgl. Buschinger/Richards 2023: 22f.

9 Zu denken wäre hier etwa an Thüringen von Ringoltingen *Melusine* oder die Berner Fassung von *Pontus und Sidonia*, die nicht den bekannten deutschen Versionen A und B entspricht, vgl. dazu Müller 1977, Hahn 2003.

wenn es eigentlich (so die sonstigen Handschriften der Gruppe B) *Bocace* heißen müsste. Nur in Bezug auf Boccaccio ergibt auch die Beifügung *et son Livre des femmes cleres* Sinn, entspricht es dem Werktitel *De claris mulieribus*. Auch wenn Caxton den Titel nicht zu erkennen scheint, übersetzt er deutlich näher am französischen Text, wenn er hier die Frauen als *clere & noble* (7, 12)¹⁰ beschreibt, während die deutsche Übersetzung daraus *gelernte frowen* (s.o.) macht. Insgesamt sicher eine Randnotiz eines Übersetzungsvorgangs, im Fall eines Textes, der in seiner frühen Überlieferung schon die eigene Autorin als gelehrte Frau in einem Überlieferungsstrang zu tilgen weiß, aber zumindest eine Pointe.

Das zweite Beispiel deutscher Rezeption des Werks der Christine de Pizan abseits der *Stadt der Frauen* ist eines aus dem frühen 20. Jahrhundert.

3.2 Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (1910)

Rainer Maria Rilkes einziger Roman *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* erscheint nach sechsjähriger Bearbeitungszeit 1910 und erzählt von den Eindrücken eines Parisaufenthaltes des Protagonisten Malte Laurids Brigge, eines jungen dänischen Dichters adliger Abstammung. Maltes tagebuchartige Einträge verflechten Erinnerungen und minutiöse Beobachtungen über sein eigenes Leben und Milieu, Betrachtungen über Geschichte und Kunst sowie metaphysische Spekulationen während seiner Reise im Stil eines verlorenen Sohnes. All das formuliert in moderner, surrealistisch anmutender Sprache und in homodiegetischer Erzählstimme und interner Fokalisierung mit dem Autor aufs Engste verschränkt.

Obwohl es sich um einen zutiefst lyrischen Roman handelt, orientieren sich Maltes Überlegungen weder an Christines Lyrik, die zum Zeitpunkt der Entstehung des Romans in Frankreich gerade neu aufgelegt wurde (Margolis 2001: 103), noch an ihrer autobiografischen Prosa, sondern an ihrem allegorisch-politischen Reisege-dicht, das stark von Boethius und Dante beeinflusst ist, dem *Livre du Chemin de long estude* (1402/1403).¹¹ In diesem Text beschreibt sie eine lange Reise, auf der sie, begleitet von der antiken Seherin Sibylle von Cumae, zuletzt das himmlische Haus der Vernunft erreicht. Dort hört sie gelehrte Streitreden über das Thema des Friedens und bekommt selbst den

10 *And also the poete boece recyeth in his boke of clere & noble wimmen / and semblably recyten many other / the arte & manere to make harnoys of yron & steel / whiche wyl not haue ne take it for none euyl / yf I a woman charge my self to treate of so lyke a matere / but wyl ensewe thenseignement & techyng of seneke whiche saith / reche the not what they saye / soo that the wordes be good* (7, 12-18).

11 Dass Rilke den *Chemin* wählte, mag ganz einfach damit zusammenhängen, dass er ihm in vollständiger Form zugänglich war (Margolis 2001: ebd.).

Auftrag, die Ergebnisse dieser parlamentarischen Sitzung zu den französischen Prinzen und Herrschern zu bringen. Das Buch widmete sie Karl VI. und überreichte es dem Herzog von Berry im März des Jahres 1403.

All dies gilt es zu wissen, um den intertextuellen Verweis in Rilkes *Malte Laurids Brigge* überhaupt verstehen zu können. Dieser erfolgt erst gegen Ende des Romans und ist Teil des historischen Abschnitts zur mittelalterlichen dänischen und französischen Geschichte – im Abschnitt über die Zeit des wahn-sinnigen Königs Karl VI., dem Christines *Chemin* ja gewidmet ist. Rilke verschränkt innerhalb eines detailliert gezeichneten Geschichtspanoramas über diese Referenz zusätzlich Maltes eigenes Gefühl der Hilflosigkeit mit der Hilflosigkeit Karls VI.:

Zu solchen Tagen war der König voll milden Bewußtseins. Hätte ein Maler jener Zeit einen Anhalt gesucht für das Dasein im Paradiese, er hätte kein vollkommeneres Vorbild finden können als des Königs gestillte Figur, wie sie in einem der hohen Fenster des Louvre stand unter dem Sturz ihrer Schultern. Er blätterte in dem kleinen Buch der Christine de Pisan, das ›Der Weg des langen Lernens‹ heißt und das ihm gewidmet war. Er las nicht die gelehrten Streitreten jenes allegorischen Parlaments, das sich vorgesetzt hatte, den Fürsten ausfindig zu machen, der würdig sei, über die Welt zu herrschen. Das Buch schlug sich ihm immer an den einfachsten Stellen auf: wo von dem Herzen die Rede war, das dreizehn Jahre lang wie ein Kolben über dem Schmerzfeuer nur dazu gedient hatte, das Wasser der Bitternis für die Augen zu destillieren; er begriff, daß die wahre Konsolation erst begann, wenn das Glück vergangen genug und für immer vorüber war. Nichts war ihm näher, als dieser Trost. Und während sein Blick scheinbar die Brücke drüben umfaßte, liebte er es, durch dieses von der starken Cumäa zu großen Wegen ergriffene Herz die Welt zu sehen, die damalige: die gewagten Meere, fremdtürmige Städte, zu gehalten vom Andruck der Weiten; der gesammelten Gebirge ekstatische Einsamkeit und die in fürchtigem Zweifel erforschten Himmel, die sich erst schlössen wie eines Saugkindes Hirnschale. (Rilke in Schmidt-Bergmann 2022: 173f.)

Rilke verdichtet Zeit, Raum, Gegenstände, Figuren und Gattungen oder vermischt sie miteinander in ähnlicher Weise, wie er es wohl Christines *Chemin* abliest. Lesende müssen Rilkes Referenztext sehr gut kennen, um beispielsweise verstehen zu können, dass die dreizehnjährige Phase des Schmerzensfeuers Christines einleitendes Bild im Prolog ihres Textes ist, haben doch – so heißt es dort – dreizehn Jahre bitterer Tränen zwischen dem Tod ihres Mannes und der Niederschrift des *Chemin* gelegen. Diese Metapher lässt den König schließlich erkennen, dass der Trost erst im ‚Danach‘ liegt. Es ist Christines Herz, das ihn Trost erfahren lässt,¹² und es ist ihr – von *der starken Cumäa* (s.o.) ergriffenes – Herz, das ihn die Welt erkennen lässt. Auch warum sich die weissagende Sibylle in die Welterkenntnis einschleibt, wird nur vor der Folie des *Chemin* deutlich. Rilke nutzt Christines didaktische Stärke, ihr Herz, um Karls Schwäche zu kontrastieren, wird er, der lernwillige König – so wird im

12 Im *Chemin* zitiert Christine mehrmals aus Boethius' *De Consolatione* in der Übersetzung von Jean de Meung, einem Buch, in dem sie, wie sie selbst angibt, in der Zeit ihres größten Leidens Trost gesucht und gefunden habe.

weiteren Erzählverlauf deutlich – doch zuletzt an Christines Lektionen scheitern, wenn er nicht in der Lage ist, die vermittelte Tiefe zwischen Text und Bild zu erfassen, sondern in der Betrachtung ihrer Oberfläche verharrt:

Sie hatten ihm die Gewohnheit beigebracht, stundenlang über Abbildungen zu verweilen, und er war es zufrieden, nur kränkte es ihn, daß man im Blättern niemals mehrere Bilder vor sich behielt und daß sie in den Folianten festsäßen, so daß man sie nicht untereinander bewegen konnte. (ebd.: 174)

Bei aller hier gebotenen Kürze und ohne den Anspruch zu verfolgen, in die Tiefen der Regalmeter füllenden Erforschung und Interpretation der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* einzusteigen, sollte trotzdem deutlich geworden sein, dass Maltes Anspielung auf Christines *Chemin* von Bedeutung und poetischer Tragweite für diesen Roman ist, während Rilkes intertextueller Verweis für die Literaturgeschichte der geschlechtsspezifischen Autor:innenanspielungen bedeutsam, weil im Hinblick auf die deutschsprachige Christine de Pizan-Rezeption in dieser Form und Tiefe einmalig ist.

4 Schluss

Trotz oder vielleicht auch wegen des massiven ‚kanonisierten Framings‘ Christine de Pizans zeigt die Wirkungsgeschichte der großen mittelalterlichen Dichterin, dass über die parolenhafte Nennung der *Stadt der Frauen* hinausgehend kaum jemand ihr Werk zur Kenntnis nimmt.

Dass dies an der mangelnden Verfügbarkeit adäquater Editionen und kritischer neu- und/oder fremdsprachiger Übersetzungen liegt, ist nicht zuletzt Befund und Leerstelle dieses Beitrags. Doch lässt sich, das zeigen die vorangehenden Streifzüge durch Christines Rezeptionsgeschichte, die fehlende Aufbereitung und die ausbleibende Kanonisierung ihres Œuvres ebenso auch als ein Symptom der zugleich reduzierten und reduzierenden Wahrnehmung Christines als protofeministische Autorin des Spätmittelalters lesen.

Wenn Literaturwissenschaftler:innen von einem kanonisierten Text sprechen, so meint dies im Kern die Kenntnis des Werkes und seiner literarischen Bedeutung für eine Epoche, Gattung o.Ä. Dass die dahinterstehende Autorschaft dabei stets eine Rolle spielt, liegt auf der Hand, ebenso, dass allein über Autor:innen ganze Epochen, Stile, Formen aufgerufen werden können. Gleichwohl geht es im Kanon um das Werk an sich, während es – und das ist im Fall Christines entscheidend – bei ihrer Wahrnehmung als Autorin stets um sie als Person und um ihre protofeministischen Ideen in der *Stadt der Frauen* geht. Gerade weil es sich bei Christine de Pizan um eine so interessante, weil exzeptionelle Figur im spätmittelalterlichen Literaturbetrieb handelt, ist eine biografische Wahrnehmung als Berufsautorin bzw. sind die Wahrnehmung des Ichs

und dessen (Selbst-)Inszenierung in ihren Texten durchaus literaturwissenschaftlich nachvollziehbar (Burrichter 2022; Peters 2008). Die verbreitete Fokussierung auf ihre Person aber perpetuiert unweigerlich den immer gleichen Frauentopos der schreibenden Gelehrten im Mittelalter und stellt so fortgesetzt stärker Person als Text in den Vordergrund. Genau dieses Framing, das ihr in der spärlichen Rezeption ihres Werks von Beginn an widerfährt, führt letztlich zu einem sich selbst verstärkenden Effekt: Aus Interesse an der gelehrten Feministin Christine werden die immer wieder gleichen Aspekte aus der *Stadt der Frauen* wahrgenommen, die im Gegenzug eine überfeminisierte Betrachtung der Autorin weiter befördern und damit erneut zur Verengung des Interesses an ihrem Gesamtwerk beitragen.

Vereinzelt aber kennt die Rezeptionsgeschichte auch eine Wahrnehmung von Christine de Pizans Texten im Modus ‚Werk vor Verfasserschaft‘, was die frühe alemannische Übersetzung des Buches von der Ritterschaft wie auch das Beispiel Rilkes zeigen, vielleicht auch gerade weil sie sich *nicht* auf *Die Stadt der Frauen* beziehen.

Margarete Zimmermann, eine der wohl besten Kennerinnen der Christine de Pizan und ihres Werkes, hat *Die Stadt der Frauen* einmal als das „Buch mit Folgen“ (Zimmermann 2009) beschrieben. Das ist literaturgeschichtlich unbestreitbar der Fall. Nun wäre es aber auch daran, hinter den immer wieder besprochenen „Folgen“ das literarische Ganze und eine Schriftstellerin wahrzunehmen, die mehr ist als eine Frau mit dem einen Text und der einen Debatte.

Mit gemischten Gefühlen schaut man daher auf die beiden Neuerscheinungen des Aviva-Verlags, der im Jahr 2024 gleich zwei Bände mit Texten Christines auf den Markt gebracht hat. Neben der Neuauflage einer deutschen Übersetzung des *Buchs von der Stadt der Frauen* erschien der ebenfalls von Margarete Zimmermann herausgegebene Band *Ich, Christine*, der autobiografische Texte der mittelalterlichen Autorin versammelt. Damit verschafft ihr der Verlag sicherlich erfreuliche Aufmerksamkeit im deutschsprachigen Raum. Ob man Christine dadurch aber tatsächlich, wie Katharina Teutsch am Ende ihrer Doppelrezension beider Werke als Hoffnung formuliert, aus der Rolle des „Geheimtipp[s] für Feminismushistorikerinnen“ (Teutsch 2024: 36) wird lösen können, ist, zumindest was ihre inhaltliche Wahrnehmung angeht, fraglich.

Christine de Pizan und ihre Rezeptionsgeschichte sind keineswegs als historischer Einzelfall zu verstehen. Vielmehr kann ihre Wirkungsgeschichte exemplarisch stehen für systemische Probleme, die der Überlieferung und Kanonisierung der Werke von Frauen nicht nur im literarischen Feld im Weg stehen. Unter dem Titel *Beklaute Frauen. Denkerinnen, Forscherinnen, Pionierinnen: Die unsichtbaren Heldinnen der Geschichte* hat jüngst Leonie Schöler eine Zusammenstellung vergessener Frauen vorgelegt und die Mechanismen umrissen, die ihrer adäquaten Erinnerung entgegenwirken. Wenn Frauen, so Schöler, nicht gänzlich in Vergessenheit geraten, „so wird meist mehr über ihr Wesen und ihren Lebensstil diskutiert als über ihr Wirken.“ (Schöler

2024: 28f.) Diese Diskussion geschehe, wie es auch bei Christines vielfacher Darstellung als exzeptionelle Frau des Spätmittelalters erfolgte, immer „in direktem Bezug auf ihr Geschlecht und wie sehr sie diesem entspricht – oder eben nicht.“ (ebd.)

Der Befund der bis heute anhaltenden Nichtpräsenz von Autorinnen im Kanon lässt sich mit diesen Überlegungen freilich nicht erklären. Und doch lassen sich an den bis in die heutige Zeit reichenden Wechselwirkungen zwischen der Wahrnehmung der Person und des Werks Problemfelder und Strukturen in der Kanonisierung von weiblichen Autor:innen erkennen, von denen auch die am Anfang des Beitrags aufgeworfenen Befunde aus der Gegenwart Zeugnis geben.

An historischen Beispielen wie der hier nachgezeichneten Wirkungsgeschichte Christine de Pizans lassen sich also vielleicht auch für die Gegenwart notwendige Lizenzen dafür ableiten, dass es durchaus von großer Relevanz sein kann, Texte allein aus genderspezifischen Gründen zu publizieren, zu übersetzen und zu rezipieren, um der Marginalisierung und dem Vergessen, Reflexen der Überfeminisierung oder – wie in Christines Fall – sogar beidem gleichzeitig entgegenzuwirken. Inwiefern sich durch eine erhöhte und dauerhafte Sichtbarkeit weiblicher Verfasserschaft die nicht immer zielführende Vergemeinschaftung von Geschlecht und Inhaltsspezifik auflösen lässt, wird sich noch zeigen müssen, denn die aktuellen Tendenzen sind da durchaus sehr ausbaufähig. Wünschenswert wäre, dass sich durch eine verstärkte Präsenz von Autorinnen und durch ein breiteres Spektrum bekannter schreibender Frauen dann im zweiten Schritt auch ihre geschlechtsspezifische Wahrnehmung bzw. ihre Bindung an bestimmte Themen, Stile oder Textgenres auflösen ließe und sich ganz im Sinne Christines etablieren würde *que femme qui a entendement est cuvenable en toutes choses* (Curnow 1975: 666) / „daß eine kluge Frau zu allen Dingen befähigt ist“ (Zimmermann 1986: 64).

Literatur

Primärliteratur

- Buschinger, Danielle/Richards, Earl Jeffrey (Hrsg.) (2023): Christine de Pizan: Le livre de faiz d'armes et de chevalerie / Bouch von dem vechten und von der ritterschaft. Edition des französischen Textes und der alemannischen Übersetzung. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Carstens-Grokenberger, Dorothee (Hrsg.) (1961): Christine de Pisan: *Buch von den drei Tugenden* in portugiesischer Übersetzung. Portugiesische Forschungen der Görresgesellschaft, Band 2.1. Münster: Aschendorff.

- Caxton, William (1968): Christine de Pizan: The fayt of armes & of chyualrye. Westminster 1489.
- Curnow, Maureen (Hrsg.) (1975): The „Livre de la Cité des Dames” of Christine de Pizan. A Critical Edition. 2 Bände. Diss. masch. Nashville: Vanderbilt University.
- Erfen, Irene/Schmitt, Peter (Hrsg.) (2003): Giovanni Boccaccio: De claris mulieribus/Die großen Frauen. Lateinisch/Deutsch. Ausgewählt, übers. u. komm. v. Dens. Reclams Universal Bibliothek, Band 9341. Stuttgart: Reclam.
- Hicks, Eric (Hrsg.) (1977): Christine de Pisan, Jean Gerson, Jean de Montreuil, Gontier et Pierre Col: Le Débat sur Le Roman de la Rose. Édition critique, introduction, traductions, notes par E. H. Bibliothèque du XVe Siècle, Band 43. Paris: Champion.
- Schmidt-Bergmann, Hansgeorg (Hrsg.) (2022): Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Text und Kommentar v. Dens. Suhrkamp Basis-Bibliothek, Band 17. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Zimmermann, Margarete (Hrsg.) (1986): Christine de Pizan: Das Buch von der Stadt der Frauen. Aus dem Mittelfranzösischen übers., mit einem Komm. u. einer Einl. vers. v. Ders. 2., erw. Aufl. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Sekundärliteratur

- Anthony, Michaela (1993): Christine de Pizans „Livre de la cité des dames“. Der visionäre Entwurf eines Ideals zwischen Tradition und Innovation. Diss. masch., Universität Paderborn.
- Blanchard, Joël (1992): Compilation and Legitimation in the Fifteenth Century: Le Livre de la Cité des Dames (Transl. by Earl Jeffrey Richards). In: Richards, Earl Jeffrey (Hrsg.): Reinterpreting Christine de Pizan. Unter Mitarbeit v. Joan Williamson, Nadia Margolis u. Christine Reno. Athen/Georgia: University of Georgia Press, S. 228-249.
- Blum-Erhard, Anna (1938/1939): Christine von Pisan. Eine Bahnbrecherin geistigen Frauenberufs. In: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 41, S. 540-543.
- Bock, Gisela/Zimmermann, Margarete (1997): Die ‚Querelle des Femmes‘ in Europa. Eine begriffs- und forschungsgeschichtliche Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Die europäische ‚Querelle des Femmes‘. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 9-38.
- Brabant, Margaret (Hrsg.) (1992): Politics, Gender and Genre. The Political Thought of Christine de Pizan. Boulder u.a.: Westview Press.
- Brown-Grant, Rosalind (2003): Christine de Pizan and the Moral Defence of Women. Reading beyond Gender. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press.
- Burrichter, Brigitte (2022): Christine de Pizan (1364/65 – nach 1429). Strategien der Selbstinszenierung einer Intellektuellen. In: Bennewitz, Ingrid/Löser, Freimut (Hrsg.): (V)erdichtete Leben. Literarische Lebensmuster in Mittelalter und Früher Neuzeit. Unter Mitarbeit von Martin Fischer. Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft, Band 23. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag, S. 262-282.
- Cooper-Davies, Charlotte (2023): Christine de Pizan. Empowering Women in Text and Image. Gender and Power in the Premodern World. Leeds: ARC Humanities Press.

- Dulac, Liliane/Richards, Earl Jeffrey (2016): *Le Livre des faits d'armes et de chevalerie*. Une critique féminine cachée de la chevalerie? In: Demartini, Dominique/Le Ninan, Claire/Paupert, Anne/Szkilnik, Michelle (Hrsg.): *Une femme et la guerre à la fin du Moyen Âge, Le Livre des faits d'armes et de chevalerie de Christine de Pisan*. Études Christiniennes, Band 13. Paris: Honoré Champion éditeur, S. 191-203.
- #frauenzählen (2018): # Frauen zählen. Sichtbarkeit von Frauen in Medien und im Literaturbetrieb. Ein Forschungsprojekt der verbandsübergreifenden AG DIVERSITÄT+, zu den Diagrammen: http://www.frauenzaehlen.de/studie_diagramme.html [Zugriff: 10.10.2024].
- Gottlieb, Beatrice (1985): The problem of feminism in the fifteenth century. In: Kirshner, Julius/Wemple, Suzanne Fonay (Hrsg.): *Women of the Medieval World*. Essays in honour of John H. Mundy. Oxford: Blackwell, S. 337-364.
- Groag Bell, Susan (1997): Verlorene Wandteppiche und politische Symbolik. Die *Cité des Dames* der Margarete von Österreich. In: Bock, Gisela/Zimmermann, Margarete (Hrsg.): *Die europäische ‚Querelle des Femmes‘. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 39-56.
- Gröber, Gustav (1902): Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin. In: *Deutsche Revue* 27, 4, S. 343-350.
- Hahn, Reinhard (2004): ‚Pontus und Sidonia‘ in der Berner Fassung. In: Wade, Mara R. (Hrsg.): *Pomp, power, and politics. Essays on German and Scandinavian court culture and their contexts*. Daphnis, Band 32, 1/2. Amsterdam: Rodopi, S. 289-350.
- Haug, Walter (1991): Exempelsammlungen im narrativen Rahmen. Vom ‚Pañcatantra‘ zum ‚Dekameron‘. In: Ders./Wachinger, Burghart (Hrsg.): *Exempel und Exempelsammlungen*. Fortuna Vitrea, Band 2. Tübingen: Niemeyer, S. 264-287.
- Herz, Lina (2022): Frau. Macht. Text. Elisabeth von Nassau-Saarbrücken zwischen Epos und Roman. In: Regina Töpfer (Hrsg.): *Klassiker der Frühen Neuzeit*. Unter Mitwirkung v. Nadine Lordick. Spolia Beroliniensia: Berliner Beiträge zur Mediävistik. Hildesheim: Weidmann, S. 75-99.
- Hinrichs, Dörte (2021): Literatur von Frauen. Nachzählen macht Benachteiligung sichtbar. <https://www.deutschlandfunk.de/literatur-von-frauen-nachzaehlen-macht-benachteiligung-100.html> [Zugriff: 10.10.2024].
- Hinterberger, Monika (2020): Eine Spur von Glück. Lesende Frauen in der Geschichte. Göttingen: Wallstein.
- Huffer, Lynne (1989): Christine de Pisan: Speaking like a Woman/Speaking like a Man. In: DuBruck, Edelgard E. (Hrsg.): *New Images of medieval Women. Essay Toward a Cultural Anthropology*. Medieval Studies, Band 1. Lewiston/New York: Mellen Press, S. 61-72.
- Jeanroy, Alfred (1922): Boccace et Christine de Pisan: le *De claris mulieribus* principale source du *Livre de la cité des dames*. In: *Romania* 48, S. 93-105.
- Kastenbergh, Mathilde (1909): *Die Stellung der Frau in den Dichtungen der Christine de Pisan*. Darmstadt: Otto.
- Kennedy, Angus J. (1984): Christine de Pisan: A Bibliographical Guide. Research Bibliographies & Checklists, Band 42. London: Grant & Cutler.

- Klarer, Mario (1993): Frau und Utopie. Feministische Literaturtheorie und utopischer Diskurs im anglo-amerikanischen Roman. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kottenhof, Margarete (1994): „Du lebst in einer schlimmen Zeit“. Christine de Pizans Frauenstadt zwischen Sozialkritik und Utopie. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 217-244.
- Lechat, Didier (2021): Christine de Pizan et la lecture féminine. In: Demartini, Dominique/Le Ninan, Claire (Hrsg.): Genèses et filiations dans l'œuvre de Christine de Pizan. Rencontres, Band 516. Paris: Classiques Garnier, S. 133-152.
- Liebertz-Grün, Ursula (1984): Marie de France, Christine de Pisan und die deutschsprachige Autorin im Mittelalter. In: Euphorion 78, S. 219-236.
- Margolis, Nadia (2001): "Each...according...to the intention": Three Phases of Christine de Pizan's Literary Influence Through the Ages. In: Florilegium 18, 1, S. 97-121.
- McLeod, Glenda (1991): Virtue and Venom. Catalogs of Women from Antiquity to the Renaissance. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Müller, Jan-Dirk (1977): Melusine in Bern. Zum Problem der ‚Verbürgerlichung‘ höfischer Epik im 15. Jahrhundert. In: Kaiser, Gert (Hrsg.): Literatur – Publikum – historischer Kontext. Beiträge zur Älteren Deutschen Literaturgeschichte, Band 1. Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas: Lang, S. 29-77.
- Opitz, Claudia (1992): Christine de Pizans „Buch von der Stadt der Frauen“ und die spätmittelalterliche Geschichtsschreibung. In: Lundt, Bea/Reimöller, Helma (Hrsg.): Von Aufbruch und Utopie. Perspektiven einer neuen Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters. Für und mit Ferdinand Seibt aus Anlaß seines 65. Geburtstages. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 251-263.
- Pernoud, Régine (1990): Christine de Pizan. Das Leben einer außergewöhnlichen Frau und Schriftstellerin im Mittelalter. Vorwort v. Margarete Zimmermann, aus dem Französischen v. Sybille A. Rott-Illfeld. 2. Aufl. München: dtv.
- Pernoud, Régine (2003): Christine de Pizan. Biographie. Mit einem Vorwort von Margarete Zimmermann. 6. Aufl. München: dtv.
- Peters, Ursula (2008): *Je, Christine*. Einführung von Ich-Rede und Autorprofilierung in den Bilderhandschriften der Werke Christines de Pizan. In: Dies.: Das Ich im Bild. Die Figur des Autors in volkssprachigen Bilderhandschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts. Pictura et poesis, Band 22. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 190-227, Abb. S. 275-299.
- Pinkernell, Gert (2010): Paul Zech und seine „Lasterhaften Balladen und Lieder des François Villon“ – ein Betrug am Leser? In: Euphorion 104, 4, S. 371-391.
- Pöckl, Wolfgang (1990): Formen produktiver Rezeption François Villons im deutschen Sprachraum. Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, Band 234. Stuttgart: Heinz.
- Rigaud, Rose (1911): Les idées féministes de Christine de Pisan. Neuchâtel: Attinger.
- Rivera Garretas, María-Milagros (1993): Orte und Worte von Frauen. Eine feministische Spurensuche im europäischen Mittelalter. Übers. v. Barbara Hinger. Reihe Frauenforschung, Band 23. Wien: Wiener Frauenverlag.
- Rohrbach, Martha (1934): Christine von Pisan. Ihr Weltbild und ihr geistiger Weg. Arbeiten zur Romanischen Philologie, Band 17. Bochum-Langendreer: Pöppinghaus.

- Roß, Bettina (1998): Politische Utopien von Frauen. Von Christine de Pizan bis Kirsten Boye. Dortmund: Ed. Ebersbach.
- Schipke, Renate (2002): Waffenhandwerk und weibliche Feder. Christine de Pizan. Das Buch von dem Vechten und von der Ritterschaft. In: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 39, S. 399-409.
- Schneider-Lastin, Wolfram (1996): Christine de Pizan deutsch. Eine Übersetzung des ‚Livres des fais d’armes et de chevalerie‘ in einer unbekannten Handschrift des 15. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 125, S. 187-201.
- Schöler, Leonie (2024): Beklaute Frauen. Denkerinnen, Forscherinnen, Pionierinnen: Die unsichtbaren Heldinnen der Geschichte. München: Penguin.
- Stecopoulos, Eleni/Uitti, Karl D. (1992): Christine de Pizan’s Livre de la Cité des Dames: The Reconstruction of Myth. In: Richards, Earl Jeffrey (Hrsg.): Reinterpreting Christine de Pizan. Unter Mitarbeit von Joan Williamson, Nadia Margolis u. Christine Reno. Athen/Georgia: University of Georgia Press, S. 48-62.
- Deutsch, Katharina (2024): Christine de Pizan und ihr feministischer Bautrupp. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 238, 12.10.2024, S. 36.
- Tiller, Elisabeth (2005): Idealstadt und Stadtutopie in der Frühen Neuzeit – Zur Interdependenz von Körper und Stadt. In: Galle, Roland/Klingen-Protti, Johannes (Hrsg.): Städte der Literatur. Neues Forum für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft; Band 27. Heidelberg: Winter, S. 99-128.
- Willard, Charity Cannon (1984): Christine de Pizan. Her Life and Works. New York: Persea Books.
- Zimmermann, Margarete (1986): Einleitung. In: Christine de Pizan: Das Buch von der Stadt der Frauen. Aus dem Mittelfranzösischen übers., mit einem Komm. versehen v. Ders. Berlin: Orlanda-Frauenverlag, S. 9-33.
- Zimmermann, Margarete (2002): Christine de Pizan. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Zimmermann, Margarete (2009): Ein Buch mit Folgen. Christine de Pizans *Stadt der Frauen*. In: Kreutziger-Herr, Annette/Losleben, Katrin (Hrsg.): History-herstory. Alternative Musikgeschichten. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 1-18.

Die Mutter der Nation vs. das geniale Weib: Frauenbilder im Widerstreit im ausgehenden 19. Jahrhundert

Natalia Filatkina, Institut für Germanistik, Universität Hamburg

1 Einleitung und Ausgangsthesen

Das 19. Jahrhundert war geprägt von gesellschaftlichen Aufbrüchen und dem Aufkommen verschiedener sozialer und politischer Bewegungen, darunter auch die Frauenbewegung. Trotz immer noch streng segregierter Funktionsphären nahmen Frauen, wenngleich in begrenztem Umfang, am öffentlichen Leben teil, öfters in eigenen Einrichtungen und Zusammenkünften, in denen sie außerhalb der Familie und für die Gesellschaft tätig wurden (Gerhard 2009/2020; Lenz 2004/2010). Wurde die Frauenbewegung im beginnenden 19. Jahrhundert stark von einzelnen Frauen und eher kurzlebigen Vereinigungen geprägt, ist sie gegen Mitte und erst recht gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die Gründung großer, nationaler und internationaler Organisationen gekennzeichnet (Frevert 1986: 70). Während in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts dieses Engagement zunächst den Kampf um bessere Bildungs- und Berufsmöglichkeiten umfasste, sprengte es in den späteren Jahren die „weibliche Sphäre“ der Sozialarbeit (Frevert 1986: 70) und schloss Forderungen nach dem politischen Wahl- und Vereinsrecht sowie nach juristischer Gleichstellung ein. Sozialvereine, Berufsverbände, Clubs und „Assoziationen“ waren auf nationaler und internationaler Ebene aktiv und suchten in Form von Kongressen die große Bühne für länder- und nationenübergreifende Diskussionen der Lage der Frauen, der sogenannten *Frauenfrage*. Dazu gehörte auch der Internationale Kongress für Frauenwerke und Frauenbestrebungen, der am 19.-26. September 1896 zum ersten Mal auf dem binnendeutschen Boden in Berlin im Festsaal und den Nebenräumen des hauptstädtischen Rathauses stattfand.

Die umfangreichen Akten dieses Kongresses wurden ein Jahr später publiziert und bestehen aus Berichten, Reden und Ansprachen der Aktivistinnen der internationalen Frauenbewegung. Diese Akten stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags, der zurzeit nur einen explorativen Charakter tragen kann, da das besagte Material m.W. zum ersten Mal in den Fokus einer linguistischen

Studie gerückt wird.¹ Im Folgenden wird die These vertreten, dass bei der Konzeptualisierung von Frauenrollen in den Berichten und Reden auf eine intertextuell verwobene Art und Weise vor allem zwei argumentative Techniken zum Tragen kommen:

Zum einen handelt es sich um ein Grundmuster politischer Argumentation, das bereits bei der 1848er Bewegung aufgefallen war (Frevert 1986: 114): Der kommunikative Kampf um den Fortschritt, der auch die juristische Gleichstellung der Frauen einschloss, basierte selbst in den Reden der radikalsten Vertreterinnen der Frauenbewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf etablierten gesellschaftlichen Konventionen. Dieses argumentative Grundmuster, bei dem traditionelle Rollenverhältnisse als Argument für Veränderungen herangezogen wurden, fungiert in den Akten des Berliner Kongresses als eine gewisse „Doppelstrategie“.

Zum anderen wurden Forderungen durch die Hervorhebung der Stagnation, des mäßigen Fortschritts verstärkt; neue Frauenbilder und Zukunftsvorstellungen wurden durch die Kritik an und die Abgrenzung vom Ist-Zustand der gesellschaftlichen Entwicklung formuliert. Diese zweite argumentative Strategie nenne ich im Folgenden die kommunikative Technik der Kontrastierung. Wie unten noch zu zeigen sein wird, ziehen sich beide Techniken – die „Doppelstrategie“ und die Kontrastierung – wie ein roter Faden durch alle Berichte, Reden und Ansprachen, unabhängig von ihrem Thema, und sind nicht immer eindeutig voneinander zu trennen.

Um diese Thesen nachzuvollziehen, ist eine historische Kontextualisierung des Internationalen Kongresses in Berlin nötig. Diese erfolgt in Abschnitt 2; dort sind ebenfalls die Analysegrundlage und das methodische Vorgehen erklärt. Kapitel 3 enthält den eigentlichen Analyseteil, in dem die Ausgangsthese anhand der konkreten Realisierungen der kommunikativen Techniken der „Doppelstrategie“ und Kontrastierung beleuchtet wird. Ein kurzes Fazit rundet den Beitrag ab.

2 Historische Kontextualisierung, Datengrundlage und methodisches Vorgehen

Der Berliner Kongress ging auf die Initiative einer der radikalsten Aktivistinnen der deutschen Frauenbewegung, der Gründerin der Berliner Volksküchen und des Hausfrauenvereins Lina Morgenstern zurück, die Internationale

1 Ich bedanke mich bei Miriam Hinterholzer für die Unterstützung bei der Auswertung und Analyse der Daten, der Sichtung der Sekundärliteratur sowie die kritische Durchsicht der ersten Fassung des vorliegenden Beitrags. Für die Kommentare zur ersten Fassung danke ich ebenfalls Tanja Stevanović und Prof. Dr. Lars Sörries-Vorberger.

Gewerbeausstellung in Berlin für den ersten internationalen Frauenkongress auf deutschem Boden zu nutzen. Die organisatorische Vorbereitung fand ab Januar 1896 ohne die offizielle Legitimation des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) statt, obwohl einige seiner Vorstandsmitglieder (z.B. Jeanette Schwerin, Hanna Bieber-Böhm und Marie Stritt) am Kongress teilgenommen haben. Der Kongress zählte zwischen 1.700 und 1.900 Teilnehmenden (überwiegend Frauen, aber auch einige wenige *männliche Freunde und Gleichgesinnte*) aus „fast allen europäischen Ländern, aus Amerika, Syrien, Indien und Australien“ (Akten 1897, Schoenflies, Vorwort: 2). Sie vertraten unterschiedliche soziale Schichten (bürgerliche, proletarische und wenige adlige Frauen) und verkörperten teilweise diametrale politische Positionen. Die meisten Teilnehmenden und so auch die Initiatorinnen des Kongresses gehörten zum radikalen Flügel der deutschen Frauenbewegung (u.a. Lina Morgenstern, Minna Cauer, Jeanette Schwerin, Marie Stritt oder Marie Raschke). Der Kongress stellte damit ein Spektrum politischer Öffentlichkeit dar, mit dem das damalige Deutsche Reich in Frauenfragen noch nicht konfrontiert gewesen war (Wobbe 1986: 59-60; Schraut 2017: 66-67). Das breite Spektrum der Eingeladenen war bewusst intendiert und zahlte auf das Ziel des Kongresses ein, eine „Orientierung über die Ziele und den Stand der Frauenbewegung in den zivilisierten Ländern und Austausch der Ansichten über einzelne wichtige Punkte derselben“ (Akten 1897, Vorwort: o.S.) zu schaffen. Die Veranstalterinnen beabsichtigten, „alle Parteien einzuladen und Niemanden auszuschließen, da die Frauenbewegung keine Parteisache ist, sondern das ganze Geschlecht angeht“ (Akten 1897, Schoenflies, Vorwort: o.S.). Wie unten noch zu zeigen sein wird, kommt die Vielfalt der politischen Positionen deutlich in der Heterogenität und Komplexität der Argumentationsverläufe um Frauenbilder zum Ausdruck.

Die in ca. 200 Berichten, Grußworten und Ansprachen behandelten Fragen reichten von den traditionellen Themen der Mädchen- und Frauenbildung über den sozial-politischen Bereich gewerkschaftlicher und sozialer Tätigkeit bis zur Prostitution, zur Mäßigkeitsbewegung und schließlich zur rechtspolitischen Stellung der Frauen sowie zur Forderung des Stimmrechts. Organisiert wurde der Kongress in inhaltlich fokussierten Hauptversammlungen; einige der Themen wurden in den Sektionssitzungen wiederaufgegriffen, die auch für das breite Publikum geöffnet wurden.

Die ein Jahr später (1897) in gedruckter Form erschienenen Akten des Kongresses umfassen 414 Seiten und wurden von den Mitgliedern der Redaktionskommission Rosalie Schoenflies, Lina Morgenstern, Minna Cauer, Jeannette Schwerin und Marie Raschke herausgegeben. Die Akten enthalten die auf dem Kongress in den Hauptversammlungen gehaltenen und in der Regel in voller Länge abgedruckten Vorträge, Reden und Ansprachen sowie Berichte aus den Vereinen und Wohltätigkeitsorganisationen in den vier offiziellen Kongresssprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch. Einige Vorträge

wurden postalisch zugesandt und entweder von anderen Teilnehmenden vorgelesen oder nicht gehalten; dies ist in den Akten ebenfalls dokumentiert.

Insgesamt legt die Redaktionskommission viel Wert auf die Dokumentation des im Vorfeld und während des Kongresses Geschehenen und Vorge-tragenen. Den vorbereitenden Maßnahmen ist in den Akten einleitend ein separates Kapitel gewidmet. Detaillierte tagebuchartige Dokumentation aller Vorbereitungsschritte von der Gründung der Organisationskommissionen über die Erstellung des Programms hin zur Benennung von Delegierten und zum Verschicken von Einladungen an alle Parteien muss als ein wesentliches Merkmal der Kongressakten gelten. Die namentliche Erwähnung aller beteiligten Frauen stellt nicht nur ein Zeichen der Dankbarkeit dar, sondern führt die Dimensionen, die Ernsthaftigkeit des Unterfangens und das ihm beigemessene Potenzial vor Augen. Hier tut sich ein argumentativer Unterschied etwa zu frühen Frauenzeitschriften auf. Schröter (2018: 134) weist darauf hin, dass in Louise Ottos „Frauen-Zeitung“ ganz bewusst viele beitragende Frauen nur mit den Initialen ihrer Vor- und Nachnamen bzw. auch nur mit Vornamen genannt werden, was laut Schröter (ebd.) vor allem dem Schutz ihrer Identität dient und im zweiten Schritt auch ein vertrautes Verhältnis zwischen der Redaktion und dem Publikum inszeniert. Der auf die große internationale Wirkung und Sichtbarkeit setzende Kongress ist auf die Offenlegung der Namen der Veranstalterinnen, der beteiligten Vereine und Einzelpersonen und somit auf eine kommunikative Offenheit angewiesen.

Im vorliegenden Beitrag beschränke ich mich auf die Analyse von 160 deutschsprachigen und sich auf Deutschland, Österreich und die Schweiz beziehenden Berichten, Grußworten, Reden und Ansprachen. In ihrem Aufbau, Zielsetzung und inhaltlicher Ausrichtung gehören sie sehr unterschiedlichen Textsorten an. Außerdem vertreten die am Kongress beteiligten Diskursakteur:innen sehr heterogene politische Positionen. Beides wird bei der Auswertung berücksichtigt. In den ausgewählten Texten konnten im ersten Schritt durch das *close reading* ca. 622 Belegstellen identifiziert werden, die für die sprachlichen Muster relevant sind, die ich im Folgenden „Doppelstrategie“ und Kontrastierung nenne (s. die einleitenden Erklärungen). Diese Belegstellen wurden im zweiten Schritt einer qualitativen Analyse mit Blick auf konkrete Realisierungen unterzogen (s. unten 3.1 bis 3.3). Konkrete Realisierungen schließen überwiegend Topoi, Metaphern, zeitgenössische Schlüsselwörter sowie den Gebrauch von Anrede- und Referenzformen ein. Die Metaphernanalyse nutze ich in Anlehnung an Böke (1996) und Kuck (2018) zum Herausarbeiten der kognitiven Instruktivität metaphorischer Schlüsselkonzepte im Diskurs. Unter Schlüsselwortanalyse wird die Analyse von Vokabular verstanden, das sich qualitativ als besonders aufschlussreich für den Berliner Kongress herausgestellt hat (Hermanns 1994, Wengeler 2017). Bei Topoi handelt es sich in Anlehnung an Wengeler (2003: 177-261) und Römer/Wengeler (2013: 270)

um inhaltliche Fixierungen über einzelne Texte hinweg, die auf Denkweisen schließen lassen, die sprachlich nicht festgelegt sind und mit Hilfe verschiedener sprachlicher Mittel realisiert werden. Solche inhaltlichen Fixierungen sind mit Blick auf das Fehlen eines elektronischen volltexterschlossenen Korpus der Kongressakten kaum mit korpuslinguistischen Verfahren extrahierbar und wurden deshalb interpretativ-hermeneutisch aus der Lektüre einer repräsentativen Auswahl von Texten erschlossen. Die herausgearbeiteten Muster und Realisierungen beschränken sich allerdings auf die Kongressakten und sogar auf die Argumentationen einzelner Personen auf dem Kongress. Dies erklärt, warum ich im Folgenden von der angeführten Toposdefinition doch abweichen muss. Die Beantwortung der Frage, inwiefern die Topoi für die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts seriell und somit diskursbildend sind, muss weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

3 Die argumentative „Doppelstrategie“ und Kontrastierung in den Akten des Internationalen Kongresses 1896

Die Thematisierungen der Rollenverhältnisse, insbesondere die Formulierungen der Leitbilder für die Rolle der Frauen in der Gesellschaft, gehören zu den zentralen Argumentationssträngen der Rednerinnen. Im Sinne der argumentativen „Doppelstrategie“ schwanken diese Entwürfe zwischen den traditionellen Vorstellungen von der Frau als Mutter, Hausfrau, Helferin des Mannes und Erzieherin (3.1) und den neueren Forderungen einer emanzipierten Frau, die sich über Freiheitsansprüche und Zugang zu Bildung und Beruf definiert (3.2). Die traditionellen Vorstellungen legitimieren dabei in mehrfacher Hinsicht die neueren. Eine besondere Rolle kommt bei solchen Entwürfen der sprachlichen Konstruktion von Frauen als eine Gemeinschaft, des Kollektivsymbols Frau und nicht zuletzt den verwendeten Anreden und Selbstbezeichnungen zu (3.3).

3.1 Die Mutter der Nation und die erweiterte Mütterlichkeit

Der Kongress wird als ein Forum weiblicher Öffentlichkeit dargestellt, das die internationale Verständigung über weibliche Anliegen ermöglicht, die allumfassend, integrativ und friedlich im Sinne einer Verschwisterung verlaufen soll. Deshalb ist dies ein hohes, „herrliches“ und „göttliches“ Ziel; Frauen sind als eine politisch repräsentationsfähige und ausgehend von ihrer natürlichen Anlage als Mütter und Erzieherinnen zu Inklusion und Toleranz berufene Gemeinschaft dazu prädestiniert, der Menschheit zum Erreichen dieses Ziels zu verhelfen. Auf Basis einer als natürlich postulierten Teilung der Menschheit in

Frauen und Männer wirkt der Kongress laut Morgenstern auf die Vorstellung hin, dass alle Frauen (und einige gleichgesinnte Männer²) eine große Gruppe bilden, die von der integrativ angelegten Kommunikationsgemeinschaft der Kongressbeteiligten vertreten wird, die genau diese Teilung durch die Anerkennung „einer Moral, einer Sittlichkeit für Alle“ durchbrechen kann. In mehreren Reden wird der Gedanke wiederholt, dass der Ausgangspunkt und die Ziele der Frauenbewegung für alle Völker und Gesellschaften identisch sind, weil sie von der Natur selbst und den unwandelbaren Gesetzen der menschlichen Entwicklung vorgezeichnet waren (Akten 1897, Morgenstern: 8) und eben auch von Gott gewollt sind. In ihrem emotionalen Grußwort (auf dem Kongress verlesen von Anita Augsborg) inszeniert sich die zum Zeitpunkt des Kongresses 85 Jahre alte Gräfin Viktorine Butlar-Heimhausen als eine alte Greisin, deren Tage gezählt sind und die auf viele Jahre der Rechtlosigkeit und „der nicht immer freiwilligen Selbstentäußerung“ (Akten 1897, Butlar-Heimhausen: 71) der Frauen zurückblickt. Ohne die Errungenschaften der Frauenbewegung am Anfang des 19. Jahrhunderts zu mildern, schildert sie diese aber als nicht ausreichend und warnt deshalb ihre Zeitgenossinnen:

- (1) Helft Euch selber, so hilft Euch Gott! Wenn Ihr Euch aber nicht selbst helft, wenn Ihr die rechte Erkenntnis dessen, was Euch noth thut, nicht gewinnen könnt, so wird Euch Gott nicht helfen, und noch viel weniger Euer Beschützer, der Mann! (Akten 1897, Butlar-Heimhausen: 71)

Die existierende Teilung der Menschheit in Männer und Frauen wird in dieser Rede konstatiert und mit Blick auf die rechtslose Lage der Frauen sehr emphatisch und kämpferisch abgelehnt. Die direkte pronominale Anrede in der 2.P.Pl.³ übernimmt hier integrative Funktionen und fungiert als ein kommunikatives Mittel der Nähe und der Darstellung der Frauen als ein vertrautes und vereintes Kollektiv (Schröter 2018: 136-142); zahlreiche Imperative rufen zum aktiven Handeln auf. Die Hinwendung zu Gott und die explizite Charakterisierung der Männer als Beschützer lässt aber auch traditionelle Muster der gesellschaftlichen Rollenverteilung durchscheinen und ist ein zusätzlicher Nachweis der argumentativen „Doppelstrategie“.

Diese „Doppelstrategie“ sollte allerdings nicht einseitig als ein Verfallen in alte Denkmuster gedeutet werden. In mehreren Reden gehen die Kongressteilnehmenden auf die Rolle der Frauen als Mutter ein. Diese Rolle wird als etwas von Gott Gegebenes und Natürliches betrachtet; gleichzeitig ist diese Rolle ein Element der Kollektivbildung, das Frauen verschiedener Nationalitäten, sozialer Schichten, parteiischer und religiöser Ansichten für eine gemeinsame Aufgabe vereinen kann. Zudem wird diese Rolle als besonders friedensstiftend

2 Vgl.: „Besonders freut uns auch die Teilnahme der Männer, denn wünschen wir Gerechtigkeit, so müssen sie sich mit unserem Willen und Thun vertraut machen! Es entstanden uns ja zuerst unter den Männern die edelsten Führer und Mitkämpfer“. (Akten 1897, Morgenstern: 6).

3 Dazu ausführlicher in Abschnitt 3.3.

betrachtet und begründet die häufigen Gleichsetzungen des weiblichen Engagements auf dem Gebiet der Kindererziehung mit dem männlich geprägten Priesteramt:

- (2) Trotz der Verschiedenheit [...] giebt es für uns, für das weibliche Geschlecht aller Völker, aller Stände ein Gemeinschaftliches nicht nur als Menschen, sondern auch als Frauen; zwischen der Frau des Arbeiters und der Frau auf dem Throne giebt es ein Gemeinsames, das in dem Worte „Mutter“ vorhanden: kein Mann fühlt sich dem anderen als „Vater“ im gleichen Sinne, ich möchte lieber sagen, in dem gleichen Herzschlag, verbunden.

Die Frau innerhalb der Familie als „Mutter“, als Erzieherin ihrer Kinder ist den Naturbedingungen unseres Daseins, ist Gottes „erster Schöpfung“ treu geblieben, so verschieden die Bildungssphäre auch ist, in der sich die Einzelne bewegt. (Akten 1897, Goldschmidt: 77-78)

Insofern sind die Bezüge zu Gott wohl eher nicht durch ihre religiöse Verankerung, sondern durch ihre Betrachtung im Kontext der als natürlich vorgestellten gesellschaftlichen Entwicklung motiviert. Die Debatten auf dem Internationalen Kongress in Berlin bilden somit die Tendenz ab, die Zelfel (2004: 127) auch für die Frauenzeitschriften des 19. Jahrhunderts postuliert: Diese sprechen theologische Themen selten an, erhoffen sich keine fundamentalen Innovationen durch Kirche und Religion und scheinen generell im Trend der gesellschaftlich zunehmenden Säkularisierungsprozesse zu stehen.

Die Betonung der weiblichen Potenz zur Mutterschaft ist zentraler Gegenstand vieler Reden genauso wie die Behauptung, dass das Primat der Familie im weiblichen Lebenszusammenhang unantastbar ist. Das weibliche Geschlecht sei ausnahmslos *zur Mutterschaft bestimmt*, die Bestimmung sei durch *die physische und psychische Eigenart der Frauen* bedingt: Mutterschaft ist ein natürliches Gesetz und eine Eigenschaft, die allen Frauen von Gott gegeben sei und die deshalb Frauen unterschiedlicher sozialer, politischer und religiöser Ansichten vereint. Den Teilnehmerinnen des Kongresses geht es darum, diese Eigenart der Frauen zu schützen und ihre Entfaltung überall dort, wo sie von Nutzen ist, zu garantieren.

Allerdings ist in den Akten nicht nur von Mutterschaft im Sinne einer natürlichen oder göttlichen Bestimmung, sondern vielmehr von *Mutter als Beruf* die Rede. Um ihre Aufgaben als Mütter, Hausfrauen und Erzieherinnen annehmen erfüllen zu können, müssen Frauen nach Auffassung der Kongressteilnehmenden das eigene Haus verlassen, denn die Gesellschaft insgesamt bedürfe *des weiblichen Kultureinflusses*, dazu seien Frauen von ihrer natürlichen Anlage her prädestiniert. Wenn sie ihre Kinder zu verantwortungsvollen Mitgliedern der Gesellschaft erziehen sollen, müssen sie selbst in der Lage sein, das öffentliche Leben zu verstehen, daran teilzunehmen und es zu beeinflussen. Damit wird die weibliche Potenz zur Mutterschaft in den sozialen Bereich der Gesellschaft übertragen (Wobbe 1986: 52), die natürliche Berufung wird im Sinne der argumentativen „Doppelstrategie“ zum Beruf erhoben. Die Berufung verlässt den engen familiären Raum, ihr wird eine nationale Dimension

eines gesellschaftlich relevanten Berufs (*die Mutter der Nation*) beigemessen. Auf diese Weise wird der Beruf durch die natürliche Berufung im Sinne des Natürlichkeitstopos *Weil Frauen von Natur her Mütter sind, ist es natürlich, dass sie sich als Mütter beruflich engagieren und dafür anerkannt und geschätzt werden legitimiert*:

- (3) [...] die Anerkennung der Frau als selbständige Persönlichkeit in Staat und Gesellschaft lässt noch ziemlich alles zu wünschen übrig. Wie von allen öffentlichen Aemtern, so sind die Mütter der Nation natürlich auch noch von jeder anderen Beteiligung am öffentlichen Leben ausgeschlossen. (Akten 1897, Stritt: 14)

Die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung der Frauen wird durch die Akzentuierung der weiblichen Differenz thematisiert; die Rede ist von *der geistigen, organisierten oder erweiterten Mütterlichkeit* und *der Entfesselung der weiblichen Arbeitskraft*. Mit dem Gegensatz und der Ergänzung des Weiblichen zur männlichen Welt wird auch sprachlich eine neue Frauenrolle konstruiert, die einen Namen, einen Ort außerhalb der Familie, einen Sinn für die Gesellschaft und eine Legitimation im Kontext der gesellschaftlichen Entwicklung erhält. Mit dem Konzept *der erweiterten Mütterlichkeit* wird die Differenz zwischen den Geschlechtern nicht verwischt, sondern im Gegenteil bewusst hervorgehoben und zur Begründung der Forderung nach Gleichwertigkeit von Männern und Frauen herangezogen. Das traditionell ehrenamtliche Engagement etwa in der Kinder- und Jugendfürsorge oder in der privaten Armenpflege konnte damit in eine öffentlich akzeptierte und institutionell durch die Gründung zahlreicher Vereine abgesicherte Teilnahme bürgerlicher Frauen an den gesellschaftlich relevanten Aufgaben verändert werden. Dazu ein Ausschnitt aus der Rede Henriette Goldschmidts:

- (4) In diesen Worten ist ausgesprochen, dass der „Erziehungsberuf“ der Mutter nicht länger dem instinktiven Gefühl, dem instinktiven Thun überlassen bleiben solle, sondern ebenso wie der Beruf des Mannes eine wissenschaftliche Erkenntnis verlangt. Wir, die wir in der Arbeit an dem Fröbelschen Erziehungswerk stehen, wir wissen, dass seine Erziehungslehre, sein Erziehungssystem und seine Erziehungsmethode zu kennen und auszuüben ein Studium bedeutet, das keinem Studium eines Mannes nachzustehen brauchte. (Akten 1897, Goldschmidt: 76)

Gefordert wird die Anerkennung des „Erziehungsberufs“, wobei sie ihre Forderung in der Tatsache begründet sieht, dass Erziehung mittlerweile professionalisiert wurde bzw. dies noch stärker werden muss, da sie sich an der Kindergartenpädagogik Friedrich Fröbels⁴ orientiert und somit einen wissenschaftlichen Anspruch erhebt.

Wie in der historischen Forschung zur Frauenbewegung bereits mehrmals hervorgehoben (u.a. Bussemer 1985; Frevert 1995; Schaser 2020a,b; Scha-

4 Friedrich Fröbel wird neben einigen wenigen anderen Männern in mehreren Reden als Verbündeter und Vorbild, als Unterstützer der Forderungen der Frauen, als „de[r] eigentlich[e] Befreier unseres Geschlechts“ (Akten 1897, Goldschmidt: 77) charakterisiert.

ser/Schraut 2019), diente das Konzept der erweiterten Mütterlichkeit auch der politischen Handlungsorientierung, indem es die Forderungen nach (besserer) Bildung und Ausbildung von Frauen, der Professionalisierung der Berufe der Lehrerinnen und Erzieherinnen, nach der Reform der Mädchenschulbildung, der Institutionalisierung des akademischen Lehrerinnenberufs und des Einflusses der Frauen auf die öffentliche Wohlfahrt in ein neues Licht rückte. Die grundsätzliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die komplette Beseitigung der Geschlechterdifferenz und die Negierung aller angeborener Geschlechtseigenschaften werden, wie bereits erwähnt, nicht gefordert, was insbesondere an den Stellen deutlich wird, an denen in den Reden der Kongressteilnehmenden der Begriff der *Emanzipation* thematisiert wird.

Wie Berner (1998), Spieß (2022) und Schröter (2018: 142) bemerken, entfaltet dieser Begriff zu Beginn und in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine besondere Konnotation. Unter den emanzipierten Frauen stellte man sich zunächst *Mannweiber* vor, „die wie Männer gekleidet waren, Zigarren rauchten, ihre Haare kurz schneiden ließen und der freien Liebe, der aus Frankreich importierten und von den jungdeutschen Literaten verherrlichten ‚Emanzipation des Fleisches‘ huldigten“ (Frevert 1986: 77). Von solchen Vorstellungen für die neue gesellschaftliche Rolle der Frauen distanzieren sich nicht nur die frühe Frauenbewegung der 1848er Jahre, sondern auch ihre radikalen Vertreterinnen selbst am Ende des 19. Jahrhunderts. Im Gegenteil: Gefordert wird im Einklang mit den ewigen Gesetzen echter Weiblichkeit das Recht weiblicher Selbstentfaltung in Familie und Gesellschaft. Mit Nachdruck betonen die Teilnehmenden des Kongresses, dass die Emanzipation nicht mit Anpassung an männliche Maßstäbe verwechselt werden dürfte. Vielmehr lege „die Tatsache der Differenziertheit der Geschlechter“ (Akten 1897, Miessner: 101) nahe, dass Frauen in anderer Weise als Männer am öffentlichen Leben beteiligt werden müssten, um hier die „einseitig männlichen Schöpfungen“ (ebd.) mit ihren weiblich-mütterlichen Ideen anzureichern. Es genüge nicht, gleiche Rechte auf Arbeit und Bildung zu fordern, denn diese sind am männlichen Vorbild orientiert und könnten für Frauen die „schlimmste Sklaverei“ (ebd.) bedeuten. Spieß (2022: 151) formuliert für ähnliche Parlamentsdebatten um das Frauenwahlrecht den sogenannten Differenztopos *Weil die Geschlechter unterschiedlich sind, sind sie auch unterschiedlich zu behandeln/haben sie unterschiedliche Interessen/Rechte etc.*⁵ Beispiel (5) mit einem Ausschnitt aus der Rede von Elisabeth Miessner, einer Lehrerin aus Berlin, stellt eine Realisierung dieses Topos in den Kongressakten dar:

- (5) Die Lehrerin war also, abgesehen von den wenigen einzelnen Künstlerinnen und weiblichen Gelehrten, welche das Mittelalter aufwies, die erste gebildete deutsche Frau, die sich emanzipierte, die hinaustrat aus den engen Mauern des Hauses und der Familie, um wie Männer in einem weiteren Kreise zu wirken, dem Allgemein-

5 Vgl. auch Biermann 2009.

wohl zu dienen und um sich wie Männer ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben.
(Akten 1897, Miessner: 102)

Sie verknüpft den Begriff der Emanzipation mit dem der Bildung und deklariert die Lehrerin zur ersten gebildeten deutschen Frau, die zwar gleichberechtigt mit Männern dem Allgemeinwohl dient und ihren Lebensunterhalt verdient, dabei aber nicht einen typisch männlichen Beruf für sich beansprucht, sondern sich als Lehrerin der Erziehung und Bildung widmet, also einer genuin weiblichen Tätigkeit, die ihr – so der historisierende und bekräftigende Tenor dieser und mehrerer anderen Aussagen – seit dem Mittelalter zusteht. Die besondere und natürliche Gewandtheit, Gutartigkeit und der Takt (ebd.: 108) der Frauen erlauben ihnen, sich bei den männlichen Kollegen zu behaupten, sodass „trotz der allgemein herrschenden Überhebung des Männlichen im Grossen und Ganzen ein gutes Einvernehmen herrscht“ (ebd.: 108). Solche Stellen zeigen eine gewisse Resemantisierung des Begriffs Emanzipation: In den Reden der radikalen Kongressteilnehmerinnen wird das bis dato stark negativ konnotierte Bild einer emanzipierten Frau durch Rückkopplung mit traditionellen Mustern strategisch für die eigenen Ziele neukontextualisiert und fruchtbar gemacht. Die sozusagen „resemantisierte“ Emanzipation kann laut Lina Morgenstern der Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts nicht schaden:

- (6) Unsere Hauptgegner waren und sind nicht nur die Männer, sondern die gleichgiltigen und engherzigen, welche weder Verständnis noch Sympathie für den großen Kampf haben, den wir zum Wohle und zur Hebung des weiblichen Geschlechtes führen und dem auch ich seit 1848 mich gewidmet habe, damals, als das Wort Emanzipation den Vertretern hergebrachter Anschauungen, Vorurteile und Gewohnheiten noch ein Gespenst war. Heut ist es kein Wahnbild mehr. (Akten 1897, Morgenstern: 7-8)

3.2 Das geniale Weib *als neuer Frauentypus*

Wenngleich das Konzept der Mütterlichkeit die Spezifik der formalen Machtungleichheit bzw. der Machtlosigkeit von Frauen in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft reflektiert oder sogar ideologisiert, liegt seine Spezifik doch darin, dass die Frauenbewegung hiermit neue bezahlte Berufsfelder für Frauen reklamieren konnte, die primär, aber eben nicht ausschließlich in den Bereichen der Bildung, Erziehung und sozialer Fürsorge lagen. Das Konzept der Mütterlichkeit fungiert in gewisser Hinsicht als ein Legitimationsmuster, mit dem dem beruflichen Ausschluss von Frauen von der dominant männlichen Arbeitswelt entgegengewirkt werden sollte.

Damit ist auch das neue Leitbild der sozial zugewandten Frauen ins Leben gerufen, das sich über Freiheitsansprüche, Mut im Kampf um die Frauenfrage und öffentliches Engagement, das über die klassischen weiblichen Felder hinausgeht, definiert. Das Verständnis von Freiheit ist im Sinne einer handlungsorientierten Einforderung von Rechten in den Reden und Ansprachen der

radikalen Vertreterinnen zu finden, bildeten sie doch die größte Gruppe der Kongressteilnehmerinnen. Eine höhere Schulbildung für Mädchen, die nicht nur die typisch weiblichen Fächer (Sprachen, Handarbeiten, Zeichnen, Musizieren), sondern z.B. auch Zugang zum naturwissenschaftlichen, philosophischen, juristischen und medizinischen Studium enthielte, stand an der Spitze ihrer Forderungen. Die Forderung einer *freien Entwicklung aller Frauen, einer persönlichen Freiheit* schließt nicht nur die zukünftigen Mütter ein, sondern auch und erst recht die unverheirateten Frauen, für die eine gute Ausbildung besonders wichtig war. Diese Forderungen beinhalten auch die freie Berufswahl, die nicht nur die klassischen weiblichen Berufe (Erzieherin, Fürsorgerin, Lehrerin) einschließt, sondern sich z.B. auch auf kaufmännische Berufe erstreckt.

Diese Forderungen tangierten auch neue Vorstellungen vom Familienleben. Die Frau müsse aus ihrer persönlichen Sklaverei befreit und zu einem unabhängigen Leben befähigt werden, ohne auf die ökonomische Versorgung durch einen (Ehe-)Mann angewiesen zu sein. In der Ansprache der Delegierten des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins Therese Schlesinger-Eckstein kommt dies deutlich bei der Definition des zentralen Begriffs der *Frauenfrage* zum Ausdruck (Beispiel 7). Ähnlich argumentiert Lina Morgenstern gleich zu Beginn des Berliner Kongresses in ihrem Grußwort, indem sie eine juristische Gleichstellung beider Elternteile bei der Erziehung der Kinder und somit ein neues Familienbild fordert (Beispiel 8).

- (7) Die Frauenfrage [...] und mit ihr all das Elend, wodurch dieselbe aufgeworfen wurde, findet ihre Lösung in der ökonomischen Unabhängigkeit der Frau, diese ökonomische Unabhängigkeit kann aber ihre segensreiche Wirkung auf die menschliche Gesellschaft erst dann vollziehen, wenn die Arbeit von dem Joche befreit sein wird, das durch die privat-kapitalistische Gesellschaftsform ihr aufgedrückt wird. (Akten 1897, Schlesinger-Eckstein: 51)

- (8) Mit diesem Beginn unseres Programms⁶ zeigen wir, dass wir auf dem Boden eines gesitteten gesunden Familienlebens stehen, in welchem in gleichberechtigter Stellung vor dem Gesetze beide Ehegatten gleich verantwortlich für die Erziehung ihres Kindes sind. (Akten 1897, Morgenstern: 6)

Davon, dass *Frauenfrage* zum epochalen Wortschatz des 19. Jahrhunderts und insbesondere auch zum kulturellen Gedächtnis der zeitgenössischen Frauenbewegung gehört, zeugen nicht nur die Kongressakten, sondern auch die Tatsache, dass der Brockhaus bereits 1898 (also zwei Jahre nach dem Internationalen Kongress in Berlin) diesem Begriff einen eigenen Artikel widmet (Bd. 7: 235-238). In Meyers Konversationslexikon taucht der Begriff in der 6. Auflage aus dem Jahr 1905 (Bd. 7: 38) auf, im DWB bereits vor 1863 (Bd. 9, Sp. 892). Sprachhistorisch ist der Begriff allerdings kaum aufbereitet. Allein schon der oberflächliche Blick in die Artikel in allen drei Lexika führt

6 Gemeint ist wiederum die Kindergartenpädagogik Friedrich Fröbels.

deutlich zahlreiche Unterschiede vor Augen: Im Brockhaus wird *Frauenfrage* u.a. als die sinkende Heiratsbereitschaft und das steigende Heiratsalter der bürgerlichen Männer definiert. Das DWB versteht darunter hingegen sehr abstrakt ein „problem der gesellschaftlichen stellung der frau“ (Bd. 9, Sp. 892) und führt einige wenige Belege u.a. aus einem Werk von Louise Otto an. Am ausführlichsten ist Meyers Konversationslexikon, in dem der Begriff im Kontext der internationalen Frauenbewegung verortet, mit dem Begriff *Frauenemanzipation* verglichen und kurz mit Blick auf seine Spezifika in Deutschland (Unterrepräsentiertheit von Frauen im öffentlichen Diskurs und Beschränkung auf „Verfolgung unmittelbar praktischer Ziele“, ebd.) umrissen wird. Eine genaue sprachhistorische Aufbereitung dieses Begriffs *Frauenfrage* in den zeitgenössischen Texten der Frauenbewegung steht m.W. vollkommen aus.

Was die Rednerinnen des Kongresses zu den Forderungen nach Freiheit und Gleichberechtigung veranlasst, ist die Überzeugung, dass trotz aller Unterschiede zwischen den Geschlechtern Frauen nicht weniger begabt, klug, leistungsorientiert und fähig sind, große Errungenschaften in Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft zu erlangen, als dies für Männer typisch, selbstverständlich und allgemein anerkannt ist. Das sprachhistorisch interessante Schlüsselwort (Hermanns 1994), das sich durch einige Reden hinzieht, ist *das geniale/genialste Weib, das Weib der Zukunft bzw. das Genie der Frau*. Kommunikativ und argumentativ haben die Ausführungen an solchen Stellen eine doppelte Ausrichtung. Sie sind zum einen an Frauen adressiert und sollen ihnen das eigene Potenzial bewusst machen und explizit vor Augen führen. Sie sollen Frauen in ihren Absichten bestärken, sich zu trauen und zu größeren Errungenschaften berufen zu fühlen. Zum anderen richten sich die Ausführungen an die am Kongress anwesenden Männer und in der gedruckten Form der Akten natürlich indirekt auch an alle Männer. Ihnen soll mit Hilfe der personifizierten Gestalt eines Genies nahegelegt werden, dass Begabung und Talent geschlechterübergreifend und -unabhängig sind und dass Errungenschaften von Frauen genauso anerkannt werden müssen. Interessanterweise erfolgt die an die männlichen Teilnehmenden gerichtete Überzeugungsarbeit – ganz im Sinne der oben angesprochenen „Doppelstrategie“ – teilweise noch sehr männerzentriert, insofern als zu ihrer Überzeugung nicht das Argument des Eigenwerts einer *bedeutenden*, d.h. gut gebildeten, talentierten und beruflich erfolgreichen Frau bemüht wird, sondern lediglich die Behauptung, dass eine *bedeutende Frau* durch ihre Errungenschaften einen Mann eher beglücken kann als eine Frau in einer traditionellen Rolle als Mutter und Hausfrau. Dies veranschaulicht ein Ausschnitt aus der Rede von Hermine von Preuschen-Telmann, die für die Eröffnung des Zugangs zum künstlerischen Studium für Frauen plädiert:

- (9) In früher Jugend glaubte ich, Emanzipationsbestrebungen in corpore seien immer nur gut und nützlich für den Durchschnitt, und für das geniale Weib sei die grössere Freiheit seines Geschlechts im allgemeinen völlig überflüssig. [...] Und ich hatte noch den naiven Glauben, die Männer seien unparteiisch, und wenn eine Frau wirk-

lich einmal etwas wahrhaft Grosses leiste, erkannten sie es bereitwillig an [...]. Im Laufe der Jahre und Erfahrungen bin ich leider von dieser Ansicht zurückgekommen. [...] Ja, verehrte Herren, eine bedeutende Frau wird den Mann stets mehr beglücken als eine unbedeutende, und eine bedeutende Frau kann noch nebenbei alles das thun, womit eine Haushaltsspielgans ihre Jugend, ihr Leben vertrödelt. – Und mit gütiger Erlaubnis ist das Genie so frei, sich nicht ans Geschlecht zu kehren, es fliegt in die Seelen wem und wie es will. (Akten 1897, Preuschen-Telmann: 150)

Die Referenz auf *bedeutende Frauen* mit Hilfe des Substantivs *Weib* ist an dieser Stelle durch die Kontrastierung mit der nominalen gehobenen, sich gezielt an die männlichen Anwesenden richtenden und in den Akten sonst kaum belegten Anrede *verehrte Herren* besonders auffällig.

3.3 Anreden und Formen der persönlichen Referenz als Mittel der Vereinigung und Abgrenzung

Auch Anrede- und Referenzformen nehmen in den Akten des Berliner Kongresses an der sprachlichen Konstruktion der Frauenbilder teil und lassen sich aus der Perspektive der argumentativen „Doppelstrategie“ bzw. der kommunikativen Kontrastierung analysieren. Wie bereits betont, geht es den teilnehmenden Frauen darum, den Kongress als Forum weiblicher Öffentlichkeit zu nutzen, um die internationale und nationale Verständigung über weibliche Anliegen zu ermöglichen und Frauen zu einer politisch repräsentationsfähigen Gemeinschaft zu machen. Dafür ist es in erster Linie nötig, auch kommunikativ zu unterstreichen, dass Frauen trotz unterschiedlicher sozialer, religiöser und politischer Positionen eben eine Gemeinschaft sind. Dafür werden Anrede- und Referenzformen genutzt, die eine maximale Inklusion und Integration nach innen, in die Frauengemeinschaft hinein, signalisieren.

Gleichzeitig geht es darum, die Eigenständigkeit, Größe, Wirkungskraft und das Potenzial dieser Gemeinschaft zu demonstrieren und der männlichen Gemeinschaft gleichzustellen. Die Gleichstellung bedeutet dabei keine Exklusion von Männern, im Gegenteil: Die anwesenden männlichen Teilnehmenden werden begrüßt, sie erhalten das Rederecht und halten (wenngleich nur wenige) Vorträge, ihnen wird für die Unterstützung gedankt, einige Akteure (wie etwa Friedrich Fröbel) werden als Vorbilder hervorgehoben. Die Solidarität der Männer wird vielmehr zur Bekräftigung der Gerechtigkeit des Kampfes um die Frauenrechte und die Legitimation der Gründung einer internationalen Frauengemeinschaft herangezogen. Hier tun sich interessante Parallelen mit den sprachlichen Mitteln der Anrede und Referenz auf, die Spieß (2022) für die parlamentarischen Debatten um das Frauenstimmrecht, Schröter (2018) in der „Frauen-Zeitung“ Louise Ottos und Gloning (2012) in den Schriften Helene Langes herausarbeiten.

Mit den Anreden *Hochansehnliche Versammlung*, *(hoch)geehrte/verehrte Anwesende* und *(hoch)verehrte Versammlung* beginnen die meisten Anspra-

chen. Die Anrede ist insofern maximal inkludierend, als sie die Gemeinschaft der Anwesenden⁷ betont und gar nicht auf einzelne Geschlechter abhebt (referenziell ist an einigen Stellen vom *Menschengeschlecht* die Rede). Sie wirkt aber gleichzeitig offiziell, im Kontext des 19. Jahrhunderts betont gehoben und distanziert. Anreden und persönliche Referenzen im generischen Maskulinum finden sich stattdessen in den Kongressakten kaum.⁸ Mit Blick auf das anwesende gemischte Publikum wären diese Formen erwartbar, insbesondere wenn man dem Teil der linguistischen Forschung Glauben schenkt, der den geschlechterübergreifenden Charakter des generischen Maskulinums auch zu historischen Zeiten betont (vgl. neulich Trutkowski/Weiß 2023⁹). Stattdessen erfolgt die Referenz auf gemischte und erst recht auf Frauengruppen konsequent mit Hilfe von movierten Substantiven (*Vorkämpferinnen*, *Einberußerinnen*, *Vorgängerinnen*, *Genossinnen*, *Mitstreiterinnen* usw.): So sind z.B. in (10) alle am Kongress teilnehmenden Personen adressiert, unter denen sich bekanntlich auch Männer befanden:

- (10) Das ist für das Land, meinen vielleicht die geehrten Zuhörerinnen. die Städterinnen geht das nichts an. (Akten 1897, Castner, S. 144)

Die am meisten verbreitete Anrede enthält das Substantiv *Frauen*, das unterschiedlich attribuiert wird: *hochverehrte/geehrte Frauen*, *deutsche Frauen* / *Ihr Frauen Deutschlands* / *wir deutsche Frauen* oder *meine Frauen* / *Sie, meine verehrten Frauen hier in Berlin*. Damit werden alle Frauen explizit angesprochen und mit äußerster Klarsicht auf die konstruktive Kraft von Sprache zu einer Gruppe zusammengefasst. *Frau* kann somit als Fahnen- und Schlagwort der Kongressakten und der Frauenbewegung insgesamt eingestuft werden, das als Erkennungs- und Identifikationszeichen dient, mit welchem die eigene Gruppierung bzw. deren Angehörige, Standpunkte, Ziele und Prinzipien bewusst bezeichnet werden. Gloning (2012: 135) sowie Schröter (2018) haben bereits in Bezug auf andere Texte der Frauenbewegung betont, dass die Selbstbezeichnung *Frau* sich auf den Typus der öffentlich engagierten, sozial zugewandten Frau bezieht und als Gegenbild der Dame fungiert. Interessanterweise findet sich die Anrede *Dame* in den Kongressakten nur fünf Mal, davon zwei Mal in Form von *meine Damen* in der Rede des männlichen Teilnehmers

7 Die Anrede von einzelnen Personen (z.B. *Hochverehrte Frau Präsidentin*) ist im Gegensatz dazu in 160 Vorträgen nur einmal belegt (Akten 1897, von Melik-Beglarjan: 23).

8 Folgender Beleg ist ein seltenes Beispiel dazu: „Dann ergriff Frau Meissner-Diemer das Wort, um den Einberufern ihren Dank für den gastlichen Empfang auszusprechen“ (Akten 1897, Vorwort: 4). Laut der Dokumentation in den Kongressakten gehörten zu der Gruppe der Einberufenden ausschließlich Frauen. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung kann die Behauptung in Bezug auf das Vorkommen des generischen Maskulinums nicht genau quantifiziert werden. Dies wäre aber ein lohnender Untersuchungsgegenstand für eine separate Studie.

9 Systematisch wird dieses Thema in der Dissertation von Tanja Stevanović (in Vorbereitung) an der Universität Hamburg behandelt. Vgl. außerdem Stevanović (im Druck; im Druck).

Aurelius Schmidt und jeweils einmal in der gleichen Form in den Ansprachen von Elisabeth Miessner und Laura Herrmann. Hier stehen sie allerdings nicht in der eröffnenden und begrüßenden Funktion am Anfang der Ansprachen, sondern in ihren mittleren Teilen.¹⁰

Somit ist die Selbstbezeichnung *Frau* ein bewusst gewähltes Mittel der kommunikativen Technik der Kontrastierung und Abgrenzung: Laut Schröter (2018: 138-139) ermöglicht dieser Ausdruck durch die Breite seines semantischen Spektrums und die egalitäre, nicht-elitäre Aufladung, ganz unterschiedliche Frauen innerhalb und außerhalb der Oberschichten zu denotieren.¹¹ In den Kongressakten wird dieses Ziel außerdem durch solche Anreden wie *meine Lieben / meine lieben Frauen, (wir/ihr), liebe Schwestern* und *teure Schwestern* verstärkt, wobei die Possessiv- und Personalpronomen sowie das Adjektiv *lieb* evaluativ und deontisch eine besondere Verbundenheit und Zusammengehörigkeit den anwesenden Frauen zueinander und zur Frauenbewegung insgesamt unterstreichen. *Wir* trägt durch die integrative Semantik explizit dazu bei, die 2.P.Pl. *ihr* kontrastiert mit dem in den Akten weniger frequenten Höflichkeitspronomen der 3.P.Pl. *Sie* und unterstreicht zusätzlich den egalitären Duktus. Der Ausdruck *Schwwestern* erinnert über die Analogie zu *Brüdern* auch an die Begriffe *liberté, égalité, fraternité* aus der Französischen Revolution und somit auch an die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Solidarität.¹²

In diesem Kontext ist auch die Verwendung des Substantivs *Weib* zu verorten. In direkten Anreden kommt es zwar nicht vor, referenziell ist es aber gut belegt, was aus sprachhistorischer Sicht überraschen mag. Auch wenn der genaue Zeitpunkt, an dem die ursprünglich neutrale Bedeutung ‚erwachsene (verheiratete) Frau‘ trotz umfangreicher Forschung¹³ schwer zu ermitteln bzw. immer noch nicht genau datiert ist, kann grob davon ausgegangen werden, dass die Bezeichnung *Weib* ab dem 17. Jahrhundert allmählich durch die Bezeichnung *Frau* verdrängt und zunehmend geringschätzig oder abwertend gebraucht

10 Ein weiterer – referenzieller – Beleg findet sich ebenfalls in der Ansprache von Laura Herrmann: „Ich kann nicht umhin, hier einer Dame zu gedenken, die hier in Berlin die erste war, welche dem Selbststudium und der Selbstbildung freundlich die Hand zum Weiterkommen bot, da sonst in Hörsälen und Bildungsstätten der Männer für uns nur verschlossene Türen waren“ (Akten 1897, Herrmann: 122). Die Rede ist von der Gouvernante des englischen Hofes und Gründerin eines Lyzeums in London, die Herrmann mit ihrem Nachnamen (Mrs. Archer) nennt und der sie durch die Bezeichnung *Dame* eine besondere Ehre erweisen will. Diese Form der persönlichen Referenz stellt in den Kongressakten eine absolute Ausnahme dar.

11 Besonders der letzte Aspekt begründet die Wahl von *Frau* als Fahnenwort der „Frauen-Zeitung“ von Louise Otto. Schröter (2018: 139) weist auf einen Artikel mit dem Titel „Frau und Madam“ hin, in dem sich Louise Otto explizit gegen die Anrede von Frauen aus den „sogenannten höheren Ständen“ mit *Madame* ausspricht. Vgl. ähnliche Ausführungen zur metasprachlichen Auseinandersetzung mit beiden Begriffen in den Schriften Helene Langes in Gloning (2012: 135-136).

12 Vgl. zur Referenz- und Anredeform (*liebe*) *Schwwestern* als Theologem in Roth (im Druck).

13 Für den Überblick vgl. Nübling et al. (2017: 163-167).

wird (DWDS, Lemma *Weib*). In Bezug auf das späte 19. Jahrhundert wäre somit eher die pejorisierte Verwendung zu erwarten. Die Akten des Berliner Kongresses bestätigen allerdings diese Erwartung kaum. *Weib* ist Teil der Paarformel *Mann und Weib / Männer und Weiber*, die nicht in negativen Kontexten vorkommt und die neutrale Bedeutung ‚beide Geschlechter, alle‘ aufweist. Oft ist an solchen Stellen von der *Gleichwertigkeit von Mann und Weib*, also der beiden Geschlechter, oder bewusst von den Unterschieden zwischen diesen die Rede (Beispiel 11), wobei in dieser Gruppe der Beispiele die Stärken der weiblichen Personen thematisiert werden und *Weib* synonym mit *Frau* alterniert:

- (11) Mann und Weib unterscheiden sich nach unwandelbaren, natürlichen Gesetzen; den Unterschied hat keine Unkultur vernichtet und wird keine Kultur aufheben. Die Veredlung unseres Geschlechtes wird niemals uns zu Männern umbilden; das ächte Weib bleibt sich selbst getreu und gerade das deutsche Frauengemüt ist in seinem Grundton nimmer umzustimmen. Die deutsche Frau ist hingebender, aufopfernder und geduldiger als viele ihrer Schwestern in fernen Ländern. Sie hat das immer bewahrheitet. Der deutsche Mann weiss, dass sie seine Not und Kummer mit ihm teilt, wenn sie seiner Liebe nur gewiss ist. (Akten 1897, Herrmann: 124)

Weib findet sich vor allem auch in jenen Kontexten, die in die Zukunft gerichtet sind und von dem neuen Frauentypus einer öffentlich engagierten, gebildeten, begabten, erfolgreichen, juristisch gleichgestellten, ja eben *bedeutenden Frau* handeln. Die aufgezählten positiv konnotierten Adjektive bzw. auch die Verben *sich verändern*, *wandeln*, *wanken* usw. stehen ebenfalls in der unmittelbaren Umgebung von *Weib*:

- (12) [...] denn die Wege des Lebens führen auch das Weib in die verschiedensten Bahnen, zu den verschiedensten Aufgaben. (Akten 1897, Herrmann: 121)
- (13) [...] endlich der tiefgewurzelte Glaube zu leiden und immer nur zu leiden, sei des Weibes natürlicher Beruf, zu wanken beginnt. (Akten 1897, Schlesinger-Eckstein: 54)
- (14) Ja, des Weibes Lebenslauf ist gegenwärtig in aufsteigender Linie. (Akten 1897, Preuschen-Telmann: 150)
- (15) [...] das Weib der Zukunft, das sich selber achtet und entschlossen ist (Akten 1897, Butlar-Heimhausen: 72)

Der Vergleich mit anderen zeitgenössischen Texten der Frauenbewegung könnte zeigen, inwiefern es sich hier um sprachhistorische Einzelfälle oder aber möglicherweise um eine mit *Frau* vergleichbare Verwendung, ein zusätzliches Mittel der kommunikativen Kontrastierung mit dem Ziel, sich bewusst von der Selbstbezeichnung *Dame* abzugrenzen, handelt. In der Gegenwart wurden solche Prozesse für Verleumdungen bzw. beleidigende Personenbezeichnungen in der LGBTQ+-Bewegung beobachtet und als ihre positive Aneignung bzw. Umprägung mit dem Begriff *reverse discourse/reclamation*

theoretisch erfasst (Edmondson 2021). Die Akten des internationalen Kongresses könnten dafür zusätzliche sprachhistorische Belege liefern.

Fazit

Das Ziel des vorliegenden Beitrags bestand darin, die sprachliche Konstruktion der Frauenbilder in den Akten des Internationalen Kongresses zu analysieren, der im Jahr 1896 zum ersten Mal auf deutschem Boden in Berlin stattfand. M.W. waren die Akten bis dato nie Gegenstand einer sprachhistorischen und/oder text- und diskurslinguistischen Analyse. Die Akten sind ein wichtiges gedrucktes Zeugnis der Ergebnisse des Kongresses, die vor allem dem Ziel dienen, die Ergebnisse des Kongresses festzuhalten, darüber nicht nur die Teilnehmenden, sondern auch die breite Öffentlichkeit zu informieren und damit der *Frauenfrage* in ihren vielfältigsten Facetten eine sichtbare öffentliche Bühne zu verschaffen.

Die Analyse der Kongressbeiträge führt die wichtige Rolle der Sprache bei Verhandlungen um Frauenbilder deutlich vor Augen und bestätigt, dass „die Frauenbewegungen die Geschlechterverhältnisse und die Gesellschaftsordnung in erster Linie durch sprachliche und andere semiotische Mittel verändert [haben] – insbesondere durch ihren Sprachgebrauch und ihre Kommunikation“ (Schröter/Spieß, im Druck). Die einleitend formulierte Ausgangsthese darüber, dass sich in diesem Aushandlungsprozess zwei argumentative Grundmuster herausarbeiten lassen – die argumentative „Doppelstrategie“ und die kommunikative Kontrastierung –, konnte weitgehend bestätigt werden. Die diese übergeordneten Argumentationsstrategien stützenden Realisierungen und konkreten Argumente sind dabei stark von den zugrundeliegenden politischen Einstellungen der Rednerinnen, den gesellschaftlichen Dynamiken, historischen Ereignissen und Prozessen des 19. Jahrhunderts abhängig. Nur mit Blick auf den kulturhistorischen Kontext und die Vielfalt der Perspektiven können die Unterschiede wie Gemeinsamkeiten mit anderen Textsorten der Frauenbewegung (z.B. Zeitungen, Parlamentsdebatten) nachvollzogen werden, die sich einerseits synchron (z.B. gegen Ende des 19. Jahrhunderts) und andererseits diachron (etwa zwischen der ersten, zweiten und dritten Phase der frühen Frauenbewegung) entfalten. Eine Sprachgeschichte des Knowledge Gendering in der frühen Frauenbewegung oder der Frauenbewegungen, um der Heterogenität der Perspektiven gerade in der Anfangsphase Rechnung zu tragen, auf einer breiten phasenübergreifenden empirischen, idealerweise digitalen und online zugänglichen Materialbasis (in Form eines annotierten Textkorpus oder einer analytischen Datendank) zu schreiben, ist nicht nur wünschenswert, sondern dringend nötig (Wolff/Geyken/Gloning 2015).

Literatur

Primärquellen

- Akten 1897 = Rosalie Schoenflies und Redaktions-Kommission (Hrsg.) (1897): Der Internationale Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen in Berlin. Berlin: Verlag von Hermann Walther. https://archive.org/details/bub_gb_GrDcpn-FoYbQC/mode/2up [Zugriff: 26.07.2024].
- Brockhaus = Brockhaus' Konversations-Lexikon (1892-1895). 14., vollständig neubearbeitete Auflage in 16 Bänden. Berlin/Wien: Brockhaus in Leipzig.
- DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm / Neubearbeitung (A–F), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23. <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB2&lemid=A00001> [Zugriff: 22.07.2024].
- DWDS = Digitales Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Der deutsche Wortschatz von 1600 bis heute. <https://www.dwds.de/> [Zugriff: 22.07.2024].
- Meyers Großes Konversationslexikon (6. Auflage, 1905-1909), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23. <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=Meyers&lemid=A00001> [Zugriff: 22.07.2024].

Sekundärliteratur

- Berner, Elisabeth (1998): Emanzipation. Zur Entwicklung eines politischen Schlagwortes im öffentlichen Diskurs (der Frauenbewegung) Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Hoffmann, Michael/Keßler, Christine (Hrsg.): Beiträge zur Persuasionsforschung. Unter besonderer Berücksichtigung textlinguistischer und stilistischer Aspekte. Bern: Lang, S. 217-237.
- Biermann, Ingrid (2009): Von Differenz zu Gleichheit. Frauenbewegung und Inklusionspolitiken im 19. und 20. Jahrhundert. Bielefeld: transcript.
- Böke, Katrin (1996): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten“ Sprachgeschichtsschreibung. In: Böke, Katrin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 431-452.
- Bussemer, Herrad-Ulrike (1985): Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum: Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründungszeit. Weinheim: Beltz.
- Edmondson, Daniel (2021): Word norms and measures of linguistic reclamation for LGBTQ+ slurs. In: Pragmatics & Cognition 28, 1, S. 193-221.
- Frevert, Ute (1986): Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frevert, Ute (1995): „Mann und Weib und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München: Beck.
- Gerhard, Ute (2009/2020): Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789. München: Beck.

- Gloning, Thomas (2012): Diskursive Praktiken, Textorganisation und Wortgebrauch im Umkreis der ersten Frauenbewegung um 1900. In: Ernst, Peter (Hrsg.): *Historische Pragmatik*. Berlin: De Gruyter, S. 127-146.
- Hermanns, Fritz (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zur Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen ‚politischen Semantik‘. Heidelberg/Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Kuck, Kristin (2018): *Krisenszenarien. Metaphern in wirtschafts- und sozialpolitischen Diskursen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Lenz, Ilse (2004/2010): *Frauenbewegungen. Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen*. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate/Budrich, Barbara et al. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, S. 867-877.
- Nübling, Damaris/Dammel, Antje/Duke, Janet et al. (2017): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen: Narr.
- Richter, Hedwig/Wolff, Kerstin (2018): *Demokratiegeschichte als Frauengeschichte*. In: Richter, Hedwig/Wolff, Kerstin (Hrsg.): *Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa*. Hamburg: HIS, S. 7-32.
- Römer, David/Wengeler, Martin (2013): *Wirtschaftskrisen begründen/mit „Wirtschaftskrisen“ legitimieren. Ein diskurshistorischer Vergleich*. In: Martin Wengeler/Alexander Ziem (Hrsg.): *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*. Bremen: Buske, S. 269-288.
- Roth, Kerstin (in Vorbereitung): *„Versicherung in meiner Seele“. Sprachgebrauch in Herrnhuter Lebensbeschreibungen aus dem 18. Jahrhundert*. Dissertation Heidelberg.
- Schaser, Angelika (2020a): *Frauenbewegung in Deutschland 1848 bis 1933 (= Geschichte kompakt, Bereich Neuzeit)*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schaser, Angelika (2020b): *Emancipation, religious affiliation, and family status around 1900*. In: Martin Baumeister, Martin/Lenhard, Philipp/Nattermann, Ruth (Hrsg.): *Rethinking the Age of Emancipation. Comparative and Transnational Perspectives on Gender, Family, and Religion in Italy and Germany, 1800-1918*. New York/Oxford: Berghahn Books, S. 119-135.
- Schaser, Angelika/Schraut, Sylvia (Hrsg.) (2019): *Erinnern, vergessen, umdeuten? Europäische Frauenbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schraut, Sylvia (2017): *Internationale Konferenzen, Publikationen und die Stiftung von Erinnerung: Mediale Strategien in den Richtungskämpfen der bürgerlichen Frauenbewegung im Kaiserreich*. In: *Feministische Studien* 35, 1, S. 61-75.
- Schröter, Juliane (2018): *„Wohl auf denn, meine Schwestern, vereinigt Euch mit mir“*. Die Konstruktion des politischen Kollektivsubjekts ‚der Frauen‘ in Louise Ottos *„Frauen-Zeitung“* (1849-1852). In: *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 128, 2, S. 123-151.

- Schröter, Juliane/Spieß, Constanze (im Druck): Sprachgeschichte der frühen Frauenbewegungen – Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Themenheft der Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik.
- Spieß, Constanze (2022): „Wo sie das Volk meinen, zählen die Frauen nicht mit.“ Die sprachliche Verhandlung des Frauenwahlrechts im Parlament Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 100, S. 133-159.
- Stevanović, Tanja (im Druck): Genderlinguistik und deutsche Sprachgeschichte. In: Balnat, Vincent/Kaltz, Barbara (Hrsg.): Genus und Geschlecht in europäischen Sprachen: Geschichte und Gegenwart. Tübingen: Narr.
- Stevanović, Tanja (im Druck): Das geschlechtsübergreifende Maskulinum – eine schon immer dagewesene Gebrauchsregel? In: Ferstl, Evelyn/Meuleneers, Paul/Nübling, Damaris et al. (Hrsg.) (im Druck): Geschlechterbewusste Sprache: Routinisierte Gebrauch und kreative Neuformen. Sonderheft der Linguistischen Berichte. Hamburg: Helmut Buske.
- Stevanović, Tanja (in Vorbereitung): „*ez si vrouwe oder man*“ – Diachrone Untersuchung zum sog. „generischen Maskulinum“. Dissertation Hamburg.
- Trutkowski, Ewa/Weiß, Helmut (2023): Zeugen gesucht! Zur Geschichte des generischen Maskulinums im Deutschen. In: Linguistische Berichte 273, S. 5-40.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985). Tübingen: Niemeyer.
- Wengeler, M. (2017): Wortschatz I: Schlagwörter, politische Leitvokabeln und der Streit um Worte. In: Roth, Kersten Sven et al. (Hg.): Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 22-46.
- Wobbe, Theresa (1986): „Die Frauenbewegung ist keine Parteiensache“. Politische Positionen der Gemäßigten und Fortschrittlichen der bürgerlichen Frauenbewegung im Kaiserreich. In: Feministische Studien 5, 2, S. 50-65.
- Wolff, Kerstin/Geyken, Alexander/Gloning, Thomas (2015): Kontroverse Kommunikation im Umkreis der ersten Frauenbewegung. Wie können digitale Ressourcen die sprachliche Untersuchung und die Ergebnisdokumentation verbessern? In: Baum, Constanze/Stäcker, Thomas (Hrsg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities. Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften. DOI: <http://dx.doi.org/10.17175/sb01> 10.17175/sb01 [Zugriff: 01.03.2024].
- Zelfel, Alexandra (2004): Erziehen – die Politik von Frauen. Erziehungsdiskurse im Spiegel von Frauenzeitschriften im ausgehenden 19. Jahrhundert. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

Gender, Paratext und afroamerikanische Autobiografiegeschichte. Harriet Jacobs – James Baldwin – Glenn Ligon

Dustin Breitenwischer, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Universität
Hamburg

Einleitung

Der folgende Beitrag untersucht ausgewählte Paratexte aus der afroamerikanischen Autobiografiegeschichte und beleuchtet, wie paratextuelle Elemente wie Buchcover, Vorworte und Titel Vorstellungen von *Race* und *Gender* prägen, herausfordern und revidieren können. Paratexte werden nicht nur als kontextualisierende Randerscheinungen betrachtet, sondern als Akteure, die sich mithilfe komplexer Kommunikationsprozesse in Beziehung zueinander setzen und so nicht zuletzt auch intersektionale Wissensbildungsprozesse fördern. Anhand von drei Fallbeispielen aus drei Jahrhunderten widmet sich der Beitrag der Kommunikation und der kulturellen und sozialen Funktion von paratextuellen Elementen. Basierend auf der Vorstellung vom Paratext als transitorischer Schwelle werden paratextuelle Elemente innerhalb von Kommunikationsdynamiken analysiert, die die Funktion und Rezeption ihrer Texte erheblich mitgestalten. Insbesondere in einem kulturellen und literarischen Umfeld, das von Rassismus, Sexismus und anderen sozial konstruierten Ungleichheiten geprägt ist, erscheinen insbesondere Paratexte als Zwischenbereiche, in denen je eigene politische Ästhetiken entwickelt und kommuniziert werden, die nicht nur den Text selbst, sondern auch die Beziehungen zwischen Texten und Leser:innen hinterfragen und neu zu formieren suchen. Zunächst wird im Folgenden eine allgemeine Theorie paratextueller Kommunikation und ihrer sozialen und kulturellen Bedeutung vorgestellt, bevor der Fokus auf die Verbindung von Paratext, Gender und afroamerikanische Autobiografie gelegt und anhand von drei Beispielen näher diskutiert wird. In der Auseinandersetzung mit Harriet Jacobs' *Incidents in the Life of a Slave Girl* (1861), James Baldwins *Notes of a Native Son* (1955) und schließlich Glenn Lignons Arbeiten „Untitled (How It Feels to Be Colored Me)“ (1991) und *A People on the Cover* (2015) soll die Bedeutung paratextueller Kommunikation im Kontext US-amerikanischer Literatur- und Kulturgeschichte hervorgehoben werden.

Paratext und paratextuelle Kommunikation

In diesem Beitrag wird die afroamerikanische Autobiografiegeschichte unter dem Gesichtspunkt ausgewählter Paratexte untersucht, um zu erkunden, wie diese nicht-textlichen Elemente einer Publikation – einschließlich Buchcover, Vorworten, Titeln und mehr – tief mit der Darstellung von *Race* und *Gender* verwoben sind. Paratexte, so die Annahme, sind nicht nur kontextualisierende Elemente für den Haupttext, sondern sie treten in komplexe Kommunikationsstrukturen über Zeit und Raum hinweg ein und beeinflussen intersektionale Identitäts- und Wissensbildungsprozesse. In einer Untersuchung von drei repräsentativen Beispielen richtet der Beitrag seinen Fokus dementsprechend auf die Schnittstellen zwischen verschiedenen paratextuellen Elementen, um eine erweiterte Perspektive auf die mediale, ästhetische und kultursoziologische Dimension dieses Genres zu entwickeln. Dabei hat die Paratextforschung bereits deutlich herausgearbeitet, dass Paratexte mehr als bloße Rahmungen oder Container von Texten sind. Gérard Genette, auf dessen Pionierarbeit im Grunde alle Forschungsansätze zu Paratexten beruhen, bezeichnet den Paratext zwar im Untertitel seiner Studie noch recht lieblos als „Beiwerk“, doch entwickelt er innerhalb seiner Studie die sehr viel spannendere Idee vom Paratext als „Schwelle“, die „jedem die Möglichkeit zum Eintreten oder Umkehren bietet“; es handele sich „um eine ‚unbestimmte Zone‘ zwischen innen und außen, die selbst wieder keine feste Grenze nach innen (zum Text) und nach außen (dem Diskurs der Welt über den Text) aufweist“ (Genette 2019: 10; Herv. i.O.).

Paratexte sind höchst flexible und transitorische Zwischenräume, die dem jeweiligen Text gerade nicht untergeordnet sind, sondern Zu- und Ausgänge erlauben und insofern vielleicht nicht unbedingt autonome, aber sicher individuelle Produktions- und Rezeptionsweisen bereithalten. Wie die Texte, mit denen sie interagieren, zeigen sich auch Paratexte verantwortlich dafür, Leser:in-nenschaften zu schaffen und zu choreographieren. Paratexte sind insofern im besonderen Maße soziale und kulturelle Praktiken.¹ In einer jüngeren Studie zum Buchdesign meint deshalb David Alworth, paratextuelle Elemente, wie z.B. Buchcover, seien „connectors that bring disparate people together“ (Alworth/Mendelsund 2020: 211). Paratexte leiten also nicht nur in den Text ein und schaffen Bindung zwischen einem Text und seinen Leser:innen, sondern auch zwischen den Leser:innen und, so die These dieses Beitrags, zwischen den jeweiligen Büchern. Alworth gibt dafür die simple und treffsichere Formel aus: „Texts need paratexts as much as we do“ (ebd.: 165). Paratexte dienen, wie Georg Stanitzek schreibt, „der Herstellung und Aufrechterhaltung von Kommunikationskanälen“ (Stanitzek 2004: 16). Insofern ist es wichtig zu verstehen, wie paratextuelle Elemente auf- und miteinander wirken,

1 Zur digitalen Zurschaustellung von Buchcovern als Bildevidenz einer widerständigen Epistemologie, siehe den Beitrag von Elisa Linseisen in diesem Band.

warum sie wie gestaltet sind und wie sie als ästhetische, soziale und politische Praktiken Teilhabe an soziokulturellen Prozessen haben. Denn wenngleich die englische Redewendung *Don't judge a book by its cover* in diversen Lebensumständen seine Richtigkeit haben mag, gerade im Kontext der Literatur gilt sie ironischerweise nicht. Und wenn Genette salopp behauptet, kein Text ohne Paratext und kein Paratext ohne Text (vgl. Genette 2019: 391), dann meint er genau das: Texte produzieren sich nicht im luftleeren Raum und erscheinen etwa ungefärbt vor ihrer Leser:innenschaft. Texte kommen immer schon gebunden und vernetzt, stehen also mithilfe ihrer Paratexte, ihrer zwischenräumlichen Schwellen, in besonderen Beziehungen zur Welt, was im Umkehrschluss immer auch bedeutet, dass eben jene Paratexte in mehr oder weniger sensiblen Rückkopplungseffekten mit eben jener Welt und ihren identitätskonstituierenden und identitätsdekonstituierenden Dynamiken verbunden sind und von ihnen geprägt sind.

Als soziale Praktiken sind Paratexte aber auch in der Lage bzw. werden dazu instrumentalisiert, identitätsbasierte Identifikations- und Zuschreibungsdynamiken zu befeuern. Besonders offensichtlich sind sie dies natürlich mit Blick auf Coverdesign und Autor:innenschaftsinszenierungen, wo sich nun z.B. das *Gendering* zumeist als stereotypisierende und heteronormativ perspektivierte Praxis zeigt, die oftmals auch ein ästhetisches Urteil mit sich bringt. Alworth spricht daher mit Blick auf die Gestaltung von Büchern weiblicher Autorschaft von „trite representations of femininity that undermine the aesthetic sophistication of the text“ (Alworth/Mendelsund 2020: 203f.). Wortwörtlich auf den ersten Blick – beim Blick also auf solch schnell wahrnehmbare paratextuelle Elemente wie Covergestaltung, Titel oder Genrebeschreibung – zeigt sich das *Gendering* des Paratextes wahrlich als Oberflächenphänomen, wobei es hier in erster Linie um die Vermarktung und die Schaffung bzw. Reproduktion einer bestimmten Leser:innenschaft geht, die bereits von den paratextuellen Elementen darauf festgelegt wird, gerade nicht nach Literatur, sondern nach einer ‚Literatur für Frauen‘ zu verlangen.

Darauf aufbauend geht es mir entlang einiger ausgewählter Beispiele aus dem Genre der afroamerikanischen Autobiografie darum zu zeigen, wie identitätsdeterminierende Praktiken wie *Gendering* und *Racializing* zum einen von Paratexten befördert werden, wie Autor:innen und Verlagen aber zum anderen immer wieder auch Paratexte genutzt haben, um einer solchen Determinierung zu trotzen. Dementsprechend behaupte ich, dass Paratexte immer schon eng mit Fragen nach Macht und Widerstand, Unterdrückung und Emanzipation, Hegemonie und Autonomie verflochten sind. Insofern bilden sie mitunter Konstellationen, innerhalb deren Genrecharakteristika jenseits von intertextuellen Binnenstrukturen herausgefordert oder stabilisiert werden, Autor:innen kollaborativ oder konfrontativ Positionen im Feld ausfechten, Verlage und Designer:innen Marktdynamiken beschleunigen und Leser:innenschaften formiert und navigiert werden (vgl. hierzu auch Birke/Christ 2013).

Entlang einer Untersuchung paratextueller Kommunikation in der Geschichte der afroamerikanischen Autobiografie seit dem 19. Jahrhundert soll gezeigt werden, wie die Bücher (und eben nicht allein die Texte) zu Akteur:innen im kultur- und sozialemanzipatorischen Kampf wurden und wie die Kommunikation zwischen paratextuellen Elementen immer wieder neue politische Ästhetiken in einem nach wie vor von Ungleichheit und Ausgrenzung geprägten literarischen Markt befördert hat. Die Geschichte literarischer Texte ist immer auch die Geschichte ihrer Paratexte bzw. erzählen Texte und Paratexte teilweise ganz unterschiedliche Geschichten. Und wenn davon ausgegangen wird, dass die Produktion, Distribution, Vermarktung, Kritik und Rezeption von Literatur immer schon von gendernden Machtdynamiken oder genderdekonstruierenden Widerstandsdynamiken geprägt ist, dann hat dies auch mit der Produktion, Distribution, Vermarktung, Kritik und Rezeption von Büchern und Printmedien zu tun.

Paratext, Gender und die afroamerikanische Autobiografie: 3 Beispiele

Gemeinhin gilt die Autobiografie als herausragendes Genre im emanzipatorischen Kampf Schwarzer Autor:innen im literarischen Feld der USA. „Of the various genres that comprise the African-American literary tradition none has played a role as central as has black autobiography“, schreibt Henry Louis Gates in der Einleitung von *Bearing Witness* (Gates 1991: 3). Und William L. Andrews betont: „Autobiography holds a position of priority, indeed many would say preeminence, among the narrative traditions of black America“ (Andrews 1993: 1). Für Schwarze Autor:innen, so erneut Gates, bedeutete und bedeutet das autobiografische Erzählen „the ultimate form of protest“ (Gates 1991: 3). Die Bedeutung des Genres, so Joycelyn K. Moody, werde dementsprechend auch von den Rezipierenden immer wieder bestätigt: „Still, the rule of autobiography as the preeminent genre for African American readers is incontestable“ (Moody 2021: 3). Die Autobiografie muss als literarisches Genre und Kulturpraxis mit außerordentlichem politischen Engagement und einem besonderen Gespür für gesellschaftliche Reform verstanden und gelesen werden. Dabei waren die Selbsterzählungen Schwarzer Autor:innen – das Sich-Behaupten – in der Geschichte der nordamerikanischen Kolonien und der jungen Vereinigten Staaten nicht vorgesehen und insofern immer schon ein bemerkenswerter Affront. So schreibt Gates an anderer Stelle, dass bis ins 19. Jahrhundert hinein galt, „[w]riting, many Europeans argued, stood alone among the fine arts as the most salient repository of ‚genius‘ the visible sign of reason itself“ (Gates 1985: 9). Und diese Kunst war freilich weitestgehend weißen Autor:innen vorbehalten. Oder vornehmlich: weißen männlichen Au-

toren. Denn hat nicht auch Virginia Woolf polemisch festgestellt, es wäre „unthinkable that any woman in Shakespeare’s day should have had Shakespeare’s genius. For genius like Shakespeare’s is not born among the labouring, uneducated, servile people“ (Woolf 1935: 70)?

Was hier über Frauen geschrieben steht, galt selbstverständlich in mindestens demselben Maße für Schwarze Autoren und in gesteigerter Form für Schwarze Autorinnen. „Who is the Tolstoy of the Zulus?“, soll Saul Bellow gefragt haben, worauf der afroamerikanische Journalist Ralph Wiley geantwortet hat: „Tolstoy is the Tolstoy of the Zulus.“ Ich entnehme diese Anekdote passenderweise der autobiografischen Erzählung *Between the World and Me* des Journalisten und Essayisten Ta-Nehisi Coates (Coates 2015: 43 und 56), die ein besonders prominenter Beweis für Gates’ These ist, dass die Autobiografie bis heute eine entscheidende Form des Protests im Kampf gegen kulturelle und gesellschaftliche Unterdrückung, systemische Ausgrenzung und rassistische Gewalt ist, aber auch im Kampf um Anerkennung, Distinktion, ästhetische Erziehung und kulturelles Kapital. Und nicht zuletzt der Paratext afroamerikanischer Autobiografien wird dabei seit den frühesten *slave narratives* immer wieder zum Ort feldinterner Kämpfe und ästhetischen Widerstands, aber auch systemischer Unterdrückung und künstlerischer Abwertung. Beth McCoys These, dass Paratexte von den sog. *slave narratives* vornehmlich fungiert hätten als „a zone transacting ever-changing modes of white domination and of resistance to that domination“ (Mc Coy 2006: 156), gilt bei genauerer Betrachtung und natürlich in ständig sich verändernder Weise bis in die Gegenwart – nicht zuletzt mit Blick auf intersektionale Dynamiken von *Race* und *Gender* bzw. *Race* und *Queerness*. Die Kommunikation paratextueller Elemente mit dem Text, den Leser:innen und insbesondere mit sich selbst ist im Kontext afroamerikanischer Literatur und insbesondere im intimen Genre der Autobiografie konsequent geprägt von dem von McCoy diskutierten Spannungsverhältnis. Die „Transaktionszone“, von der sie im Sinne Genettes spricht, ist derart betrachtet eine Zone, innerhalb deren Identitätsbildungs- und -abbildungsprozesse wesentlich gespannt erscheinen. Dies wird umso deutlicher in jenem historischen Moment, in dem sich das Schaffen und Publizieren afroamerikanischer Autor:innen untrennbar von den sozialreformerischen Bestrebungen der Bürgerrechtsbewegung vollzieht. Spätestens in den 1950er Jahren gelingt es Schwarzen Schriftsteller:innen zunehmend, sich aus den Klauen weißer Förderung und Determinierung zu lösen und das im Modernismus erstarkte künstlerische Selbstbewusstsein in soziale, kulturelle und ästhetische Selbstermächtigung zu übersetzen. Zwar waren hierfür insbesondere Romane wie Richard Wrights *Native Son* (1940) oder Ralph Ellisons *Invisible Man* (1952) verantwortlich, doch war auch die Notwendigkeit des Selbsterzählens weiterhin ungebrochen. Und während sich die Literaturwissenschaft in den vergangenen Jahrzehnten vornehmlich auf die Kraft und Wirkung autobiografischer *Texte* konzentrierte, muss sich auch innerhalb dieses

Genres eindringlicher noch mit den *Paratexten* beschäftigt werden. Denn in der Inszenierung, Rahmung, Öffnung und Kommentierung dieser Texte zeigen sich durchaus bemerkenswerte Relationen und Kommunikationsstrukturen. Dies soll nun an drei Beispielen gezeigt werden, die eindrucksvolle Einblicke in die ästhetische, semantische und mediale Vielfalt *paratextuellen Genderings* und *genderter Paratexte* vom neunzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart geben. Die drei Fallbeispiele entfalten sich innerhalb eines Spektrums, das von weißer hegemonialer Paratextualisierung über emanzipatorische Paratextgestaltung bis hin zu künstlerischer (und insofern außerliterarischer) Neuperspektivierung paratextueller *Race-* und *Gender-Dynamiken* reicht.

Beispiel 1: Harriet Jacobs, Incidents in the Life of a Slave Girl (1861)

Beginnen möchte ich mit Harriet Jacobs und ihren 1861 unter dem Pseudonym Linda Brent erschienenen *Incidents in the Life of a Slave Girl*, denn, wie bereits erwähnt, ist die identitätsdeterminierende Dynamik paratextueller Kommunikation bereits im Gründungsgenre afroamerikanischen Selbsterzählens, in den sog. *slave narratives*, von entscheidender Bedeutung für die Produktion, Distribution und Rezeption der Texte. Im teilweise virtuoseren Umgang mit Sprache und der immer auch philosophischen Reflexion des eigenen Daseins ging es den Autor:innen um nicht weniger als die Artikulation ihres Menschseins.² Die bis dahin wesentlich entmenslichten Autor:innen erschrieben sich nach der Flucht in den Norden einen Platz in der Welt und widmeten sich einer Vielzahl identitätskonstituierender Fragen. Als wahre Bildungsromanheld:innen setzten sie sich im wahrsten Sinne ins Verhältnis: ins Verhältnis zu ihren Leser:innen, ihren Leidensgenoss:innen und nicht zuletzt zu sich selbst. Gleichzeitig waren diese autobiografischen Erzählungen entscheidend für die abolitionistische Mobilisierung auf beiden Seiten des Atlantiks, so dass einige der Texte zu internationalen Bestsellern wurden.³ Doch ging es in aller Regel weniger um persönlichen Erfolg und Positionierung im literarischen Feld als um politische Schlagkraft. Gefördert und oftmals auch verlegt von weißen Abolitionist:innen, hatten *slave narratives* das vorrangige Ziel, weitere weiße Mitstreiter:innen im Kampf gegen die Sklaverei und den internationalen Sklav:innenhandel zu gewinnen. Eine der bekanntesten *slave narrative* weiblicher Autorschaft ist nun Jacobs' *Incidents*. In dieser autobiografischen Schrift erzählt Jacobs auf außergewöhnliche Art und Weise von einem schier unvorstellbaren Leben in der Versklavung, so dass der politische und literarische Wert des Textes nicht hoch

2 Eine ausführlichere Diskussion der paratextuellen Dynamik von Jacobs' Erzählung findet sich in Breitenwischer 2019.

3 Siehe hierzu einführend Fisch 2007; Robbins/Gates 2017.

genug zu bemessen ist. Leider lenkte der gerade ausgebrochene Bürgerkrieg von der Veröffentlichung der Erzählung ab und Jacobs wurde schlechthin vergessen. Erst in Folge der Bürgerrechtsbewegung in den 1950er und 1960er Jahren und der Einführung von African American Studies-Instituten und den damit einhergehenden Reformen des literarischen Kanons wurden ihre *Incidents* von feministischen Literaturwissenschaftler:innen wiederentdeckt und zur Standardlektüre erklärt. Mittlerweile gilt ihre autobiografische Schrift als weibliches Pendant der wohl berühmtesten *slave narrative* aller Zeiten, Frederick Douglass' 1845 erschienener *Narrative of the Life of Frederick Douglass*.⁴

Von besonderem Interesse soll hier nun der Paratext von Jacobs' Buch sein. So spielen sich mit Blick auf *Race* und *Gender* bereits in der Kommunikation verschiedener paratextueller Elemente der ursprünglichen Ausgabe bemerkenswerte Dynamiken ab, die paradigmatisch eintreten können für das Genre weiblicher *slave narratives* überhaupt. Jenseits des Titels, in dem Jacobs sich als „slave girl“ ausgibt, sind zwei zentrale paratextuelle Elemente des Buches das Vorwort der Autorin und die Einleitung der Herausgeberin Lydia Maria Child, einer der einflussreichsten Abolitionistinnen ihrer Zeit. Einleitungen von weißen Herausgeber:innen waren eine gängige Praxis im US-amerikanischen Literaturbetrieb des neunzehnten Jahrhunderts. Im Wesentlichen ging es in dieser eindeutig rassistischen Praxis darum, einer vornehmlich weißen Leser:innenschaft zu versichern, dass die jeweiligen Autor:innen die Texte eigenständig verfasst haben, den Herausgeber:innen als außergewöhnliche Vertreter:innen der Schwarzen Community bekannt sind und sie es dementsprechend verdient hätten, dass man ihnen Aufmerksamkeit schenkt. In einem 1923 erschienenen Essay zur Lyrik Schwarzer Autor:innenschaft in den USA bemerkt der Journalist und Autor John Edward Bruce auf besonders polemische Weise:

The fact that these men and women [also Schwarze Autor:innen] belonged to a race which is generally regarded as inferior even to this day, obscured any inherent greatness that they possessed; and those who in our own day have achieved any distinction, owe it to the fact that some white author, more liberal than is usual, has put the seal of his own approval upon their work and thus given them prestige and standing, which they could not otherwise have got. (Bruce 2008: 412)

In den diversen Einleitungen, Vorworten, Nachworten und Begleitschreiben weißer Autor:innen und Herausgeber:innen wurde der Paratext zum Medium des Dispositivs weißer kreativer Vorherrschaft.

Jacobs bemüht sich nachdrücklich, jegliches literarische Talent von sich zu weisen. Sie erklärt, dass es „abler pens“, also fähigere Schriftsteller:innen gebe, und wünscht, sie wäre „more competent“ (Jacobs 2001: 5). Gleichzeitig hebt Child in ihrer Einleitung hervor, dass es bemerkenswert sei, „that a

4 Was sich nicht zuletzt auch in der *The Modern Library Classics*-Edition der beiden Texte (Douglass/Jacobs 2004) zeigt.

woman reared in Slavery should be able to write so well“ (ebd.: 6). Jacobs betont weiter, dass es ihr aufgrund ihrer Lebensumstände im freien Norden unmöglich gewesen sei, „to make up for the loss of early opportunities to improve myself“ (ebd.: 5). Child kontert daraufhin, dass Jacobs glücklicherweise „frequent intercourse with intelligent persons“ hatte, „who felt a friendly interest in her welfare, and were disposed to give her opportunities for self-improvement“ (ebd.: 6). Es ist sowohl faszinierend als auch essenziell, den Dialog über *slave narratives* im Kontext einer in all diesen Erzählungen zentral gesetzten Szene zu betrachten: jener, in der die Autor:innen den Moment oder Prozess schildern, in dem sie das Lesen und Schreiben erlernten. Dieser wird stets als ein Augenblick der Menschwerdung und der Erkenntnis von Freiheit dargestellt. In ihrer Erzählung teilt Jacobs mit, dass es die Ehefrau ihres ersten Besitzers war, die sie in diesen Fähigkeiten unterwiesen hat. Child verdeutlicht in ihren durchaus wohlmeinenden, jedoch paternalistischen Worten, dass ihre redaktionelle Arbeit im Wesentlichen eine Fortführung dieser Ausbildung darstellte. Innerhalb dieser Logik bliebe das emanzipierte Schwarze Subjekt von einem unüberwindbaren Defizit an schöpferischer Originalität bestimmt und grundsätzlich fremdbestimmt. Wie Fionnghuala Sweeney in einem Aufsatz über Jacobs' (bzw. „Brents“) Briefwechsel feststellt, war sich Jacobs dieser Dynamiken nur allzu bewusst. Zum einen war ihr klar, „how instrumental white women were in securing the publication of African American narratives“; zum anderen war ihr nur allzu deutlich, „how these whites could also act as restrictive cultural gatekeepers“ (Sweeney 2016: 400). Und da der autobiografische Text möglicherweise unfähig ist, die Vorstellung eines *race*-basierten Defizits aus dem kulturellen Diskurs zu entfernen, bedarf es der paratextuellen Autorität über ihn – nicht zuletzt in Form des Zusatztitels „Written by Herself“.

In ihrem Vorwort, das nur 350 Wörter umfasst, unternimmt Jacobs außerdem eine bemerkenswerte philosophiehistorische Exkursion, die im Kontext dieses Beitrags von entscheidender Bedeutung ist. Sie schreibt: „Since I have been at the North, it has been necessary for me to work diligently for my own support, and the education of my children. This has not left me much leisure to make up for the loss of early opportunities to improve myself“ (Jacobs 2001: 5). Hier wird der Paratext nicht nur zum Medium, um genderspezifische Care-Verpflichtungen zu reflektieren, sondern Jacobs nutzt das Vorwort auch, um die *gender*-, *class*- und *race*-spezifischen Dynamiken künstlerischen Schaffens zu kritisieren. Es wäre meines Erachtens zu kurz gegriffen, „leisure“ lediglich als Freizeit von der Arbeit zu interpretieren. Vielmehr glaube ich, dass Jacobs hier direkt auf das kreative Moment der Muße und die damit verbundene Raumzeit anspielt, die spätestens seit der Romantik eine zentrale Rolle in der Vorstellung des Kreativsubjekts spielte. Diese Raumzeit hat der Transzendentalist Henry David Thoreau treffend in der Interdependenz von „leisure, freedom, and independence“ (Thoreau 2008: 261) beschrieben.

Jacobs verknüpft dieses Verständnis von „leisure“ als Muße im Umkehrschluss unweigerlich mit Fragen und Bedingungen weiblicher kreativer Selbstermächtigung und poetischer Selbstentfaltung. Es sind oft gerade diese von vielen Leser:innen übersehenen Momente in paratextuellen Elementen wie Vorworten, die bemerkenswerte Einblicke in die soziale Funktion von Paratexten bieten und über ihre Rolle als bloßes Beiwerk hinausweisen. Ausgehend von Jacobs' zurückgenommener und gleichzeitig fulminant in Szene gesetzter Selbstbestimmung als schöpferischem Subjekt, das Freiheit immer nur als andauernden Kampf um Befreiung erfahren kann, ist auffällig, wie sehr die Kommunikation paratextueller Elemente auch in afroamerikanischen Autobiografien im 20. Jahrhundert dafür genutzt bzw. instrumentalisiert wurden, die jeweiligen Autor:innen als kreative Subjekte zu inszenieren oder deren eigenmächtig erkämpften Status als Künstler:in herauszufordern.

Beispiel 2: James Baldwin, Notes of a Native Son (1955)

Bevor sich dem nächsten Paradigma gewidmet wird, soll die Idee einer ganz speziellen Zwischenräumlichkeit angeführt werden, die Elizabeth Grosz in ihrer Studie *Architecture from the Outside* entwirft und die meines Erachtens besonders gut dabei behilflich sein kann, die zwischenräumliche und transaktionale Stellung des Paratexts als „Schwelle“ besser zu begreifen. Grosz schreibt:

The space in between things is the space in which things are undone, the space to the side and around, which is the space of subversion and fraying, the edges of any identity's limits. In short, it is the space of the bounding and undoing of the identities which constitute it (Grosz 2001: 92).

Das Dazwischen ist also – und hier möchte ich noch einmal an McCoy erinnern – ein Möglichkeits- und Verunmöglichungsraum und dies nicht unbedingt in einem Entweder/Oder, sondern oftmals in einem Sowohl-als-auch.⁵ In solchen Momenten werden paratextuelle Einhegung und paratextueller Widerstand zu gegenseitig sich beflügelnden und gleichzeitig sich herausfordernden Dynamiken. Dieses zwischenräumliche Sowohl-als-auch ist laut Grosz „a strange and curious placement, a position that is crucial to understanding not only identities, but also that which subtends and undermines them, which makes identities both possible and impossible“ (ebd.: 90).

Um diese Dynamik auf paratextueller Ebene weiter zu ergründen, soll das folgende Beispiel herangezogen werden: James Baldwins Essayband *Notes of a Native Son*, dessen Erstausgabe aus dem Jahr 1955 mit einem bemerkenswerten Cover erschien. *Notes of a Native Son* ist streng genommen keine autobiografische Erzählung. Vielmehr nutzt Baldwin die Mittel des von ihm be-

5 Vgl. hierzu auch Breitenwischer 2018.

sonders geschätzten Genres des *personal essay*. Auf Grundlage seiner Biografie und kulturellen Funktion als Schwarzer, homosexueller Schriftsteller und Aktivist reflektiert und kritisiert er die US-amerikanische Kultur und Gesellschaft mithilfe dieser Textform auffallend allgemein und zugleich intim. Im Grunde sind alle im Band enthaltenen Texte von autobiografischen Elementen und Erzählsträngen durchwirkt. Und das Cover bietet dafür einen außergewöhnlichen Zugang. Es zeigt eine Fotografie Baldwins, aufgenommen von der befreundeten Fotografin Paula Horn. Am linken Rand des Buchdeckels sieht man einen breiten roten Balken, der den Titel, den Namen des Autors und den Hinweis enthält, dass auf dem Bild der Autor selbst abgebildet ist. Zudem ist freilich das paratextuelle Element des Titels selbst literaturhistorisch aber auch genderdynamisch eindrucksvoll: So bezieht sich Baldwins Selbstbezeichnung als „Native Son“ (im Sinne des christlichen Glaubensbekenntnisses könnte dies als „eingeborener Sohn“ oder schlichter auch als „Sohn dieses Landes“ übersetzt werden, wie es die aktuelle deutschsprachige Übersetzung des Bandes tut (Baldwin 2024)) nicht nur auf die prekäre Situation eines Schwarzen Mannes, eines womöglich schutzbedürftigen „Sohnes“, in der US-amerikanischen Gesellschaft, sondern auch auf den Titel eines der bekanntesten afro-amerikanischen Romane des 20. Jahrhunderts, *Native Son* (1940) des Autors Richard Wright, den Baldwin sowohl verehrte als auch stark kritisierte. So entfalten sich auf allein bei der Betrachtung des Covers zahlreiche Verknüpfungen und Besonderheiten paratextueller Kommunikation. Auf augenfällige Weise arbeitet es mit Brüchen, auktorialer Verletzlichkeit und ästhetischer Zurückhaltung, und hebt damit erstaunlicherweise die politische Sprengkraft des Textes noch hervor. Hier schreibt einer, so mag das Cover sagen, der sich aus der Deckung begibt; einer, der sich traut, sich angreifbar und verletzlich zu machen – der sich im Sinne Grosz’ aus einem Dazwischen heraus zu seinen Leser:innen und sich selbst verhält.

Auf seine ihm eigene sinnliche, sensible, verwundbare und darin aufrichtige Art und Weise leistet und bezweifelt das Cover genau das, was Robert F. Reid-Pharr in der Einleitung – also im Paratext – seines 2001 erschienenen Bandes *Black Gay Man* über die Zweifel an der Wahl des Titels, also eines weiteren paratextuellen Elements, schreibt:

Much of my work, much of the work included in this collection, has been straightforwardly designed to help dismantle the American identity machine, to break its hold on the collective imagination. Yet, strangely, I find that, like many of my peers, I continuously use the mechanisms of that machine to affect its dysfunctions. (Reid-Pharr 2001: 1)

Die Maschine mit ihren eigenen Waffen schlagen: Was Reid-Pharr hier etwas beschämt und selbstkritisch anmerkt, ist – positiv gewendet – die Kraft des von Grosz beschriebenen Dazwischen als „space of the bounding and undoing of the identities which constitute it“. Bei Baldwin wird der Paratext besonders eindeutig vom *Bei-Text* zum *Gegen-Text*. In der eigenwilligen Porträtfotografie, im radikalen roten Balken, im Richard Wrights Skandalroman zitierenden

Titel, im von Baldwin gleichermaßen aufgerufenen Vater-Sohn-Verhältnis zu Wright und nicht zuletzt in der irgendwie ungelassenen Notiz neben dem Porträt, dass es sich beim Porträtierten um den Autor handelt, drückt Baldwins Essayband eine außerordentliche Resistenz und Resilienz aus gegenüber einem System und einem Markt, die seine Marginalisierung immer schon als Ziel haben. Im Unterschied zur paratextuellen Stilisierung im Genre der von Anthony S. Foy diskutierten „Black celebrity’s autobiography“ geht es hier zwar nicht um die schillernde Vermarktung eines Stars, sondern um die Inszenierung eines (noch) marginalisierten Intellektuellen, doch zeigt sich auch in der Erstausgabe von Baldwins *Notes of a Native Son* das von Foy hervorgehobene „interplay of privacy and publicity“ im „visual paratext“ (Foy 2021: 256). Baldwin weiß um die prekäre Situation, in der er sich als junger, Schwarzer, homosexueller Schriftsteller in den USA befindet: und so lässt er sich im Cover bereits derart an den Rand drängen, dass er kaum mehr weiter verdrängt werden kann. So stellt er die aufreizende Nähe zu Wright bereits derart offensiv aus, dass sie ihm nicht mehr abwertend unterstellt werden kann. Baldwin macht sich auf der Schwelle zwischen Privatheit und Öffentlichkeit als der, der er ist, angreifbar, weil er eh angegriffen wird. Das Cover der Erstausgabe von *Notes of a Native Son* ist eine eindrucksvolle Manifestation von Widerstand und Resilienz innerhalb einer kulturellen und sozialen Ordnung, die die Marginalisierung des Buches und seines Autors immer schon zum Ziel haben. In der außergewöhnlichen Porträtfotografie, dem kräftigen roten Balken, dem Titel, der Richard Wrights kontroversen Roman zitiert, und im von Baldwin evozierten Vater-Sohn-Verhältnis zu Wright, zeigt sich die bewusste Auseinandersetzung mit diesen teilweise destruktiven Kräften. Baldwin ist sich seiner prekären Lage als jungem, Schwarzen, homosexuellen Schriftsteller in den USA bewusst. Baldwin, so scheint es, macht sich als der, der er ist, bewusst angreifbar, weil er ohnehin Angriffen ausgesetzt ist. Er springt einen nicht an; sein Bild schreit nicht: Hier bin ich, dies ist mein Buch! Eher noch fragt man sich, ob es diesem Autor überhaupt recht ist, dass man ihm derart nahekommt.

In einem Vorwort zu einer späteren Ausgabe – also einem dem ursprünglich 1955 erschienenen Buch neu hinzugefügten paratextuellen Element – schreibt der Gegenwartsautor Edward P. Jones über *Notes of a Native Son*, dessen hier bislang diskutierte Ausgabe er kaufte, bevor er fürs Studium aufbrach: „I was going off to a new life, a life of the mind and education among white people, and I felt that since Baldwin’s fiction had taught me so much about black people, his essays might have a similar effect given where I was going“ (Baldwin 2012: viii). Was sich Jones dann präsentierte, ist Folgendes: „a thirty-one-year-old, somewhat worldly man [...] who is grappling with having been born into a small and often less caring world, which was, for good or bad, a part of a larger world that generally rejected him and his small world“ (ebd.: ix). Ungezwollt präsentiert Jones die Leser:innen der 2012 erschienenen Ausgabe von *Notes of a Native Son* mit einer bemerkenswert treffsicheren Interpretation des

oben diskutierten Covers. Der „native son“, „born into a small and often less caring world“, der sichtlich berührt und berührend – ja, fast schon mit kindlicher Unschuld – eben nicht allein die Kamera oder seine Leser:innen anschaut, sondern die auf dem Titel erwähnte Freundin. Es ist äußerst ungewöhnlich, den Namen der Fotograf:innen des Autor:innenporträts auf dem Buchcover zu finden. Dementsprechend wird hier besonders nachdrücklich eine Freundschaft ausgestellt, die sich in der Logik von Jones' sensibler Lesart von Baldwin zwischen einer kleinen und einer großen Welt abspielt.

In einem seiner intimsten und sicherlich bekanntesten Essays, seinem als Brief an seinen fünfzehnjährigen Neffen James adressierten „My Dungeon Shook“ aus dem 1963 erschienenen Band *The Fire Next Time*, schreibt Baldwin Zeilen, die eben nicht allein seinem Neffen, sondern immer auch ihm selbst gelten und die helfen, den auf dem Cover der Erstausgabe von *Notes of a Native Son* noch acht Jahre jüngeren Autor besser zu verstehen. Baldwin beschreibt, was es bedeutet, jung, Schwarz und männlich in einem weißen Amerika zu sein:

This innocent country set you down in a ghetto in which, in fact, it intended that you should perish. Let me spell out precisely what I mean by that, for the heart of the matter is here, and the root of my dispute with my country. You were born where you were born and faced the future that you faced because you were black and *for no other reason*. (Baldwin 1998: 293; Herv. i.O.)

Immer wieder wendet sich der „native son“ an das Geboren-Werden – an die individuelle und identitätskonstituierende Konsequenz einer historischen Gewalt. Was der Paratext der Erstausgabe seiner *Notes* visuell und gestalterisch andeutet, wird in „My Dungeon Shook“ brutal ausgesprochen – und als Bild nutzt Baldwin das metaphorische Ausbuchstabieren. Er schreibt seinem Neffen: „You were born into a society which spelled out with brutal clarity, and in as many ways as possible, that you were a worthless human being“ (ebd.: 203). Das „Spelled Out“, das Ausbuchstabieren der Entwürdigung und Entmenslichung ist, wie bereits Jacobs zeigte, auch eine literaturgeschichtliche Realität, in der ungleich verteilt ist, wer Buchstabieren darf und wer nicht – eine Realität, die von dem bemerkenswerten Cover gleichzeitig zitiert und herausgefordert wird. Baldwins Buch zeigt auf fragile Weise bzw. zeigt mithilfe der auf seinem Cover ausgestellten Fragilität, inwieweit paratextuelle Elemente gerade darin widerständig sind gegen Zuschreibungen von *Race* oder *Gender*, wenn sie dadurch rebellieren, dass sie sich öffnen und sich zeigen.

Beispiel 3: Glenn Ligon, „Untitled (How It Feels to Be Colored Me)“ (1991) und A People on the Cover (2015)

Darauf aufbauend soll in einem letzten Beispiel das Spektrum dessen erweitert werden, was als Paratext zu verstehen ist, indem sich einigen Arbeiten aus der

Welt der Bildenden Künste gewidmet wird. Denn auch künstlerische Paratexte sind ein Teil der Dynamiken, die bis hierhin skizziert wurden. Im Sinne Genettes können solche Arbeiten als *Epitexte* verstanden werden, also als paratextuelle Elemente, die zwar nicht konkret an das Buch gebunden sind, aber an einem anderen Ort als Schwelle zum Text dienen. Konkret geht es um einige Arbeiten des Gegenwartskünstlers Glenn Ligon, wie sein in mehreren Versionen hergestelltes „Untitled (How It Feels to Be Colored Me)“.⁶ Mit schwarzer Ölfarbe stempelte Ligon den Satz „How it feels to be colored me“ immer und immer wieder aufs Papier, bis er aufgrund der klebrigen und sich immer mehr überlagernden Farbe unleserlich wird. Nun stammt der Satz aber nicht von Ligon, sondern von der afroamerikanischen Schriftstellerin Zora Neale Hurston, die ihn im Jahr 1928 zum Titel ihrer berühmten autobiografischen Skizze machte. In diesem Essay stellt Hurston dar, wie sie erst als Heranwachsende nach dem Auszug aus einer vorwiegend Schwarzen Community in Florida erkannt hatte, dass sie im Sinne der vorherrschenden Vorstellungen von *Race* „colored“ ist – und sich vor dem Hintergrund dieser sozial konstruierten Erkenntnis zunehmend Schwarzer fühlte: „in my heart as well as in the mirror,“ wie sie schreibt (Hurston 2017: 534).

Dieses Moment Schwarzer und, wie Hurston in ihrer Skizze immer wieder betont, unbedingt auch *weiblicher* Selbstfindung, Fremdwahrnehmung und Fremdbestimmung greift Ligon gut sechzig Jahre später in seiner Arbeit auf, wenngleich er Hurstons Text in gewisser Weise das paratextuelle Element des Titels entzieht, damit dieser sich in seiner künstlerischen Druckgraphik selbstständigen kann. Die titelgebende Aussage „How it feels to be colored me“ wird in eine ästhetische und materielle Eigenständigkeit überführt: sie wird in Form von Tinte und Papier aufgetragen und bekommt so den Auftrag, verschiedene, die US-amerikanische Gesellschaft bis heute prägende Identitätsbestimmungen im Rahmen der Kunst paratextuell auszuagieren. Anders als im Falle von Hurstons autobiografischer Skizze bleibt der fragende Satz ohne Antwort. Vielmehr wird er in eine Serie der Selbstüberblendung entlassen, um sich innerhalb dieser in gewisser Weise selbst unkenntlich zu werden. Gleichzeitig eröffnet sich die historische Strahlkraft und die semantische Dichte der Arbeit vollends nur im Wissen um den literarischen Urtext, der in der Wiederholung des Titels angerufen, aber nicht aufgerufen wird.

Ligons Arbeit ist keine paratextuelle Schwelle mehr, die ausbuchstabiert, sondern, wenn man so will, *ver*-buchstabiert. Die Überlagerung der Tinte bedeutet die Auflösung der semantischen Dichte des eigentlichen Satzes (bzw. Titels). Denn sie verlangt nach einem neuen Schauen, einem anderen Verständnis vom Paratext als Schwelle, an der Schwarz-Sein sichtbar wird. Dementsprechend entlässt Ligon die Frage Hurstons mithilfe des gewählten Materials ins semantisch verdichtete Schwarzsein und lässt es dort verbleiben. Im

6 <<https://www.moma.org/audio/playlist/298/4343>> [Zugriff: 14.02.2025].

Sinne Genettes, der den Paratext in seinem Buch *Palimpseste* als „Umgebung“ des Textes (Genette 2018: 11) bezeichnet, gibt Ligon Hurstons Text und Paratext einen Zwischenraum, in dem dieser sich neu entfalten kann. Und im Sinne Elizabeth Grosz' inszeniert Ligon die paratextuelle Schwelle tatsächlich als „space of a certain virtuality, a potential that always threatens to disrupt the operations of the identities that constitute it“ (Grosz 2001: 91f.). Das Überlagernde wirkt maximal disruptiv. Gleichzeitig kann sich die Kopie der Kopie der Kopie nur ernsthaft entfalten in ihrer Selbsterkenntnis als Kopie eines identitätspolitischen, literarisch kanonisierten Bekenntnisses.

Genette schreibt am Ende seiner Paratext-Studie: „Und wenn der Text ohne seinen Paratext mitunter wie ein Elefant ohne seinen Treiber ist, ein [ungelenker]⁷ Riese, so ist der Paratext ohne seinen Text ein Elefantentreiber ohne Elefant, eine alberne Parade“ (Genette 2019: 391). Zwar ist der Satz „How it feels to be colored me“ zweifelsohne aus sich heraus verständlich, doch geht er in Ligons Arbeit vollends nur als paratextuelles Element von Hurstons Text auf. Als Künstler, der unzählige seiner Arbeiten aus- und nachdrücklich zu Möglichkeiten hat werden lassen, in denen die intersektionale, wie er es nennt, „Outsiderness“ von Schwarzer Homosexualität sich immer wieder neu Raum und Form geben kann, setzt sich Ligon im Dialog mit Hurston in ein zutiefst intimes Verhältnis mit ihrem Text und Paratext und lässt den entstehenden ästhetischen Zwischenraum wahrlich zu einem identitätsstiftenden „in-between“ werden.⁸ Die wahlverwandschaftliche Beziehung zwischen künstlerischer Arbeit und literarischem Text inszeniert Ligon in zwei weiteren – formal, materiell und ästhetisch vergleichbaren – Arbeiten, in denen er zwei zentrale Sätze aus Hurstons autobiografischer Skizze als Radierung bzw. in Öl kopiert und langsam überblendend erscheinen lässt bzw. verschmiert: „I do not always feel colored“ (1992) und „I feel most colored when I am thrown against a sharp white background“ (1992).⁹ Ligon dringt ausgehend von der paratextuell gestellten Frage „How it feels to be colored me“ vor in das ästhetische und sozio-kulturelle Dickicht möglicher Antworten bzw. Gegenreden. Er spielt nun nicht nur mit dem Paratext, sondern mit dem Text. Wobei er den Erfahrungs- und Erzählraum von Hurstons Selbsterzählung einer jungen Schwarzen Frau aus den US-amerikanischen Südstaaten öffnet und differenzbetonend ermächtigt. In diesen Arbeiten macht Ligon das Verhältnis von Tinte ähnelnder Ölfarbe und Papier zu einem ästhetischen Wagnis, und die Materialität der Literatur, dieses nicht mehr nur sprichwörtliche Schwarz-auf-Weiß, wird aufgerufen, um die Gewalt eines segregierenden, rassistischen und sexistischen Denkens und

7 In der deutschsprachigen Übersetzung von Genettes *Paratexte* wird an dieser Stelle der Begriff „behinderter“ verwendet.

8 Siehe <<https://www.nytimes.com/2011/02/27/arts/design/27ligon.html>>. [Zugriff: 14.02.2025].

9 <<https://whitney.org/collection/works/8374>> und <<https://whitney.org/collection/works/8363>> [Zugriff: 14.02.2025].

Handelns zu entlarven und es zumindest in der langsam sich vollziehenden Verdichtung der Farbe auszulöschen.

23 Jahre später, im Jahr 2015, wird Ligon insbesondere Hurstons Topos des „Schwarz auf einem stechend weißen Hintergrund“ erneut aufgreifen und es als Paratext einer eigenen Buchpublikation inszenieren. Seine im Jahr 2000 am Walker Art Center in Minneapolis entstandene Arbeit *A People on the Cover*, die sich der Coverdesigngeschichte afroamerikanischer Literatur widmete, ist mit einem fast gänzlich weißen Cover versehen, auf dem lediglich die Worte *A People on the Cover* und Ligans Name in Schwarz gedruckt und physisch an den Rand gedrängt zu sehen sind. Während die Arbeiten um „How it feels to be colored me“ die Antworten auf die Frage noch in disruptiver Weise an sich selbst ausagieren, erscheinen die titelgebenden „Menschen auf dem Umschlag“ nun in nüchterner Abwesenheit: Repräsentation durch die Abwesenheit der Repräsentierten.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass es gerade nicht Ligon selbst war, der diese Cover-Idee für das Buch hatte, sondern der Designer Joseph Logan, der das Cover im Abgleich mit Ligans Arbeit gerade nicht wie ein Kunstwerk aussehen lassen wollte. Ligans Arbeit wird so eine paratextuelle Schwelle angetragen, auf der eben nicht der Künstler selbst das Interesse seiner Kunst ausagiert, sondern die als eine weiß überblendete Abwesenheit des individuellen Kunstanspruchs eine ästhetische Spannung evoziert und antizipiert, die erst der Text, also Ligans sorgsam kuratierte Sammlung und Kommentierung historischer Coverdesigns, vollends einlösen darf. Insofern ist Ligans *A People on the Cover* ein Spiel mit dem Paratextuellen, das sich auf wahrlich bezaubernde Art und Weise der Hurston'schen Selbstwahrnehmung vor einem gestochen scharfen weißen Hintergrund annimmt, um diese buchgeschichtlich, medienästhetisch und identitätspolitisch zu verkomplizieren.

Schluss

Wenn nun abschließend die Vorstellung vom Paratext als sozialer Praxis erneut vor Augen geführt wird, dann zeigte sich bei Ligon, bei Hurston, bei Baldwin und bereits bei Jacobs auf paradigmatische Art und Weise, wie die autobiografische Darstellung des Selbst als schöpferischem Subjekt bereits in den macht- und identitätsbewussten Dynamiken paratextueller Kommunikation ausbuchstabiert und ausagiert wird. In seiner Einleitung von *A People on the Cover* ergeht sich Ligon in einer Beschreibung von sich selbst als jungem Leser mit hohem Bildungsanspruch und getrieben von dem Wissen um soziale Ungleichheit:

I thought if I carried books and displayed their covers, it would prove to people that I was smart too. White people wrote all the books I carried. It was as if my mother's belief that education was a ladder to the middle class had been twisted into a belief that books were a ladder to whiteness, and I desperately wanted to be white. But the people that I wanted to display books to did not live in my neighborhood, so when I displayed the covers of books I was reading, it was for the approving glances of white people. (Ligon 2015: 12)

Im Akt der öffentlichen Inszenierung von Buchcovern übersetzte der junge Glenn Genettes Bild vom Paratext als „Umgebung“ in eine physisch erlebbare Realität. Die Paratexte der von ihm zur Schau getragenen Bücher sollten ihn mit einer gesellschaftlichen Welt verbinden, die historisch mit ihm gebrochen hatte. Seine Umwelt sollte im wahrsten Sinne an die sichtbaren paratextuellen Elemente andocken und mit dem jungen Leser in Kontakt treten. Die Anerkennung, die er suchte, und den Kampf um Emanzipation, den er führte, sind Teile einer transgenerationalen Erzählung, die sich bereits im gönnerhaften Lob Lydia Maria Childs in der Einleitung von Harriet Jacobs' *Incidents*, aber auch in Baldwins schüchterner Inszenierung als Autor ausdrückte, und die bis heute das Genre afroamerikanischer Autobiografie wesentlich prägt. Sowohl als Schnittstelle zwischen Text und Leserschaft als auch als eigenmächtig miteinander agierende Akteurinnen spielen paratextuelle Elemente wie Cover, Vorwörter oder Titel eine entscheidende Rolle in der Konstitution, Revision und Subversion von sozialer, individueller und kultureller Identität. In einem Feld, das historisch durch Ausschluss und Entmündigung geprägt ist, dient der Paratext aber nicht nur als Raum für die Aushandlung und den Widerstand gegen weiße Vorherrschaft, sondern wendet sich an historisch veränderbare Formen von Dominanz und Widerstand im Kontext intersektionaler Dynamiken von *Race* und *Gender*.

Literatur

- Alworth, David J./Mendelsund, Peter (2020): *The Look of the Book: Jackets, Covers & Art at the Edges of Literature*. Berkeley: Ten Speed Press.
- Andrew, William L. (1993): Introduction. In: Andrew, William L. (Hrsg.): *African American Autobiography. A Collection of Critical Essays*. Englewood Cliffs: Prentice Hall, S. 1-7.
- Baldwin, James (1955): *Notes of a Native Son*. Boston: Beacon Press.
- Baldwin, James (1998): *Collected Essays*. New York: Library of America.
- Baldwin, James (2012): *Notes of a Native Son*. Boston: Beacon Press.
- Baldwin, James (2024): *Von einem Sohn dieses Landes*. Übers. Miriam Mandelkow. München: dtv.
- Birke, Dorothee/Christ, Birte (2013): Paratext and Digitized Narrative. Mapping the Field. In: *Narrative* 21, 1, S. 65-87.

- Breitenwischer, Dustin (2018): *Dazwischen. Spielräume ästhetischer Erfahrung in der US-amerikanischen Kunst und Literatur*. Paderborn: Fink.
- Breitenwischer, Dustin (2019): *Dis/claiming the Creative Self. Race, Experience, and the Paratext in Harriet Jacobs's *Incidents in the Life of a Slave Girl* (1861)*. In: Lessau, Mathis/Zügel, Nora (Hrsg.): *Die Rückkehr des Erlebnisses in die Geisteswissenschaften*. Würzburg: Ergon Verlag, S. 205-16.
- Bruce, John Edward (2008): *The Negro in Poetry*. In: Gates, Henry Louis, Jr./Jarrett, Gene Andrew (Hrsg.): *The New Negro. Readings on Race, Representation, and African American Culture, 1892–1938*. Princeton: Princeton University Press, S. 410-413.
- Coates, Ta-Nehisi (2015): *Between the World and Me*. New York: One World.
- Douglass, Frederick/Jacobs, Harriet (2004): *Narrative of the Life of Frederick Douglass, An American Slave/Incidents in the Life of a Slave Girl*. New York: The Modern Library.
- Fisch, Audrey (Hrsg.) (2007): *The Cambridge Companion to the African American Slave Narrative*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Foy, Anthony S. (2021): *African American Celebrity Auto/Biographies*. In: Moody, Joycelyn K. (Hrsg.): *A History of African American Autobiography*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 255-271.
- Gates, Henry Louis, Jr. (1985): *Writing „Race“ and the Difference It Makes*. In: *Critical Inquiry* 12, 1, S. 1-20.
- Gates, Henry Louis, Jr. (Hrsg.) (1991): *Bearing Witness. Selections from African-American Autobiography in the Twentieth Century*. New York: Pantheon Books.
- Genette, Gérard (2018): *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Genette, Gérard (2019): *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grosz, Elizabeth (2001): *Architecture from the Outside. Essays from Virtual and Real Space*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Hurston, Zora Neale (2017): *How It Feels to Be Colored Me*. In: Levine, Robert S. (Hrsg.): *The Norton Anthology of American Literature, Band D*. New York/London: W. W. Norton and Co., S. 533-536.
- Jacobs, Harriet (2001): *Incidents in the Life of a Slave Girl*. New York/London: W. W. Norton and Co.
- Ligon, Glenn (2015): *A People on the Cover*. London: Ridinghouse.
- McCoy, Beth (2006): *Race and the (Para-)Textual Condition*. In: *PMLA* 121, 1, S. 156-169.
- Moody, Joycelyn K. (2021): *Crafting a Credible Black Self in African American Life Writing*. In: Moody, Joycelyn K. (Hrsg.): *A History of African American Autobiography*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1-20.
- Reid-Pharr, Robert F. (2001): *Black Gay Man. Essays*. New York/London: NYU Press.
- Robbins, Hollis/Gates, Henry Louis, Jr. (Hrsg.) (2017): *The Portable Nineteenth-Century African American Women Writers*. London/New York: Penguin.
- Stanitzek, Georg (2004): *Texte, Paratexte, in Medien. Einleitung*. In: Kreimeier, Klaus/Stanzek, Georg (Hrsg.): *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen*. Berlin: Akademie Verlag, S. 3-19.

- Sweeney, Fionnghuala (2016): Letters from ‚Linda Brent‘. Harriet Jacobs and the Work of Emancipation. In: Bernier, Celeste-Marie/Newman, Judie/Pethers, Matthew (Hrsg.): *The Edinburgh Companion to Nineteenth-Century American Letters and Letter-Writing*. Edinburgh: Edinburgh University Press, S. 391-404.
- Thoreau, Henry David (2008): Walking. In: Rossi, William (Hrsg.): *Walden, Civil Disobedience, and Other Writings*. New York/London: W. W. Norton and Co., S. 260-287.
- Woolf, Virginia (1935): *A Room of One's Own*. London: Hogarth Press.

Verflechtungen: Erzählen der Diaspora in Igiaba Scego *Cassandra a Mogadiscio*

Silke Segler-Meßner, Institut für Romanistik, Universität Hamburg

Igiaba Scego gehört neben Elena Ferrante und Francesca Melandri zu den Autorinnen der italienischen Gegenwartsliteratur, deren Werke im Ausland eine stärkere Rezeption als in Italien selbst erfahren. Im Herbst 2024 erscheinen anlässlich des Italien-Schwerpunktes auf der Frankfurter Buchmesse gleich mehrere Artikel zu Igiaba Scego, der „römischen Afropäerin“ (Vollmer 2024), die als regierungskritische Stimme präsentiert wird. Mit der Übersetzung ihres 2023 erschienenen Romans *Cassandra a Mogadiscio* ins Deutsche und der Veröffentlichung im renommierten Fischer-Verlag ist ihr erstmalig die Aufmerksamkeit eines breiten Publikums sicher. Igiaba Scego hat zu diesem Zeitpunkt bereits zahlreiche Romane publiziert, unter anderem eine „trilogia della violenza coloniale“¹ (Scego 2020a: 360), zu der *Oltre Babilonia* 2008, *Adua* 2016 und *La linea del colore* 2020 gehören (alle drei Romane sind ins Englische übersetzt worden). Darüber hinaus engagiert sie sich nicht nur gegen den Rassismus in Italien, der für sie eng mit dem Vergessen des kolonialen Erbes verbunden ist, sondern auch für das Schicksal der über das Mittelmeer nach Europa fliehenden Menschen, die häufig genug ihr Ziel nicht erreichen und ertrinken. Sie kritisiert die Empathielosigkeit der Europäerinnen und Europäer scharf und erinnert sie daran, dass viele der Menschen aus Afrika, die sich für eine Flucht entscheiden, Nachfahren ehemals kolonisierter Familien und insofern Teil der europäischen Geschichte sind.

In zahlreichen Interviews (Reichardt 2019; Ali 2020; von Kulessa 2023), weist die afroitalienische Schriftstellerin die Etikettierung ihrer Texte als „letteratura di migrazione“ (Migrationsliteratur) klar zurück, auch die Zuordnung ihrer Person zu den „immigrati di seconda generazione“² (Scego 2015) weist sie in einem Artikel in der Wochenzeitung *Internazionale* als unhaltbar zurück. 10 Jahre nach dem Erscheinen des Bandes *Pecore nere* (Romeo 2014: 216–217), der Erzählungen von vier Autorinnen enthält, deren dunklere Hautfarbe einen Migrationshintergrund nahelegt, stellt Igiaba Scego ernüchtert fest, dass

1 „Trilogie der kolonialen Gewalt“

2 „Einwanderer der zweiten Generation“

sich die rechtliche Situation für die Nachkommen von Migrant:innen in Italien nicht geändert hat.

Purtroppo però a livello legislativo la situazione è rimasta la stessa. Continuano a definirci immigrati di seconda generazione. Lo vedo scritto ovunque in questi giorni. Immigrati da dove? Dal ventre di nostra madre? Gabriella Kuruvilla me lo chiede sempre: „Ma da dove siamo migrate, Igiaba?“, e io penso che sì, ho un po' migrato da Roma nord a Roma est, il più grande spostamento della mia vita, a pensarci bene. Sembra quasi che l'immigrazione sia una tara genetica, qualcosa che si passa di generazione in generazione e che, come l'erastolo, paghi per tutta la vita.³ (Scego 2015)

Gabriella Kuruvilla ist 1969 in Mailand und Igiaba Scego 1974 in Rom geboren. Beide Autorinnen sind italienische Staatsbürgerinnen, fühlen sich aber trotz ihres Engagements in Kultur und Gesellschaft nicht als vollwertige Italienerinnen anerkannt. Aufgrund der Welle terroristischer Anschläge in Europa zu Beginn des 21. Jahrhunderts, die häufig von politisch radikalisierten Nachkommen der Einwanderergeneration begangen worden sind, sehen sie sich mit einem generalisierten Terrorismusverdacht konfrontiert, der zu zahlreichen Diskriminierungen im Alltag führt.

In dem folgenden Beitrag möchte ich am Beispiel von *Cassandra a Mogadiscio* die Verflechtungen analysieren, die das Erzählen Igiaba Scegos auf drei Ebenen kennzeichnen: zum einen in Bezug auf die Verschränkung von Familien- und Kolonialgeschichte, zum anderen im Hinblick auf das Ineinander von *oral history* und Autobiografie und schließlich mit einem Fokus auf die Einschreibung des kollektiven Traumas der Kolonialisierung in das kulturelle Gedächtnis Italiens. Die afroitalienische Schriftstellerin sucht im Dialog mit existierenden literarischen Modellen und Schreibweisen eine eigene Poetik zu entwickeln, die mit binären Zuschreibungen bricht und all jenen eine Stimme gibt, die bislang nicht gehört worden sind. Gleichzeitig geht es ihr nicht nur um Selbstvergewisserung und Selbstbehauptung, sondern auch um die Enthüllung und Vermittlung eines Wissens, das nicht in italienischen Schulbüchern zu finden ist.

Die narrative Aneignung, Rekonstruktion und Wiedergabe der (Familien-) Geschichte realisiert sich in den Texten der afroitalienischen Autorin im Rückgriff auf ein Konzept der Diaspora, das von Mehrsprachigkeit und Vieltimmigkeit geprägt ist und mit essenzialistischen Vorstellungen von Zugehörigkeit bricht (Stielike 2023: 102). Bereits in einer der ersten Erzählungen Igiaba

3 „Leider ist die Situation auf legislativer Ebene dieselbe geblieben. Sie nennen uns weiterhin Einwanderer der zweiten Generation. Ich sehe das heutzutage überall stehen. Einwanderer woher? Aus dem Schoß unserer Mutter? Gabriella Kuruvilla fragt mich immer: „Aber woher sind wir denn eingewandert, Igiaba?“, und ich denke: Ja, ich bin ein bisschen von Rom-Nord nach Rom-Ost gezogen, der größte Umzug meines Lebens, wenn ich es mir recht überlege. Es scheint fast so, als sei die Einwanderung ein genetischer Defekt, etwas, das man von Generation zu Generation weitergibt und für das man wie für eine lebenslange Haftstrafe sein ganzes Leben lang bezahlt.“, eigene Übersetzung. Sofern keine Quelle angegeben ist, stammen die Übersetzungen von der Verfasserin.

Scegos erteilt die namenlose Ich-Erzählerin dem Glauben einer möglichen Rückkehr nach Somalia eine Absage. In *Dismatria* (2005) schildert sie den intergenerationellen Konflikt zwischen der aus Somalia geflohenen Elterngeneration, die stets auf gepackten Koffern sitzt und von einer Rückkehr in die Heimat träumt und den in Italien geborenen Nachkommen, die sich endlich in Rom niederlassen und ein eigenes Heim einrichten wollen, das durch den Besitz eines Schrankes symbolisiert wird. Bereits der Titel der Erzählung verdeutlicht, dass Igiaba Scego binäres Denken in Verbindung mit gegenderten Vorstellungen von Herkunft und „Heimat“ durch neue Sprach- und Erzählformen aufzulösen sucht. „Dismatria“ (wörtlich: Ent-Mutterland, Mutterlandslosigkeit, ohne Mutterland sein) ist ein Neologismus und befindet sich in Opposition zu dem semantisch männlich konnotierten „patria“ (wörtlich: Vaterland) und der daraus abgeleiteten Form der „espatriati“ (die Ausgewanderten, wörtlich: die Ent-Vaterlandeten). Dem Vaterland setzt sie das Mutterland entgegen, das Präfix „ex“ wird durch „dis“ ersetzt, so dass nicht nur ein neuer Begriff, sondern auch ein anderer imaginärer Raum entsteht, der neue Assoziationen und Verbindungen ermöglicht.⁴

Igiaba Scegos Erzählen der Diaspora problematisiert die Vorstellung einer homogenen nationalen Identität, die sich seit dem Faschismus auf der Vorrangstellung der „weißen“ Italiener gründet, die es nicht gibt.⁵ Durch die Dynamisierung räumlicher, zeitlicher und genderspezifischer Relationen dekonstruiert sie in ihren Texten die Annahme einer eurozentrischen Überlegenheit vor allem gegenüber afrikanischen Staaten und lässt den Kolonialismus in Italien als kollektiv verdrängtes Trauma sichtbar werden. Im Folgenden analysiere ich in einem ersten Schritt die Verflechtung von Kolonialismus und Familiengeschichte in *La mia casa è dove sono*, auf der sich das Selbstverständnis Igiaba Scegos als italienische Autorin gründet, bevor ich mich anschließend der narrativen Form von *Cassandra a Mogadiscio* zuwende. Dieser zweite Teil der „Autobiografia in movimento“ ist in Anlehnung an James Baldwins Brief an seinen Neffen zum hundertsten Jahrestag der Sklav:innenbefreiung aus dem Jahr 1962 als Schreiben einer im Text namenlos bleibenden Tante an ihre Nichte Soraya konzipiert und basiert auf Interviews, die Igiaba Scego mit ihrer Mutter geführt hat, wie sie im letzten Teil von *Cassandra a Mogadiscio* darlegt. Anschließend frage ich nach der Bedeutung von Christa Wolfs *Kassandra* für Titel und Erzählform der Familiengeschichte. Der griechischen Seherin gelten die finalen Dankesworte Igiaba Scegos, so dass die Rolle Kassandras

4 Ich danke Natalia Filatkina für den Hinweis, dass die Vorsilbe *dis-* weitaus stärker die Trennung ausdrückt, die Vorsilbe *ex-* nur den ehemaligen Status, <https://www.dwds.de/wb/dis-> und <https://www.dwds.de/wb/ex-> [Zugriff: 06.07.2025].

5 In dem Nachwort zu ihrem Roman *La linea del colore* nennt Igiaba Scego eine Untersuchung, die Jennifer Guglielmo und Salvatore Salerno gemeinsam veröffentlicht haben und die die Frage im Titel trägt, ob die Italiener „weiß“ seien, um sie im Text verneinend zu beantworten (Guglielmo/Salerno 2012, *Are Italians white? How race is made in America*. Routledge 2012).

für die Poetik des Geschichtenerzählens in *Cassandra a Mogadiscio* zu erörtern ist. Insbesondere der weibliche Körper erhält in den Texten Scegos eine Gedächtnisfunktion, insofern er die kollektiven Traumata speichert und aktualisiert.

Familiengeschichte I: *La mia casa è dove sono*

Der erste autobiografische Text, *La mia casa è dove sono*, setzt sich aus acht Teilen und einer Danksagung zusammen. Das erste und letzte Kapitel rahmen die Erzählung der Familiengeschichte Scegos und haben die Funktion eines autoreflexiven Kommentars. Die Ich-Erzählerin präsentiert ihre Geschichte als Ergebnis der kolonialen Verflechtung Italiens und Somalias und kritisiert die kollektive Amnesie der italienischen Gesellschaft in Bezug auf die Kolonialverbrechen. Gleich im ersten Kapitel unterstreicht sie die bis heute fehlende Vergangenheitsbewältigung in Italien. Auch andere Länder wie England, Belgien, Deutschland, Spanien, Portugal und die USA haben Völker kolonisiert, sich aber nach dem Zweiten Weltkrieg mit den begangenen Verbrechen auseinanderzusetzen begonnen, im politischen ebenso wie im wissenschaftlichen und kulturellen Raum. „In Italia invece silenzio. Come se nulla fosse stato.“⁶ (Scego 2017: 20), lautet der Kommentar der Erzählerin.

In der vier Jahre später erschienenen Essay- und Fotosammlung Rino Bianchi und Igiaba Scego *Roma negata. Percorsi postcoloniali nella città* findet die afroitalienische Autorin noch deutlichere Worte in den einleitenden Ausführungen: „L'Italia non ha vissuto un processo di defascistizzazione come la Germania. L'Italia non ha fatto i conti con il suo passato coloniale e con le sue immense colpe.“⁷ (Bianchi/Scego 2023: 22) Aufgrund der fehlenden kritischen Auseinandersetzung mit den faschistischen und rassistischen Diskursen der Vergangenheit wirkt im kollektiven Gedächtnis Italiens ein fremdenfeindliches Dispositiv fort, das sich in Krisensituationen wie z.B. der Ankunft zahlreicher geflüchteter Menschen aus afrikanischen Staaten aktualisiert. Scego zitiert in diesem Zusammenhang aus dem Werk *La pelle giusta* (1997), in dem die feministische Anthropologin Paola Tabet die Latenz rassistischer Ausgrenzungsmechanismen in der italienischen Gesellschaft beschreibt. Sie präsentiert sich mit dieser Referenz als Teil einer breiteren wissenschaftlichen community, die sich mit den Folgen der Verdrängung des kolonialen Erbes auseinandersetzt, und legitimiert ihre kritische Position.

6 „In Italien hingegen herrscht Schweigen. Als ob nichts passiert wäre.“

7 „Italien hat anders als Deutschland keinen Prozess der Entnazifizierung erlebt. Italien hat sich nicht mit seiner kolonialen Vergangenheit und seiner immensen Schuld auseinandergesetzt.“

Die beiden vorangestellten Paratexte in *La mia casa è dove sono* stellen eine Verbindung zwischen Somalia und Migration her und situieren die folgende Erzählung in einem unbestimmten Raum des Dazwischen. Die Widmung gilt einem Somalia, das sich nicht auf ein klar begrenztes Territorium beschränken lässt, sondern global zerstreut ist, eine Anspielung auf die in Afrika, Europa, Kanada und den USA lebende Diaspora, zu der auch die Familie Igiaba Scego gehört: „Alla Somalia, ovunque essa sia“⁸ (Scego 2017: 7). Bei dem zweiten Paratext handelt es sich um ein italienisches Zitat aus Nuruddin Farahs ursprünglich in englischer Sprache veröffentlichter Sammlung von Zeugnissen geflüchteter Menschen aus Somalia, *Yesterday, Tomorrow: Voices from the Somali Diaspora* (2000). Mit Nuruddin Farah ruft Igiaba Scego einen der bekanntesten somalischen Autoren auf, der ähnlich wie viele andere Intellektuelle zu Beginn der 70er Jahre aus Angst vor Verfolgung durch das Siad-Barre-Regime Somalia verlassen musste und seitdem im Exil lebt. Das Zitat assoziiert die bereits in der Widmung evozierten „unklaren Grenzen“ mit dem Reich der Imagination und spielt damit nicht allein auf die existentielle Verunsicherung geflüchteter Menschen an, sondern zugleich auf die innere Zerrissenheit der Autorin selbst, die zwar in Rom geboren ist, aber historisch und familiär mit Mogadischu verbunden bleibt: „Ho preso dimora in un territorio dai confini incerti che sono solito definire il paese della mia immaginazione.“⁹ (Scego 2017: 9)

In dem ersten Kapitel, „Il disegno ovvero la terra che non c'è“ („Die Zeichnung oder das Land, das es nicht gibt“), dessen Titel die Vorstellung eines Niemandslands aus Widmung und Zitat aufgreift, schildert die Ich-Erzählerin die Anfänge ihrer Genese als italoafrikanische Autorin. Die Figur der Mutter stellt für die im italienischen Bildungssystem sozialisierte Igiaba Scego die Verbindung zu Kultur und Sprache Somalias her. Die ersten Worte, mit denen *La mia casa è dove sono* eröffnet, reproduzieren die Eingangsformel somalischer Märchen und implementieren die Diglossie als Merkmal des autobiografischen Erzählens Scegos: „*Sheeko sheeko sheeko xariir*... Storia storia o storia di seta...“¹⁰ (Scego 2017: 11). Durch die Geschichten, die ihre Mutter ihr als Kind erzählt, erhält Igiaba Scego Zugang zur oralen Erzähltradition Somalias. Die mütterliche Bilderwelt prägt ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit und findet in abgewandelter Form Eingang in den Text. So bezieht sich der Titel der ersten autofiktionalen Familiengeschichte auf eine Erinnerung der Mutter an ihre erste Lebensphase als Nomadin: „La casa ce la portavamo sulle spalle“¹¹ (Scego 2017: 12). Die metaphorische Paraphrase des Hirt:innenlebens als „Haus auf den Schultern“ erhält für die Ich-Erzählerin eine ontologische

8 „Für Somalia, wo auch immer es sei“

9 „Ich habe mich in einem Gebiet mit ungewissen Grenzen niedergelassen, das ich gewöhnlich das Land meiner Fantasie nenne.“

10 „Geschichte Geschichte oder Geschichte aus Seide...“

11 „Das Haus tragen wir auf unseren Schultern.“

Qualität, sie zieht nicht mehr von Ort zu Ort, sondern bestimmt ihr Zuhause über ihr Sein im Hier und Jetzt: *La mia casa è dove sono*, „Mein Zuhause ist dort, wo ich bin.“ Lässt sich die Existenz der Mutter-Nomadin über die konkrete Bewegung im Raum charakterisieren, so konstituiert sich die Tochter-Autorin über den performativen Sprechakt, der sich im Erzählen realisiert (vgl. Kuhn 2019).

Neben dem Einfluss der somalischen Erzähltradition spielt die Rückbindung an Mogadischu, dem Ort der Familiengründung, eine zentrale Rolle für die narrative Selbstermächtigung der Erzählerin (vgl. Seccia 2018). Im Anschluss an ein Familienessen sitzen sie, ihr Bruder Abdul, sein Sohn Deq und ihr Cousin O zusammen und reden über die Familie. Die Frage der Erzählerin, wie der Friedhof heißt, auf dem die Großmutter Auralla in Mogadischu beerdigt ist, löst eine Diskussion zwischen Bruder und Cousin aus, da sie sich an unterschiedliche Orte erinnern. Als der Neffe vorschlägt, einen Stadtplan zu zeichnen, stimmt die Tante zu und sie erarbeiten auf der Basis ihrer Erinnerungen eine Karte der Hauptstadt Somalias vor dem Bürgerkrieg. Schließlich kommt die Mutter bzw. Großmutter hinzu und bestätigt, dass es sich um Mogadischu handelt, fordert aber gleichzeitig ihre Tochter dazu auf, den Stadtplan zu vervollständigen, da sie in Rom geboren ist. Die mütterliche Anweisung – „Figlia mia, la devi completare’ mi ripeté la mamma.“¹² (Scego 2017: 33) – löst eine identitäre Verunsicherung in der Tochter aus, die sich zunächst fragt: „Sono cosa? Sono chi?“¹³ (Scego 2017: 33), um zu der Erkenntnis zu gelangen: „Sono un crocevia, mi sa. Un ponte, un’equilibrata, una che è sempre in bilico e non lo è mai. Alla fine sono solo la mia storia. Sono io e i miei piedi.“¹⁴ (Scego 2017: 34)

Das Bewusstsein einer doppelten Identität – „Sono nera e italiana. Ma sono anche somala e nera.“¹⁵ (Scego 2017: 33) – übersetzt die Erzählerin Monate nach dem Familientreffen in ein Mapping, in dem sich Kolonialismus, Bürgerkrieg und Flucht so miteinander verflechten, dass eine komplexe, vielschichtige Lebenserzählung entsteht. Es geht ihr nicht um eine realitätsnahe Kartografierung der beiden Lebensräume, sondern um die Visualisierung ihrer Orientierung in Mogadischu als Ursprungsort ihrer Familie und in Rom als Stadt ihrer Geburt und aktuellem Wohnsitz ihrer Eltern. „Mapping ist in diesem Sinne ein Prozess der Herstellung von Verbindungen zwischen Denken, Wahrnehmen und Handeln im Raum.“ (Schmidt-Lauber/Zechner 2018: 14).

Am Ende des ersten Kapitels trägt die Erzählerin auf Post-its die Orte Roms in den gezeichneten Stadtplan Mogadischus ein, die eine individuelle und/oder

12 „Meine Tochter, Du musst sie [= die Karte] vervollständigen“, wiederholte meine Mutter.“

13 „Was bin ich? Wer bin ich?“

14 „Ich bin eine Kreuzung, das weiß ich. Eine Brücke, eine Seiltänzerin, eine, die immer im Gleichgewicht und es doch nie ist. Am Ende bin ich nur meine Geschichte. Ich bin ich und meine Füße.“

15 „Ich bin schwarz und italienisch. Aber ich bin auch somalisch und schwarz.“

kollektive Erinnerungsfunktion für sie haben. Die folgenden sechs Kapitel fokussieren im jeweiligen Titel Plätze, Stadtteile, Denkmäler und Bauwerke in Rom, die in loser chronologischer Folge zentrale Etappen der Lebensgeschichte Igiaba Scego markieren und zugleich von der Präsenz „schwarzer“ Kultur und kolonialer Vergangenheit in der Hauptstadt Italiens zeugen (vgl. Parati 2017: 143-181). Im ersten Kapitel des Mappings erinnert die Erzählerin an ein Konzert Nat King Coles im „Teatro Sistina“, das ihren Vater dazu bewogen hat, in Italien zu bleiben. Gleichzeitig nimmt sie dieses Ereignis zum Anlass, um die väterliche Biografie zu rekonstruieren. Das folgende Kapitel erzählt von ihrer Geburt und eröffnet mit einer Kindheitserinnerung. Sie schildert, wie sie zum ersten Mal an der Hand ihrer Mutter Berninis kleinen Elefanten auf der *Piazza Santa Maria sopra Minerva* erblickte und fragte: „Ma siamo in Somalia?“¹⁶ (Scego 2017: 59) Aus dem Fernsehen wusste sie, dass es Elefanten nur in Afrika gibt. In dem angstvollen Blick des Elefanten erkennt die nun erwachsene Erzählerin zugleich den Schmerz ihrer Mutter wieder, die sich nun bereits zum dritten Mal in einer neuen Umgebung einrichten muss: Erst lebte sie als Nomadin, dann kam sie nach Mogadischu, heiratete Scego Vater und gründete eine Familie und schließlich flüchtete sie mit ihrem Mann aus politischen Gründen nach Rom, ohne ihre Söhne mitnehmen zu können. „Sì, rimappare. Non ricostruire, non rinnovare, ma rimappare.“¹⁷ (Scego 2017: 63)

In allen Kapiteln springt Igiaba Scego zwischen der Gegenwart des Erzählens, (Kindheits-)Erinnerungen und der Rekonstruktion von Familiengeschichte hin und her. Alle Teile beginnen mit einer kursivierten Passage, in der die Erzählerin einige allgemeine Angaben zu Lage und Historie des Ortes liefert und ihre besondere Verbindung erläutert. Eine herausgehobene Stellung im Mapping hat das vierte Kapitel „La Stele di Axum“, da sich der Titel auf einen von Mussolini aus Äthiopien geraubten Kunstschatz und damit unmittelbar auf die Kolonialgeschichte bezieht. Am 28. Oktober 1937 hat Mussolini auf der Piazza Capena die Stele von Axum als Zeichen der italienischen Vormachtstellung gegenüber den Kolonien Eritrea, Somalia und Äthiopien errichten lassen. Obwohl sich Italien nach dem Zweiten Weltkrieg in klarer Abgrenzung zum Faschismus als demokratische Republik konstituiert und die Rückgabe des Denkmals in Aussicht stellt, dauert es 70 Jahre, bis die Stele abgebaut, verschifft und in Äthiopien 2008 wieder aufgestellt wird. Der Freude der Menschen in Tigray, die Scego im kursivierten Einleitungsabschnitt des vierten Kapitels beschreibt, korrespondiert die Beschreibung ihres eigenen Entsetzens, als sie einige Jahre später bei einem Besuch der Piazza Capena feststellen muss, dass sich dort zwar ein Denkmal für die Erinnerung an die Opfer des Terrorangriffs vom 11. September befindet, aber mit keiner Tafel oder Plakette der Opfer des italienischen Kolonialismus gedacht wird. „Infatti

16 „Sind wir etwa in Somalia?“

17 „Ja, neu gestalten. Nicht wieder aufbauen, nicht erneuern, sondern neu gestalten.“

accanto al monumento per le vittime dell'11 Settembre giustizia avrebbe voluto un altro monumento, un'altra memoria. Sentivo che lì mancava una targa (anche piccola) dedicata alle vittime del colonialismo italiano.“¹⁸ (Bianchi/Scego 2023: 17) Im kulturellen Gedächtnis Italiens spielt das Gedenken an die Opfer in den ehemaligen afrikanischen Kolonien keine Rolle, stattdessen wird die Piazza Capena zum Erinnerungsort des 11. September 2001. „Ora la stele sta ad Axum, insieme alle sue sorelle etiopi. Ma a Piazza di Porta Capena cos'è rimasto di quel passaggio?“, fragt Scego in *Roma negata*, um vollkommen desillusioniert zu antworten: „Solo vuoto, solo silenzio, assenza, oblio, smemoratezze in salsa italica.“¹⁹ (Bianchi/Scego 2023: 18)

Das Kapitel „La stele di Axum“ fokussiert gleich zu Beginn die Leere auf der Piazza Capena: „Oggi in quel posto non c'è niente. C'è il nulla.“²⁰ (Scego 2017: 75). Diesem schuldhaften Schweigen und Vergessen setzt Igiaba Scego die Erinnerung an das Leben zweier Familienmitglieder entgegen, die sie beide nur von Fotografien kennt: ihr Großvater väterlicherseits Omar, der als Übersetzer für die italienische Kolonialmacht tätig war, und ihr Onkel Osman, der nach der Unabhängigkeit Somalias einem Attentat zum Opfer fiel. Das Kapitel zeigt deutlich, dass Scegos Erzählen und Schreiben nicht einem rein individuellen Bedürfnis nach Selbstvergewisserung entspringen, sondern dem ethischen Imperativ des Erinnerns an jene Menschen verpflichtet ist, die aus der italienischen Geschichte ausgeschlossen sind. Dabei geht es ihr nicht primär um Opfergedenken. Im Gegenteil, sie zeigt die Mitglieder ihrer Familie als Akteure und Akteurinnen der Geschichte, die um ihr Überleben kämpfen und sich für die Demokratisierung Somalias engagieren. Klassische Oppositionen wie Opfer versus Täter können die Beweggründe ihres Handelns nicht erfassen, wie sie am Beispiel ihres Großvaters zeigt, der für die Faschisten gearbeitet und später für die Unabhängigkeit Somalias gekämpft hat. „Mio nonno allora era fascista? O meglio, era connivente con il fascismo? Era colpevole dei crimini che doveva tradurre?“²¹ (Scego 2017: 86), hat sich die Enkelin wieder und wieder gefragt, ohne eine klare Antwort geben zu können. In gewisser Weise präfiguriert die Figur des Großvaters ihre eigene Ambivalenz, da auch sie in der Sprache der ehemaligen Kolonisatoren denkt und schreibt. Ihr Vater charakterisiert ihren Großvater als „ponte sospeso tra due mondi“²² (Scego

18 „In der Tat hätte es gerechterweise neben dem Denkmal für die Opfer des 11. September eines anderen Denkmals bedurft, einer anderen Erinnerung. Ich spürte, dass hier eine wenn auch kleine Tafel fehlte, die den Opfern des italienischen Kolonialismus gewidmet ist.“

19 „Nun befindet sich die Stele in Axum gemeinsam mit ihren äthiopischen Schwestern. Was ist aber auf der Piazza Capena von diesem Übergang geblieben? Nur Leere, nur Schweigen, Abwesenheit, Vergessen, typisch italienische Vergesslichkeit.“

20 „Heute befindet sich nichts mehr auf dem Platz. Gar nichts.“

21 „Was mein Großvater also Faschist? Oder besser war er ein Mitläufer des Faschismus? Trägt er eine Mitschuld für die Verbrechen, die er übersetzen musste?“

22 „Brücke, die zwischen zwei Welten gespannt ist“

2017: 86), ein Bild, das sie im ersten Kapitel von *La mia casa è dove sono* für sich selbst verwendet hat.

Die Ermordung des Onkels hingegen ist politisch und familiär eine Katastrophe, wie ihre Mutter immer wieder betont. „Mamma quando parla di lui dice: ‘*Hoog, balaayo, musiibbo, kasaro, qualalaas*’. Parole che tradotte in italiano portano il peso della tragedia. Significano tutte ‘disastro’.“²³ (Scego 2017: 89) Der Onkel galt im politischen Kontext als Modernisierer und verliert sein Leben kurz vor dem Beginn der Diktatur Siad Barres und des bis heute schwelenden Bürgerkriegs in Somalia. Sein gewaltsamer Tod markiert den Beginn von Flucht, Exil und rassistischer Diskriminierung, wie der Erzählerin erst Jahre später bewusst wird. „Solo dopo mi fu raccontato che la catastrofe, l’esilio, i guai, tutti gli insulti che dovevo subire a scuola, in Italia, da sporca negra a faccetta negra, erano cominciati con l’assassinio di mio zio.“²⁴ (Scego 2017: 90) In der Vergegenwärtigung der Familiengeschichte versichert sich die Erzählerin ihrer Vergangenheit und stellt zugleich Verbindungslinien zwischen der historischen Erfahrung des Kolonialismus und den rassistischen Diskriminierungen her, die sie im Rom der 80er/90er Jahre zu erleiden hat. Zugleich unterstreicht sie die zentrale Bedeutung des kommunikativen Gedächtnisses. Nur dank der Erzählungen und Gespräche mit ihren Eltern und anderen Familienmitgliedern erfährt sie von den Geschichten ihres Großvaters, ihrer Großmutter und ihres Onkels. Der lebendige Austausch der Familienmitglieder untereinander sichert die Weitergabe von historischem Wissen und hält die Erinnerung an die Verstorbenen wach. „Una persona è viva ogni volta che qualcuno si ricorda di lei. Zio Osman è sempre stato presente. Tutti mi hanno raccontato qualcosa di lui e tutti lo hanno fatto con un sorriso.“²⁵ (Scego 2017: 94) Auf einer übergeordneten kulturpolitischen Ebene fehlt den Opfern des italienischen Kolonialismus ein Ort, an dem ihrer Namen und Geschichten gedacht wird, wie sie am Ende des Kapitels schreibt.

In den folgenden beiden Kapiteln ändert sich die Perspektive der Erzählerin. In ihren Ausführungen zur Bedeutung der „Stazione Termini“ richtet sich der Blick zunächst auf dreizehn im Mittelmeer ertrunkene junge Menschen aus Somalia, an deren Beerdigung sie teilnimmt, bevor sie den Hauptbahnhof Roms als zentralen Ort der somalischen Diaspora einführt. „La stazione è entrata nella mia vita, come nella vita di tutti somali della diaspora romana,

23 „Wenn Mama von ihm spricht, sagt sie: ‘*Hoog, balaayo, musiibbo, kasaro, qualalaas*’ Worte, die ins Italienische übersetzt, alle die Last der Tragödie tragen. Sie bezeichnen alle ‘Katastrophe’.“

24 „Erst im Nachhinein erfuhr ich, dass die Katastrophe, das Exil, die Schwierigkeiten, all die Beschimpfungen, die ich in Italien in der Schule ertragen musste, von ‘dreckiger Negerin’ bis zu ‘Negeringesicht’, mit dem Mord an meinem Onkel begonnen haben.“

25 „Eine Person lebt, solange sich jemand an sie erinnert. Onkel Osman ist immer da. Alle haben mir etwas von ihm erzählt und sie haben es mit einem Lächeln getan.“

immediatamente.“²⁶ (Scego 2017: 102) Viele Fotos aus ihrer Kindheit zeigen sie und ihren Vater mit ihr nicht bekannten Personen am Hauptbahnhof, der als Treffpunkt geflüchteter Menschen fungiert, zugleich aber auch als Endpunkt enttäuschter Hoffnungen. Im sechsten Kapitel *Trastevere* beschreibt sie die Schwierigkeiten des Neustarts ihrer Familie in Rom, schildert die traumatische Erfahrung des sozialen und wirtschaftlichen Abstiegs infolge der Flucht, der zu Armut und Hunger führt. Sie erwähnt auch die nie aufgegebene Hoffnung ihrer Eltern auf eine Rückkehr nach Somalia, die in den gepackten Koffer ihrer Mutter sinnfällig wird, die sie bereits in ihrer Erzählung *Dismatria* als Inbegriff identitärer Zerrissenheit der ersten Einwanderergeneration evoziert. Der letzte Ort in ihrem Mapping ist der „Stadio Olimpico“ in Rom, der für sie in der Zeit der Abwesenheit ihrer Mutter zum Rückzugsort wird. Anfang der neunziger Jahre fliegt die Mutter nach Mogadischu, kurz bevor der Bürgerkrieg ausbricht, und bleibt zwei Jahre lang verschwunden.

La mia casa è dove sono endet mit einem Kapitel, das im Titel eine Frage formuliert, auf die Igiaba Scego mit ihrem Mapping antwortet: die Bedeutung des „Essere italiano per me“. Das Kapitel beginnt mit der Feststellung der Erzählerin, dass sie selten in Somalia gewesen sei, schildert die rassistische Diskriminierung in der Schule, ihre Einsamkeit und wie es ihrer Mutter mit dem Erzählen somalischer Geschichten gelungen sei, sie im familiären und kulturellen Gedächtnis Somalias zu verankern. Die Grundschullehrerin schließlich gibt ihr Bücher mit fantastischen bzw. magischen Geschichten zu lesen, die sie sukzessive aus ihrer inneren Blockade befreien und dazu bringen, von sich selbst und ihrer Herkunft zu erzählen und damit die anderen in der Klasse zu beeindrucken. Auf die Frage, was es für sie heißt, Italienerin zu sein, gibt es für Igiaba Scego insofern nicht eine Antwort, sondern viele. „Non avevo una risposta. Ne avevo cento.“²⁷ (Scego 2017: 159) In dem Maße, in dem sie der Festlegung auf eine Identität widersteht, öffnet sie den Raum für ein plurales Verständnis von Zugehörigkeit und ein dynamisches Konzept von Identität jenseits binärer Festschreibungen.

Familiengeschichte II: *Cassandra a Mogadiscio*

Igiaba Scego präsentiert *Cassandra a Mogadiscio* als Fortsetzung von *La mia casa è dove sono* (2010), ihres ersten autobiografischen Textes, der 2012 bereits als Schulausgabe im Verlag Loescher mit umfangreichem didaktischem Material erschienen ist. *Cassandra a Mogadiscio* endet mit dem Kapitel „Au-

26 „Der Bahnhof kam in mein Leben wie in das Leben aller Somalier der römischen Diaspora, sofort.“

27 „Ich hatte nicht eine Antwort. Ich hatte hundert.“

tobiografia in movimento“²⁸, in dem die Erzählerin in einem metanarrativen Kommentar die Entstehung des Textes schildert. Gleich zu Beginn erläutert sie:

Non è la prima volta che scrivo della mia famiglia. Anzi, credo che la mia scrittura sia scaturita proprio dall'urgenza di capire questa storia familiare poliedrica e diasporica attraversata da una dittatura, una guerra infinita e migrazioni multiple.²⁹ (Scego 2023: 361)

Im übernächsten Absatz stellt sie explizit den Bezug zu *La mia casa è dove sono* her: „Ma la materia biografica è piena di trappole e amnesie. Mi sono resa conto che alcune cose che ho scritto nel 2010 in *La mia casa è dove sono* erano ancora troppo opache nella mia mente: le avevo pronunciate ma non comprese fino in fondo.“³⁰ (Scego 2023: 361) Die Familiengeschichte zu verstehen, befindet sich im Zentrum beider autobiografischer Texte, die mit einem zeitlichen Abstand von über zehn Jahren aufeinander folgen. Aktualisiert die Erzählerin in *La mia casa è dove sono* die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens als italo-somalische Staatsbürgerin in einem Rom, das alle Spuren seiner kolonialen Vergangenheit zu tilgen sucht, erhält die Erzählerin in *Cassandra a Mogadiscio* den Status einer „communal voice“, die auf Basis der Erinnerungen der Mutter und anderer Familienmitglieder das Somalia vor dem Bürgerkrieg aufleben lässt und mit ihren eigenen Erfahrungen im Italien der Gegenwart kontrastiert.

Mit *La mia casa è dove sono* schreibt sich Igiaba Scego nicht nur in die Genealogie ihrer Familie ein, sondern präsentiert sich als afroitalienische Autorin der somalischen Diaspora mit einer kritischen Sicht auf die europäische Migrationspolitik der Gegenwart (vgl. dazu Paynter 2017). Sie erzählt keine lineare, zusammenhängende Lebensgeschichte, sondern wählt Episoden ihres Lebens aus, die exemplarisch die Verflechtung zwischen Kolonialismus, Migration und dem Aufbau einer neuen Existenz in der italienischen Gesellschaft aufzeigen. 13 Jahre später greift sie ihre Familiengeschichte in *Cassandra a Mogadiscio* nochmals auf, verschiebt jedoch den Fokus von der Verhandlung ihrer diasporischen Identität auf die Heilung des kollektiven Traumas des Krieges in Somalia. In einem 15 Kapitel umfassenden Brief wendet sich eine Tante an ihre Nichte, um ihr Möglichkeiten und Wege aufzuzeigen, in einer Welt der „Blutergüsse und Krankheiten“ zu überleben. Im Nachwort zu *Cassandra a Mogadiscio* verweist Igiaba Scego auf die heilende Funktion des Erzählens:

28 „Autobiografie in Bewegung“

29 „Es ist nicht das erste Mal, dass ich über meine Familie schreibe. Ich glaube sogar, dass mein Schreiben von der Dringlichkeit rührt, diese facettenreiche und diasporische, von einer Diktatur, einem endlosen Krieg und mehrfacher Migration durchkreuzte Familiengeschichte zu verstehen.“ (Scego 2024: 407)

30 „Doch biographisches Material ist voller Fallen und Gedächtnislücken. Mir ist klargeworden, dass manche Dinge, die ich 2010 in *La mia casa è dove sono* geschrieben habe, in meinem Kopf noch zu diffus waren: Ich hatte sie ausgesprochen, aber nicht durch und durch verstanden.“ (Scego 2024: 407)

Ecco, anche se nominata meno del *Jirro*, la parola chiave di questo libro è proprio *cura*: questa è la lettera di una zia a una nipote sul curare e sul curarsi in questo mondo pieno di ecchimosi e malattie. Un dialogo intergenerazionale necessario soprattutto a una donna che come me sta per attraversare la parte matura della luna, ovvero la fine della sua età fertile.³¹ (Scego 2023: 363)

Mit dem somalischen Begriff *Jirro*, der wörtlich ‚Krankheit‘ bedeutet und zugleich Titel des ersten Kapitels von *Cassandra a Mogadiscio* ist, bezieht sich Igiaba Scego auf das in Europa verwendete Konzept des Nachkriegstrauma, auch wenn der Bürgerkrieg in Somalia immer noch nicht vorbei ist. Sie widmet das Buch den Tanten, „*Alle zie*“ (Scego 2023: 7), die in der somalischen Kultur, wie sie ausführt, eine Art Institution sind und viele Familien in der Diaspora unterstützt haben (vgl. Scego 2023: 364). Gleichzeitig stellt sie sich mit der Wahl des Briefes als Form in eine literarische Tradition, zu der James Baldwins Brief an seinen fünfzehnjährigen Neffen zum 100-jährigen Jahrestag der Sklav:innenbefreiung und Te-Nehisi Coates Brief an seinen Sohn aufgrund rassistischer Ausschreitungen in den 2010er Jahren zählen, den sie im Epilog ihres Romans *La linea del colore* erwähnt.³² Beide Autoren suchen die jüngere Generation über den latenten und offenen Rassismus der „weißen“ Mehrheitsgesellschaft in den USA aufzuklären und zu schützen. Beide gehören zur Gruppe „schwarzer“ Intellektueller, Künstler:innen und Schriftsteller:innen, mit denen Igiaba Scego in ihren Texten eine alternative, globale Kulturgeschichte entwirft. Sie nutzt ihre marginalisierte Position als „schwarze“ Autorin im italienischen Literatur- und Kulturbetrieb, um die hegemoniale Vormachtstellung „weißer“ Kultur zu relativieren und existierende, aber oft verborgene Traditionslinien „schwarzer“ Kulturproduktion aufzudecken (Bond 2022: 166).³³

31 „Auch wenn *Heilung* weniger oft vorkommt als *Jirro*, ist es das Schlüsselwort des Buches: Dies ist der Brief einer Tante an eine Nichte über das Heilen und das Sich-Heilen in dieser Welt voller Blutergüsse und Krankheiten. Ein notwendiger intergenerationeller Dialog, zumal für eine Frau wie mich, die kurz davor ist, die reife Mondphase zu durchlaufen, nämlich das Ende ihrer Fruchtbarkeit.“ (Scego 2024: 410)

32 Im *Making of* betitelten Epilog des Romans *La linea del colore* nennt die afroitalienische Autorin das autobiografische Manifest Ta-Nehisi Coates *Between the World and Me* (Scego 2015: 353), um die Exponiertheit und Verwundbarkeit des „schwarzen“ Körpers hervorzuheben. Der Brief an seinen Sohn beginnt mit der Schilderung eines Interviews, in dem die Moderatorin Ta-Nehisi Coates danach fragt, „was es bedeute, seinen Körper zu verlieren.“ (12) Im Folgenden erinnert er seinen fünfzehnjährigen Sohn daran, dass er, auch wenn er wie Eric Garner nur Zigaretten verkaufte, allein aufgrund seiner Hautfarbe stets der Gefahr unverhältnismäßiger Polizeigewalt ausgesetzt ist (Garner wurde erwürgt). Auch Igiaba Scego erinnert in ihren Interviews und Artikeln an die „schwarzen“ Opfer rassistisch motivierter „weißer“ Gewalt in Italien (Scego 2020b).

33 Das Cover des Romans zeigt das Foto einer „schwarzen“ Frau, deren Kleidungsstil an das 19. Jahrhundert erinnert. Es handelt sich um eine Arbeit der nordamerikanischen Fotografin Ayana V. Jackson, die sich mit dem zeitgenössischen Afrika und der afrikanischen Diaspora in ihrer Arbeit auseinandersetzt. Der Romantitel ist ein direktes Zitat W.E.B Du Bois’, das sich auf die rassistische Trennung in den USA bezieht. Für die Gestaltung der Protagonistin des Romans, Lafanu Brown, hat Igiaba Scego auf die Biografien der nordamerikanischen

Die ersten Zeilen aus James Baldwins Brief an seinen Neffen finden sich in *Cassandra a Mogadiscio* neben einem Zitat aus Christa Wolfs *Kassandra* als Paratext noch vor die Widmung *Alle zie* gestellt. „I have begun this letter five times and torn it up five times.“ (Scego 2023: 5) Diese einleitenden Sätze Baldwins verdeutlichen sein Ringen um die richtigen Worte für seinen Neffen, offenbaren seine emotionale Betroffenheit bei dem Thema des Briefes und zeigen die Schwierigkeit, angesichts des immer noch existierenden Rassismus die Handlungsfähigkeit der jungen Generation zu stärken und ihr einen Weg aufzuzeigen, sich der Diskriminierung zu widersetzen, ohne selbst Schaden zu nehmen. In dem Nachwort zu *Cassandra a Mogadiscio* zählt Igiaba Scego James Baldwin neben bell hooks gerade aufgrund des persönlich-biografischen Blicks auf die Geschichte zu ihren Mentoren.

Nel tempo mi sono reso conto che seguire le tracce biografiche, personali e famigliari, è per me il modo migliore per viaggiare nei territori sconosciuti della storia e di un'intimità che chiede di essere espressa in tutta la sua potenza; i miei mentori sono James Baldwin e bell hooks.³⁴ (Scego 2023: 361)

Den Zugang zur Weltgeschichte findet Igiaba Scego in der Vergegenwärtigung ihrer eigenen Geschichte, die durch die Erfahrung von Mobilität und Deterritorialisierung gekennzeichnet ist. In *La mia casa è dove sono* hat sie dargelegt, dass ihre Identität nur nomadisch sein kann, da sie immer in Bewegung ist. Die einzige Konstante dieses multiplen Selbst sind ihr Körper bzw. ihre Füße, wie sie schreibt: „Sono io e i miei piedi.“³⁵ (Scego 2017: 34) Die Füße tragen sie von Ort zu Ort, ebenso wie die italienische Sprache zu ihrer vorübergehenden „Heimat“ wird.

In *La mia casa è dove sono* beschreibt die Ich-Erzählerin, wie erst die somalischen Geschichten ihrer Mutter sie in der Welt verankern und mit einer Vergangenheit versehen, die sie mit Stolz erfüllt, eine „Schwarze“ zu sein, bevor sie selbst die Welt der Geschichten dank des Engagements ihrer Grundschullehrerin entdeckt. In *Cassandra a Mogadiscio* ist es nun die Tante, die zur Geschichtenerzählerin wird und sich an die nächste Generation wendet, die auf der ganzen Welt verteilt lebt. Familien in der Diaspora begründen ihren internen Zusammenhalt über die Vergegenwärtigung der gemeinsamen Geschichte, diese kollektive Selbstvergewisserung hat Scego in *La mia casa è*

Bildhauerin Edmonda Lewis und der Abolitionistin und Frauenrechtlerin Sarah Parker Remond zurückgegriffen. Beide Frauen sind im Rahmen ihrer Grand tour nach Italien gereist und sind in Rom beerdigt. Mit der fiktionalen Rekonstruktion dieser Lebensgeschichten füllt Igiaba Scego keine Leerstellen, sondern enthüllt die Präsenz und transformierende Kraft „schwarzer“ Frauen im Kulturleben, die in einer dominant eurozentrischen und „weißen“ Perspektive auf Geschichte oft nicht vorkommt.

34 „Mit der Zeit ist mir klar geworden, dass das Verfolgen biographischer, persönlicher und familiärer Spuren für mich die beste Methode ist, die unbekannten Regionen der Geschichte zu bereisen, zu einer Nähe vorzudringen, die mit aller Macht nach Ausdruck sucht; meine Mentoren sind James Baldwin und bell hooks.“ (Scego 2024: 407)

35 „Ich bin ich und meine Füße.“

dove sono mit dem Mapping vorgeführt. In *Cassandra a Mogadiscio* wählt sie den intergenerationellen Dialog sowohl als Instrument der Wissens- und Erkenntnisvermittlung als auch als Ausdrucksform der emotionalen Verbundenheit, die das Überleben der Familien sichert. Die Adressatin ihres „lettera caleidoscopio“³⁶ (Scego 2023: 362) ist stellvertretend für „tutte le mie nipoti e tutti i miei nipoti“³⁷ (Scego 2023: 364) die Tochter ihres Bruders Soraya, an die sich die Tante gleich zu Beginn des ersten Kapitels mit folgenden Worten wendet:

Amatissima, come si disegna la tua risata?

Disegnerei, se potessi, l'attimo in cui scoppi di improvvisa gioia. Quella tua risata roca, quasi maschile, che con il passare dei secondi si ingentilisce di oro, incenso e mirra.³⁸ (Scego 2023: 9)

Anstelle einer klassischen Briefanrede spricht die Erzählerin ihre Nichte mit „amatissima“ an und bringt direkt ihre starke emotionale Verbindung zum Ausdruck. „Amatissima“ ist zugleich die italienische Übersetzung des Klassikers *Beloved* von Toni Morrison, der implizit als intertextuelle Referenz aufgerufen wird und den literarischen Charakter der folgenden Ausführungen unterstreicht. Mit der Beschreibung des Lachens ihrer Nichte beschwört die Tante einen Moment vollkommenen Glücks, der noch im Akt des Erzählens nachhallt. Gleich darauf erscheint die Nichte auf dem Bildschirm des Handys ihres Vaters, der sich zum Zeitpunkt des Anrufs bei seiner Familie in Rom aufhält und sie ermuntert, ihre Tante zu grüßen. Soraya selbst befindet sich im kanadischen Quebec und spricht kurz darauf mit ihrer Tante und auch mit ihrer Großmutter über Messenger. Das Medium des familiären Austauschs ist insofern nicht der Brief, sondern der Video-Call, in dem das zentrale Thema die fehlende gemeinsame Sprache ist. Die Tante kommuniziert mit Soraya in Englisch, die Großmutter kann auf Englisch nur einen Satz sagen und spricht sonst ein Somali, das die Enkelin nicht versteht. Als Soraya schließlich verkündet: „Vorrei imparare l'italiano, nonna. Per starvi più vicina.“³⁹ (Scego 2023: 15), antwortet Scegos Mutter freudestrahlend: „Bella ciao“, gefolgt von einem „Bella ciao“ der Enkelin, mit dem sie den Anruf beschließt.

Trotz aller Freude enthüllt die Ich-Erzählerin das Ungesagte, aber dennoch Wahrnehmbare, das sich im Lächeln der Großmutter als eine Art Riss manifestiert: der *Jirro*, der alle Mitglieder der Familie Scego in Besitz genommen und zerbrochen hat und den eigentlichen Gegenstand des Briefes bildet.

36 „kaleidoskopischen Brief“ (Scego 2024: 408)

37 „all meinen Nichten und Neffen“ (Scego 2024: 411)

38 „Herzallerliebste, wie beschreibt man dein Lachen?

Wenn ich könnte, beschriebe ich den Moment, in dem du vor Freude platzst. Dein heiseres, fast männliches Lachen, das binnen Sekunden vor Gold, Weihrauch und Myrrhe flirrt.“ (Scego 2024: 9)

39 „„Ich möchte Italienisch lernen, Oma. Um euch näher zu sein.““ (Scego 2024: 16)

„Quello che vedi tra i suoi denti, attraverso lo schermo del cellulare, è il *Jirro*. Il *Jirro* che ci ha attraversati, nipote mia. E che non smette, nonostante il tempo trascorso, di farci male.“⁴⁰ (Scego 2023: 16) In mehreren aufeinanderfolgenden Absätzen liefert die Ich-Erzählerin mögliche Umschreibungen des *Jirro*, der nicht eindeutig zu definieren ist, da er alle Formen von Verletzungen, den Schmerz und den posttraumatischen, kriegsbedingten Stress umfasst. Indirekt positioniert sie sich mit dieser weiten, multidimensionalen Definition gegen den aus der Psychoanalyse übernommenen Traumabegriff, der sich in der Regel auf ein singuläres Ereignis bezieht und in den Kulturwissenschaften zur Begründung der Trauma Studies geführt hat. Sie versteht den *Jirro* als eine Vielzahl körperlicher Phänomene, mit denen die Mitglieder ihrer Familie, ob aus der ersten oder zweiten Generation, auf die Erfahrung von Gewalt und Flucht reagieren.

Per questo la parola somala *Jirro* fatalmente ci descrive, Soraya. Descrive i nostri frequenti mal di testa, la nostra ansia che non va mai via, i perenni dolori cervicali, il cervello che si dissocia da se stesso, i tumori che ci hanno quasi abbattuto, gli occhi che si velano di oscurità, le orecchie che si rifiutano di ascoltare, il cuore che perde battiti, la gola che si fa deserto, i capelli che cadono come foglie in lavandini pieni di paure. Il *Jirro*. La maledetta guerra che ci abita dentro. E ci spezza.⁴¹ (Scego 2023: 18)

Mit der Auflistung der konkreten physischen und psychischen Schmerzen rückt die Ich-Erzählerin die Vulnerabilität der geflüchteten Menschen in den Vordergrund und kritisiert den objektivierenden Diskurs in den westlichen Medien, die Somalia als „*Qashin qub*“, wörtlich „Müllgrube“, oder als „gescheiterter Staat“ bezeichnen, ohne das Leid der Menschen in den Blick zu nehmen oder die eigene Position zu reflektieren. Die Schuld an dem Scheitern der afrikanischen Staaten trifft auch den Globalen Norden, der auf den Import von Rohstoffen aus dem Globalen Süden angewiesen ist oder seinen Giftmüll im Somalischen Meer verklappt. Dass diese wirtschaftliche Ausbeutung des Globalen Südens verschwiegen und so getan wird, als sei Afrika an seinen Krisen selbst schuld, „[è] il delitto più grande.“⁴² (Scego 2023: 18), lautet das Fazit der Erzählerin.

Der Brief an die Nichte ist privat und öffentlich zugleich. Er dokumentiert den Alltag der Tante in Rom, die in Rückblenden die Geschichte der Eltern

40 „Das, was du zwischen ihren Zähnen auf dem Handy-Display siehst, ist der *Jirro*. Der *Jirro*, der durch uns hindurchgegangen ist, liebste Nichte. Und der nach all der Zeit nicht aufhört, uns wehzutun.“ (Scego 2024: 17)

41 „Deshalb benennt uns das somalische Wort *Jirro* auf schicksalhafte Weise, Soraya. Es benennt unser häufiges Kopfwahl, unsere bange, stete Unrast, die ständigen Nackenschmerzen, den schizophrenen Verstand, die Tumore, die uns fast umgebracht haben, die Augen, die sich mit mattem Dunkel trüben, die Ohren, die sich weigern hinzuhören, den stolpernden Herzschlag, die Kehle, die zur Wüste wird, die Haare, die wie Herbstlaub in Waschbecken voller Ängste rieseln. Der *Jirro*. Der verdammte Krieg, der in uns wohnt. Und uns zerbricht.“ (Scego 2024: 19)

42 „[...] ist das größte Verbrechen.“ (Scego 2024: 19)

bzw. Großeltern und auch ihren eigenen Lebensweg für die Nichte rekonstruiert. Gleichzeitig handelt es sich um ein einzigartiges Zeugnis des Überlebens einer Familie in der Diaspora, die aus politischen Gründen aus Mogadischu geflohen ist. Eng verflochten mit dem familiären Storytelling ist eine kritische Reflexion der Darstellung geflüchteter Menschen in den westlichen Medien. „*Wahaan rabaa inaan ku sheego marka hore...* Come rima cosa voglio dirti che... Che noi non siamo vittime.“⁴³ (Scego 2023: 20), so beginnt der letzte Abschnitt des ersten Kapitels aus *Cassandra a Mogadiscio*. Die Reduktion auf den Opferstatus anonymisiert die Betroffenen und nimmt ihnen die Handlungsmacht, da sie ausschließlich als Erleidende wahrgenommen werden. „Noi non lo siamo mai stati, vittime, e non lo saremo in futuro.“⁴⁴ (Scego 2023: 20), wiederholt die Erzählerin und unterstreicht die Fähigkeit des Menschen, Krisen überwinden und Resilienz aufbauen zu können. Das Lachen des Vaters ihrer Nichte, das Nähen ihrer Großmutter oder das Schreiben ihrer Tante sind mögliche Strategien, die destruktive Macht des *Jirro* einzuhegen und sich der eigenen Handlungsmacht zu vergewissern. Die Kernbotschaft an die Nichte lautet: „Non siamo vittime. Noi. Siamo solo delle sopravvissute.“⁴⁵ (Scego 2023: 21) An die Stelle des Erleidens tritt die performative Beschwörung des emotionalen Zusammenhalts in der Familie, der alle befähigt weiterzuleben. „Vedrai, sopravviveremo. / Amandoci.“⁴⁶ (Scego 2023: 21) Die Liebe zum Nächsten als Existenzgrund knüpft an den Anfang des Briefes an. Mit „Amatissima“ wendet sich die Tante an die Nichte, mit dem transitiven Verb „amare“, in dem eine andere Person oder ein anderes Wesen immer schon eingeschlossen ist, endet das erste Kapitel.

Zu den Besonderheiten der Briefform in *Cassandra a Mogadiscio* gehört die Zweisprachigkeit, die der Verflechtung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit entspricht. Bereits in *La mia casa è dove sono* integriert die Ich-Erzählerin vereinzelte somalische Begriffe und Wendungen in das narrative Mapping Roms. In *Cassandra a Mogadiscio* gehört Somali zur Poetik des Erzählens und hat an Bedeutung gewonnen, was sich unter anderem in der vorangestellten paratextuellen Bemerkung zeigt: „Um allen, die kein Somali sprechen, das Lesen zu erleichtern, sind die im Buch verwendeten somalischen Begriffe nicht gemäß ihrer gültigen Rechtschreibung, sondern in einer auf der italienischen Lautsprache basierenden Umschrift wiedergegeben.“ Zwei Verwendungsformen fallen besonders auf: Igiaba Scego formuliert die Kapitelüberschriften in Somali gefolgt von einer italienischen Entsprechung und nutzt die somalischen Begriffe für die innerfamiliären Anreden: „Saluta la tua *edo*,’ ti ha detto tuo

43 „*Wahaan rabaa inaan ku sheego marka hore...* Als Erstes will ich dir sagen, dass... Dass wir keine Opfer sind.“ (Scego 2024: 22)

44 „Wir sind nie Opfer gewesen und werden es auch in Zukunft nicht sein.“ (Scego 2024: 22)

45 „Wir sind keine Opfer. Wir sind nur Überlebende.“ (Scego 2024: 23)

46 „Du wirst sehen, wir werden überleben. / Weil wir uns lieben.“ (Scego 2024: 23)

padre. *Edo*, io, la tua zia paterna.“⁴⁷ (Scego 2023: 9), heißt es gleich am Anfang. Weitere Beispiele sind: „La tua *hooyo*, Naima, è di Gibuti“⁴⁸ (Scego 2023: 10), „Invece con tuo padre, il tuo *aabo*, parli inglese.“⁴⁹ (Scego 2023: 11), „Mio padre, *awowe* Ali per te, *aabo* Ali per me, era invece di madre-lingua chimini [...]“⁵⁰ (Scego 2023: 12) und „[...] perché per risparmiare non accendo mai tutti i termosifoni di casa. Li accendo solo in salotto, dove c'è mia madre, la mia *hooyo*, tua nonna, la tua *ayeyo* [...]“⁵¹ (Scego 2023: 13).

Die konsequente Adressierung der Familienmitglieder in Somali mit Tante, Vater, Mutter, Großmutter und Großvater akzentuiert ihre jeweilige Position im genealogischen Gefüge, bleibt aber auf die erste und zweite Generation sowie auf die Figur der Tante beschränkt, die in diasporischen Familien eine Mittlerfunktion übernimmt. *Edo*, *Aabo*, *Hooyo*, *Ayeyo* und *Awowe* sind unmittelbar durch Somali miteinander verbunden. Das Verhältnis zwischen erster bzw. zweiter und dritter Generation hingegen ist durch Mehrsprachigkeit gekennzeichnet. So ist die Muttersprache der in Kanada lebenden Nichte Französisch und die Verkehrssprache zwischen Tante und Nichte Englisch. In *La mia casa è dove sono* gehört das Erlernen des mütterlichen Somali zu den Strategien der Identitätsbildung der aufwachsenden Tochter und Erzählerin, die durch die Aufnahme in die somalische Heimatkultur ihrer Mutter gleichzeitig Heilung von rassistischer Diskriminierung und kultureller Amnesie erfährt. Für die Enkelin und Nichte in *Cassandra a Mogadiscio* sieht die Situation anders aus: Sie beherrscht das Somali, das in der Familie gesprochen wird, nicht, (vgl. ebd.: 12) so dass sie keine gemeinsame Sprache mit ihrer Großmutter und damit keine Verbindung zu Mogadischu hat. Neben Französisch und Englisch wünscht sich Soraya, Italienisch sprechen zu lernen, um ihrer Oma näher zu sein. Die Wahl des Italienischen steht für das Versprechen einer gemeinsamen intergenerationellen Zukunft und einer „noch ungeschriebenen Geschichte“ (ebd.: 21). Im Gegensatz zur Mündlichkeit des Somali, das sich mit dem nomadischen Leben der Großmutter verschränkt, steht das Italienische für Schriftlichkeit und Pluralismus, wie die Erzählerin hervorhebt. Es ist die Sprache der Kolonisatoren und zugleich „la lingua dei nostri affetti. Dei nostri più intimi segreti.“⁵² (Scego 2023: 15). Diese Spannung zwischen unvereinbaren Gegensätzen spiegelt die innere Zerrissenheit der Ich-Erzählerin, die sich nicht

47 „‘Sag deiner *Edo* hallo’, hat dein Vater zu dir gesagt. *Edo*, ich, deine Tante väterlicherseits.“ (Scego 2024: 9)

48 „Naima, deine *Hooyo*, stammt aus Dschibuti [...]“ (Scego 2024: 11)

49 „Mit deinem Vater, deinem *Aabo*, sprichst Du Englisch.“ (Scego 2024: 11)

50 „Die Muttersprache meines Vaters, *Awowe* Ali für dich, *Aabo* Ali für mich, war wiederum *Chimwini* [...]“ (Scego 2024: 13)

51 „[...] denn aus Sparsamkeit drehe ich nie alle Heizkörper in der Wohnung auf. Nur den im Wohnzimmer, wo meine Mutter ist, meine *Hooyo*, deine Großmutter, deine *Ayeyo* [...]“ (Scego 2024: 14)

52 „[...] zur Sprache unserer Herzensbindungen, unserer innersten Geheimnisse geworden ist.“ (Scego 2024: 16)

auflösen lässt. Insofern komplettiert das Italienische im Fall der Familie Scego die diasporische Identität von Großmutter und Tante.

Cassandra a Mogadiscio zeichnet sich nicht allein durch Zweisprachigkeit aus, sondern auch durch Zweistimmigkeit. Tante und Großmutter geben ihr Wissen um den *Jirro* an die Nichte bzw. Enkelin weiter, um die Resilienz der dritten Generation zu stärken. Gleichzeitig verhandelt die Erzählerin auch ihren eigenen *Jirro*, der seit ihrer Geburt in ihr schlummert, aber erst durch das zweijährige Verschwinden ihrer Mutter Anfang der 90er Jahre ihren ganzen Körper ergriffen hat. Bulimie und eine innere Blockade, mit der Mutter über diese Zeit sprechen zu können, waren die Folge. In dem Nachwort zu *Cassandra a Mogadiscio* erläutert Igiaba Scego, dass sie auf die Methode der Erinnerungsforschung zurückgegriffen hat, um dem *Jirro* eine Stimme zu geben, d.h., sie hat Interviews mit ihrer Mutter geführt, die unmittelbar Eingang in den Brief an die Nichte finden. In dem zweiten Kapitel *Markhaati. Testimone* beschreibt die Ich-Erzählerin ihre wiederholten Gesprächsversuche mit ihrer Mutter, die zu sticken beginnt, wenn sie nicht reden möchte. Selbst das Argument, sie sei eine Zeitzeugin, eine *markhaati* und damit der Nachwelt moralisch verpflichtet, Zeugnis abzulegen, weist die Mutter scharf zurück: „Non ho nessuna storia da raccontarti, [...] Non ricordo nulla.“⁵³ (Scego 2023: 39) Das Bindeglied zwischen Tante und Großmutter ist die Nichte bzw. Enkelin, deren Erwähnung und vor allem deren Beteiligung an dem Film *Wüstenblume* die Großmutter dazu bringt, ihre Haltung zu ändern. Der Film erzählt die Geschichte des späteren Fotomodells Waris Dirie, die wie die Mutter Igiaba Scegos als nomadische Hirtin in Somalia aufgewachsen ist und ebenso das Trauma der Genitalverstümmelung erlitten hat. Die Enkelin spielt im Film die Figur Waris Dirie als kleines Mädchen und Jugendliche und für einen kurzen Moment sieht sich die Großmutter in ihr gespiegelt, was sie dazu bewegt, ihrer Tochter von dem Bürgerkrieg in Mogadischu zu erzählen. „Ora devo raccontare io a Soraya, vero?“⁵⁴ (Scego 2023: 44)

Auch wenn Igiaba Scego die Form des Briefes als Medium der Kommunikation zwischen Tante und Nichte wählt, legitimiert sie ihr Schreiben über die Stimme ihrer Mutter, die mit ihren Erfahrungen und Erinnerungen nicht nur das Mogadischu vor dem Bürgerkrieg wiedererstehen lässt, sondern die Historizität des Erzählten verbürgt. Sie greift auf eine Reihe somalischer Begriffe in den Überschriften der Kapitel zurück, die eine Poetik des *Jirro* entwerfen, die um Fragen der Erinnerung und Wissensvermittlung ebenso kreist wie um die Folgen des Krieges für das Leben in der Diaspora. Das Erzählen selbst erhält in diesem Zusammenhang eine präemptiv-heilende Funktion, indem es die unterschiedlichen Formen zeigt, mit dem *Jirro* umzugehen und sein destruktives Potenzial zugleich im Darüber-Sprechen bannt. Alle Kapitel variieren wieder-

53 „Es gibt keine Geschichte, die ich dir erzählen könnte, [...] Ich erinnere mich an nichts [...]“ (Scego 2024: 43)

54 „Jetzt bin ich dran, Soraya etwas zu erzählen, stimmt’s?“ (Scego 2024: 49)

kehrende Topoi und Erinnerungen im familiären Gedächtnis und aktualisieren den Bürgerkrieg in Somalia oder Erfahrungen rassistischer Diskriminierung in Italien in Rückblenden, die von szenischen Sequenzen durchsetzt sind, in denen die Erzählerin erinnerte Gespräche oder Kommentare ihrer Mutter in wörtlicher Rede integriert.⁵⁵ In dem Maße, in dem sich die Grenzen zwischen der Gegenwart des Erzählens und des dokumentierten Zeugnis-Ablegens auflösen, lässt sich auch nicht mehr genau bestimmen, ob die Erzählerin selbst spricht und schreibt oder nur übersetzt. Im Laufe des Briefes gelangt die Tochter und Ich-Erzählerin zu der Erkenntnis, dass nicht sie ihre Mutter zum Sprechen gebracht hat, sondern dass es sich genau umgekehrt verhält: Ihre Mutter hat sie als Sprachrohr gewählt. „È stata *hooyo* in fondo, pur rimanendo reticente, pur irrigidendosi nelle spalle, a scegliermi come scrivana.“⁵⁶ (Scego 2023: 193) Und nun gibt die Tante das Gehörte in einem Brief voller zeitlicher Sprünge an die Nichte weiter, reenacted den *Jirro* und überliefert die Familiengeschichte der Nachwelt.

***Kassandra* oder die heilende Kraft der Erinnerung**

Der Titel des zweiten autofiktionalen Romans Igiaba Segas ruft die Gestalt der antiken Seherin Kassandra auf, die den Untergang Trojas voraussagt, die Katastrophe jedoch nicht verhindern kann, da niemand ihr Glauben schenkt. Neben den Eingangsworten aus dem Brief James Baldwins an seinen Neffen findet sich ein Zitat aus Christa Wolfs Erzählung *Kassandra* in italienischer Übersetzung als weiterer Paratext. Wolfs Neuerzählung des antiken Mythos erscheint 1983 und nimmt zeitgeschichtlich Bezug auf das Wettrüsten im Kalten Krieg und die wachsende atomare Bedrohung. Der Text setzt ein, als Kassandra in einem Gefangenentransport die Löwen der Burg Mykene erblickt, ihrer letzten Lebensstätte. Klytaimnestra, die Gemahlin Agamemnons, wird sie und ihren Mann töten. Gelassen blickt Kassandra ihrem Tod entgegen und lässt in einem Monolog ihr Leben Revue passieren, dekonstruiert die klassischen antiken Helden und erinnert an das Ende der matriarchalischen Welt. Ihr letzter Wunsch lautet: „Ich will Zeugin bleiben, auch wenn es keinen einzigen Menschen mehr geben wird, der mir mein Zeugnis abverlangt.“ (Wolf 1984: 27) In einem ununterbrochenen Bewusstseinsstrom gibt sie sich ihren Erinnerungen

55 Im Nachwort zu *Cassandra a Mogadiscio* dankt Igiaba Scego auch Helena Janeczek für das Voranbringen der *oral history*. In ihrem ersten autobiografischen Text *Lezioni di tenebra* (1997), in dem es um die transgenerationelle Weitergabe des Traumas des Überlebens nach Auschwitz geht, integriert die Ich-Erzählerin auch die Stimme ihrer Mutter, die das Erzählte der Tochter ergänzt oder korrigiert.

56 „Im Grunde war es *Hooyo*, die mich, zaudernd zwar und mit hochgezogenen Schultern, zu ihrer Schreiberin erwählte.“ (Scego 2024: 219)

hin, folgt spontanen Assoziationen und reflektiert die Vergangenheit. In dem Wissen um ihr bevorstehendes Ende gelangt sie zu unverhoffter Klarsicht und fühlt sich lebendiger denn je. In dieser Situation gleich zu Beginn der Erzählung findet sich das Zitat, das Scego *Cassandra a Mogadiscio* voranstellt.

Dies alles, das Troia meiner Kindheit, existiert nur noch in meinem Kopf. Da will ich es, solange ich Zeit hab, wieder aufbauen, will keinen Stein vergessen, keinen Lichteinfall, kein Gelächter, keinen Schrei. Treulich, wie kurz die Zeit auch sein mag, soll es in mir aufgehoben sein. Jetzt kann ich sehen, was nicht ist, wie schwer hab ichs gelernt. (Wolf 1984: 34)

Endet *La mia casa è dove sono* mit der Rückkehr der Mutter Igiaba Scegos nach Rom, so eröffnet das zweite Kapitel „*Markhaati*. Testimone“ in *Cassandra a Mogadiscio* mit dem Rückblick der Ich-Erzählerin auf den Ausbruch des Bürgerkrieges in Somalia in der Silvesternacht 1990/1991. „Il *Jirro* mi ha sempre abitata fin dalla nascita, Soraya, ma fu in quella notte che conquistò tutto il mio corpo.“⁵⁷ (Scego 2023: 23), schreibt die Tante gleich zu Beginn ihrer Nichte. Kurz bevor sie sich auf den Weg zur Neujahrsparty macht, hört sie zum ersten Mal den Namen ihres Herkunftslandes in den Fernsehrichten. Sofort ergreift sie die Sorge um ihre Mutter, die sich in Mogadischu befindet, doch ihr Vater weiß sie zu beruhigen und der Krieg verschwindet aus ihrem Bewusstsein, um wenig später beim Tanzen wieder aufzutauchen, als sie sich „la faccia di *aabo*“⁵⁸ (Scego 2023: 29) und die Stimme des Moderators vergegenwärtigt, der das Wort Somalia mehrfach wiederholte. An dieser Stelle vergleicht sich die Erzählerin zum ersten Mal mit Cassandra, die beim Anblick des hölzernen Pferdes vor den Mauern der Stadt das Unheil kommen sieht. „Mi sentivo come Cassandra [...] E anch'io vedevo la sciagura mentre roteavo la testa con Stevie Wonder che da uno stereo mi dettava il ritmo.“⁵⁹ (Scego 2023: 29)

Bereits in *La mia casa è dove sono* erinnert sich die Ich-Erzählerin an die Silvesternacht, ohne jedoch Bezug auf die mythische Frauenfigur zu nehmen. 15 Jahre später vergleicht sich die Erzählerin mit Cassandra und schreibt sich damit die Funktion einer Seherin zu. Im Brief an die Nichte springt die Erzählerin zwischen der Gegenwart des Schreibens und der Vergangenheit des Erlebten hin und her. Sie akzentuiert die Diskrepanz zwischen ihrer eigenen Unwissenheit im Jahr 1990 und dem heutigen Wissen um den unwiederbringlichen Verlust Mogadischus im Jahr 1991. Die sechzehnjährige Tante und auch die Großmutter Sorayas haben trotz klarer Vorboten im Sommer 1990 die Katastrophe nicht kommen sehen, die Großmutter „[...] andò a Mogadiscio

57 „Seit meiner Geburt hat der *Jirro* in mir gewohnt, Soraya, doch in jener Nacht eroberte er meinen ganzen Körper.“ (Scego 2024: 25)

58 „*Aabos* Gesicht“ (Scego 2024: 32)

59 „Ich fühlte mich wie Cassandra [...] Und auch ich sah das Unheil, während ich den Kopf zu Stevie Wonder kreisen ließ, der mir aus der Stereoanlage den Takt vorgab.“ (Scego 2024: 32)

proprio quando le cose [...] si stavano mettendo molto male.“⁶⁰ (Scego 2023: 105). Erst rückblickend auf der Basis der Interviews mit ihrer Mutter konstituiert sich die Erzählerin als Cassandra – „E se quella Cassandra fossi io, Soraya?“⁶¹ (Scego 2023: 119) –, die das zerstörte Mogadischu in der narrativen Wiedergabe der mütterlichen Erinnerung wiedererstehen lässt und zugleich „vede il *Jirro* sovrastare i continenti“⁶² (Scego 2023: 119). Auslöser für diese Transformation ist ein Gespräch mit Davide Orecchio, einem befreundeten Schriftsteller, dem Igiaba Scego von dem Projekt des Briefes an die Nichte und ihrem Unbehagen erzählt, sich allein den traumatischen Kriegserlebnissen ihrer Mutter zu stellen. Er fragt sie nach den Archiven, die sie für ihre Arbeit konsultiert habe. „In Somalia non esistono più. [...] La guerra ha distrutto tutto.“⁶³ (Scego 2023: 117), lautet ihre Antwort. Auf seine überraschte Nachfrage: „Davvero? Nessun archivio?“, entgegnet sie: „Sì, hai capito bene, nessuno. Siamo senza memoria.“⁶⁴ (Scego 2023: 117)

Mit dem Rückgriff auf den antiken Mythos erhält Scegos Erzählung der Familiengeschichte eine überzeitliche Bedeutung und reiht sich in die Serie von Untergangsnarrativen ein, die von Troia, Rom, Konstantinopel bis zu den komplett zerstörten Städten im Globalen Norden und Süden des 20. Jahrhunderts reichen. In der Verschränkung der Zerstörung Trojas mit der Auslöschung Mogadischus entwickelt die Erzählerin ein Gegennarrativ zur eurozentrischen Darstellung Somalias in den westlichen Medien (vgl. 53). Gleichzeitig begegnet sie dem Verlust des materiellen Familiengedächtnisses durch die Zerstörung aller Fotos, Zeugnisse und anderer Dokumente im Krieg mit der Aufwertung mündlich tradiertter Erinnerung. Eine ihrer zentralen Wissensquellen ist die Erinnerung ihrer Mutter. „Il nostro archivio è hooyo. E chiunque abbia visto la Somalia prima della distruzione.“⁶⁵ (Scego 2023: 118), erläutert die Tante ihrer Nichte und listet anschließend all jene auf, mit denen sie über das Somalia vor der Zerstörung gesprochen hat. Die Ich-Erzählerin endet mit der Feststellung: „E anch’io in un certo senso sono un archivio. Perché ricordo.“⁶⁶ (Scego 2023: 118) Erinnern erscheint in *Cassandra a Mogadisciu* als Akt des Widerstands gegen die destruktive Macht des Krieges und knüpft damit unmittelbar an das Zitat aus Christa Wolfs *Kassandra* an, das die Unvergänglichkeit und Unzerstörbarkeit der Erinnerung unterstreicht. Anders

60 „[...] reiste just zu einem Zeitpunkt nach Mogadischu, als die Situation sich [...] zum Schlimmsten wendete“ (Scego 2024: 119)

61 „Was, wenn ich diese Cassandra wäre, Soraya?“ (Scego 2024: 137)

62 „den *Jirro* über die Kontinente herrschen sieht“ (Scego 2024: 137)

63 „In Somalia gibt es keine Archive mehr. [...] Der Krieg hat alles zerstört“ (Scego 2024: 134)

64 „Wirklich? Kein Archiv?“ [...] „Genau, du hast richtig gehört, kein einziges. Wir sind ohne Erinnerung“ (Scego 2024: 135)

65 „Unser Archiv ist *Hooyo*. Und wer immer Somalia vor der Zerstörung gesehen hat.“ (Scego 2024: 135)

66 „Und irgendwie bin auch ich ein Archiv. Weil ich mich erinnere.“ (Scego 2024: 135)

als in Wolfs Monolog Kassandras steht im Brief der Tante an die Nichte die kollektive Erinnerung im Zentrum, denn erst die Sammlung der familiären „Archivalien“ bzw. Erinnerungsstücke ermöglicht die Bewahrung eines Wissens, das an keinem Ort gespeichert ist, sondern von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Neben den Erinnerungen der Familienmitglieder spielt der *Museo della Civiltà* im EUR-Viertel Roms eine zentrale Rolle für Scegos narrative Verschränkung von Familiengeschichte und Kolonialismus. In den Sammlungen des Museums, das im Faschismus entstanden ist und von dem Wunsch Mussolinis zeugt, aus dem italienischen Volk ein „Imperium“ zu machen, lagert eine Fülle von Kolonialobjekten, Raubkunst und Artefakten, die, wie die Erzählerin feststellt, „essere paradossalmente una salvezza“⁶⁷ (Scego 2023: 228) könnte. Die Tante besucht im zehnten Kapitel „Intermezzo decoloniale“, das bereits durch den einsprachigen Titel auffällt, gemeinsam mit ihren erwachsenen Neffen und ihrem Bruder das Museum, auf dessen Architektur und Gestaltung sie sogleich mit physischem Unbehagen reagiert. Das Unwohlsein intensiviert sich zu „un dolore quasi fisico“⁶⁸ (Scego 2023: 222) beim Anblick von kolonialen Artefakten aus Somalia. Die Erzählerin erinnert sich an ein ausgestelltes Leopardenfell, das sie bei ihrem ersten Besuch des Museums gesehen hat und das exemplarisch den *Jirro* verkörpert. Die unmittelbar physische Resonanz zwischen dem Schmerz der präsentierten Gegenstände und ihrem eigenen Körper lässt sie die Verflechtung von Kolonialismus und dem Bürgerkrieg in Somalia Ende des 20. Jahrhunderts erkennen. „Il colonialismo ci ha infettati. Ha fatto entrare il *Jirro* in circolo nel nostro sangue.“⁶⁹ (Scego 2023: 223)

Im Rahmen des Besuchs der kolonialen Sammlung im *Museo della civiltà* entdeckt die Tante gemeinsam mit ihren Neffen und ihrem Bruder das Gemälde einer *Habar-Gidir*-Frau, die zum gleichen somalischen Clan gehört wie ihre Mutter. Es ist ein Bild des Turiner Künstlers Milo Corso Malverna, der mit Vorliebe die Bevölkerung in den italienischen Kolonien Libyen und Somalia gemalt hat. Auch wenn der Stil unverkennbar orientalistisch ist, enthüllt sich im Blick der dargestellten Frau der ungebrochene Kampfgeist. „Il suo non è lo sguardo di una donna sottomessa. Era il suo paese a essere colonizzato, non lei.“⁷⁰ (Scego 2023: 227) Den Kontrapunkt zur Erhabenheit und Eleganz der *Habar-Gidir*-Frau bildet ein weiteres Gemälde gleicher Größe, auf dem sich auch eine Frau befindet, jedoch vollkommen nackt und auf den Status eines Sexualobjekts degradiert. Diese pornografisch anmutende Exposition der wehrlosen Frau entspricht der Aneignung des weiblichen Körpers durch die

67 „paradoxerweise eine Rettung sein“ (Scego 2024: 258)

68 „einen geradezu physischen Schmerz“ (Scego 2024: 251)

69 „Der Kolonialismus hat uns infiziert. Er hat den *Jirro* in unsere Blutbahn gelangen lassen.“ (Scego 2024: 252)

70 „Das ist nicht der Blick einer Unterworfenen. Ihr Land wurde kolonialisiert, nicht sie.“ (Scego 2024: 256)

„weißen“ Kolonisatoren und reproduziert ein hierarchisches Machtgefälle. Der Blick der Erzählerin bleibt jedoch bei einem Detail auf dem Bild hängen: „un pettine, che la ragazza si sta passando trai i capelli.“⁷¹ (Scego 2023: 227-228) Der Anblick dieses Holzkamms löst eine *mémoire involontaire* aus und versetzt die Erzählerin unmittelbar in ihre Kindheit, in der ihre Mutter hinter ihr stand und ihr Haar mit einem solchen Kamm zu bändigen suchte. Dieses Erinnerungsbild kontrastiert sie mit der Feststellung, dass es heute in Somalia niemanden mehr gibt, der hölzerne Kämme herstellt, alles ist im Zeitalter der Globalisierung aus Plastik, das in China oder Europa hergestellt wird. „Il *Jirro* è questo, Soraya. Un pettine che non sappiamo più usare, costruire, inventare.“⁷² (Scego 2023: 228)

Beide Gemälde enthüllen als Zeugnisse des Kolonialismus die Macht der Unterwerfung und im Fall des nackten Mädchens der Demütigung und offenbaren zugleich den inneren Widerstand der unterdrückten Subjekte im Blick der *Habar-Gidir*-Frau bzw. die Erinnerung an ein verloren gegangenes Handwerk in Gestalt des Holzkamms. In diesem Paradox liegt die Möglichkeit der Heilung: Die koloniale Sammlung im *Museo della Civiltà* birgt ein historisches Wissen, das den ehemals kolonisierten und nun in der Diaspora lebenden Menschen die Möglichkeit gibt, sowohl ihre eigene Vergangenheit als Gegenarrativ wiedererstehen zu lassen als auch Spuren einer durch Kolonialismus und Krieg zerstörten Kultur zu finden. „In questo museo, nelle viscere nascoste,“ resümiert die Erzählerin am Ende des Kapitels, „c'è la memoria che ci renderà completi.“⁷³ (Scego 2023: 230)

Die Erzählerin lässt in ihrem Brief parallel zur Cassandra Christa Wolfs die Erinnerung an das untergegangene Mogadischu wiedererstehen und reflektiert zugleich die traumatischen Folgen des Heimat- und Geschichtsverlustes für die geflüchteten und nun in der Diaspora lebenden Familien. In ihrer Rolle als Tante sieht sie sich als Mittlerin zwischen den Generationen und ist zugleich selbst Opfer des *Jirro*, der sich in einem Niederdruckglaukom manifestiert, das sie mit Blindheit bedroht.⁷⁴ Als „scrittrice nera in Italia“⁷⁵ (Scego 2023: 260) ist sie sich ihres Sonderstatus bewusst und begehrt zugleich gegen eine Festschreibung auf bestimmte Themen auf. In der Cassandra Christa Wolfs findet sie eine weibliche Identifikationsfigur, die die Macht der Erinnerung exemplarisch verkörpert und ihr zugleich als Modell eines Erzählens dient, das nicht linear Geschichte rekonstruiert, sondern in einem assoziativen Modus auftauchenden Erinnerungen sowie den Stimmen der Anderen Raum

71 „einem Kamm, mit dem sich das junge Mädchen durchs Haar fährt.“ (Scego 2024: 257)

72 „Der *Jirro* ist genau das, Soraya. Ein Kamm, den wir nicht zu gebrauchen, zu erschaffen, zu erfinden wissen.“ (Scego 2024: 258)

73 „In den verborgenen Eingeweidn dieses Museums liegt die Erinnerung, die uns vollständig macht.“ (Scego 2024: 259-260)

74 Die Auswirkungen ihrer unheilbaren Krankheit beschreibt sie in dem Kapitel „*Indho. Occhi*“.

75 „schwarze Schriftstellerin in Italien“ (Scego 2024: 295)

gibt und immer wieder zu sich selbst zurückkehrt, um das Erzählte kritisch zu reflektieren. Mit ihrem „lettera iniziata mille volte, mille volte stracciata“⁷⁶ (Scego 2023: 230) schafft sie eine „memoria che si fa carne“⁷⁷ (Scego 2023: 230) für ihre Nichte Soraya und etabliert sich zugleich als „schwarze“ Autorin in der italienischen Literaturszene, die sich einer klaren Zuordnung entzieht.

Das Handwerk des Schreibens

Das Cover der italienischen Ausgabe von *Cassandra a Mogadiscio* zeigt ein Foto, auf dem zwei Frauen, einander zugewandt, gemeinsam an einer Leder-sandale arbeiten, dabei scheint die mit einem Tuch umhüllte „schwarze“ Frau rechts im Bild der blonden „weißen“ Frau das Handwerk der Sandalenherstellung zu erklären.⁷⁸ Igiaba Scego erläutert im Nachwort, dass sie diese Fotografie gemeinsam mit ihrem Bruder entdeckt hat, als sie mit der Arbeit an *Cassandra a Mogadiscio* begann. Bei der schwarzen Frau handelt es sich um ihre *Hooyo* während einer Italienreise. Scego vermutet, dass sie einer Ange-stellten auf einer Mailänder Fachmesse die „Kunst der Sandalenherstellung“ zeigt.

Quel gesto delle mani femminili, di trapassare con l'ago un tessuto e unire lembi per creare una nuova bellezza, quel modo di prestare attenzione al *recto* che deve essere impeccabile mentre sul *verso* i fili si aggrovigliano o si stringono in piccoli solidissimi nodi, mi sembra racchiudere meravigliosamente il senso della scrittura e della mia in particolare.⁷⁹ (Scego 2023: 362)

Der Text als Gewebe ist eine Vorstellung, die bereits in der Frühen Neuzeit für die Praxis des Dichtens verwendet wurde (vgl. dazu Panagl 2017). Im Post-strukturalismus radikalisiert Roland Barthes die Gewebemetapher, indem er den prozesshaften Charakter der Textproduktion als permanentes (Ver)Flech-ten von Bedeutungsebenen unterstreicht, die sich nicht nur im Schreiben, son-dern auch im Lesen aktualisieren. Demnach sind Texte keine fertigen, abge-schlossenen Produkte, sondern verändern sich permanent durch wechselseitige Austauschprozesse. Igiaba Scego versteht ihr Schreiben als Verflechtung

76 „tausendmal begonnene[n], tausendmal zerrissene[n] Brief“ (Scego 2024: 260)

77 „fleischwerdende Erinnerung“ (Scego 2024: 260)

78 In der deutschen Übersetzung findet sich dieses Foto dem letzten Kapitel „Autobiographie in Bewegung“ vorangestellt.

79 „Diese Geste der weiblichen Hände, die einen Stoff durchstechen und Teile verbinden, um neue Schönheit zu erschaffen, der achtsame Blick auf die Vorderseite, die makellos sein muss, während sich auf der Rückseite die Fäden verschlingen und zu kleinen strammen Knoten zusammenschnüren, scheint mir auf wunderbare Weise den Sinn des Schreibens, meines Schreibens einzufangen.“ (Scego 2024: 408)

unterschiedlicher Gewebestränge. Neben den Fäden der historischen Epochen (Kolonialismus, Trauma der Diktatur und der Bürgerkrieg) greift sie auf das biografische Material ihrer Familie zurück, das sie in den Interviews mit ihrer Mutter und den Gesprächen mit Familienmitgliedern erschließt. „Così ho capito che l'autobiografia è affascinante per il suo costruirsi in costante movimento.“⁸⁰ (Scego 2023: 363) Mit ihrer „autobiografia in movimento“ („Autobiographie in Bewegung“) betont Scego den Prozesscharakter ihres Schreibens und den sich stetig ändernden Blick auf die Vergangenheit. Die fünfzehn Kapitel in *Cassandra a Mogadiscio* umkreisen zentrale Themen wie Trauma, Krieg, Muttersprache, Erinnerung und Vergessen, greifen bereits Erzähltes auf, wiederholen und erweitern Gesagtes, verlieren aber nie den roten Faden aus dem Blick: die Nichte Soraya durch das Erzählen der Familiengeschichte vor der destruktiven Macht des *Jirro* zu schützen und sie zu befähigen, die Familiengeschichte weiterzugeben. Das Italienische bildet in diesem Zusammenhang das Instrument der Vermittlung und fungiert zugleich als „Herzessprache“ zwischen Großmutter und Enkelin.

Das Foto auf dem Cover von *Cassandra a Mogadiscio* taucht bereits am Ende des Kapitels „*Sawir. Fotografia*“ auf, als die Tante mit ihrer Nichte über Messenger spricht und sie auffordert, ihre Kapuze abzunehmen und ihre Haare zu zeigen. In dem Blick der Nichte erkennt die Tante ihre Mutter wieder: „Vedendo te [...] mi immagino lei, la mia *hooyo*, da giovanissima.“⁸¹ (Scego 2023: 367) Im nächsten Abschnitt erwähnt die Erzählerin das einzige Foto, das sie von ihrer Mutter als junges Mädchen besitzt. Ihr Bruder Abdul hat es auf einer Internetseite gefunden. Es handelt sich um eine Aufnahme im Rahmen der Mailänder Fachmesse 1956, an der die Mutter Igiaba Scegos mit einer somalischen Delegation teilgenommen hat. Die Mutter selbst erkennt sich in diesem Foto jedoch nicht wieder und fragt ihre Kinder erstaunt: „‘Siete sicuri che sono io?’“⁸² (Scego 2023: 367) Die Reaktion der Tochter lautet: „‘No, *hooyo*, non sono sicura che sei tu.’“ Und gleich darauf: „‘Sì, sei tu, nessun dubbio.’“⁸³ (Scego 2023: 367) Auch die Erzählerin unterstreicht im nächsten Absatz ihren unbedingten Glauben an die Authentizität dieses Fotos, das gleichsam als Beweis für die erste Italienreise fungiert, von der die Mutter ihr erzählt hat. Am Ende des Kapitels befreit sich die Tante und Erzählerin jedoch von dem inneren Druck der Überprüfbarkeit des Erzählten und gelangt zur Erkenntnis, dass

80 „Ich begriff, dass die Autobiographie spannend ist, weil sie in ständiger Bewegung entsteht.“ (Scego 2024: 410)

81 „Wenn ich dich sehe, [...] stelle ich mir meine *Hooyo* als blutjunges Mädchen vor.“ (Scego 2024: 244)

82 „‘Seid ihr euch sicher, dass ich das bin?’“ (Scego 2024: 246)

83 „‘Nein, *Hooyo*, ich bin mir nicht sicher, dass du das bist.’ [...] ‚Doch, das bist Du, kein Zweifel.’“ (Scego 2024: 246)

„la vera foto della tua *ayeyo*, della mia *hooyo*, da giovanissima sei tu.“⁸⁴ (Scego 2023: 367)

Im Sprechen mit der Nichte ebenso wie in der schriftlichen Vergegenwärtigung löst sich die Tante und Erzählerin von den Konventionen biografischen Erzählens, das auf Fotos, Dokumente und anderes Material zurückgreift, um die Adressat:innen von der Wahrheit des Erzählten zu überzeugen. Wie sie in dem Kapitel „*Af Hooyo*. Muttersprache“ dargelegt hat, existieren im Fall Somalias keine Archive mehr, da sie im Krieg zerstört worden sind. So greift Igiaba Scego auf *oral history* als Quelle ihrer Familiengeschichte zurück und schafft eigene Bilder, die die offizielle Geschichtsschreibung bewusst unterlaufen und mit den Zeugnissen der Familie in der Diaspora überschreiben. Die Tante und Erzählerin stellt für die Nichte ein Archiv genealogischen Wissens zusammen, das von der Geschichte des Untergangs Mogadischus bis zur Pflege des Afros reicht. Sie entwickelt in ihrem Brief ein Narrativ der Resilienz, das die junge Generation befähigt, sich gegen rassistische Ausgrenzung zur Wehr zu setzen und das zugleich der Selbstvergewisserung einer erblindenden Autorin dient, die im letzten Kapitel „*Husuus*. Memoria“ die Schönheit des Alphabets als kraftpendende Erinnerung beschwört, die bleibt, auch wenn das Augenlicht schwindet. Ob es Igiaba Scego gelingt, sich mit ihren Romanen in den Kanon der italienischen Literatur einzuschreiben, bleibt abzuwarten. Auch wenn *La mia casa è dove sono* Schullektüre geworden ist, akzentuieren die zahlreichen hinzugefügten didaktischen Paratexte und Begriffserläuterungen im Fließtext die Alterität der Autorin und nicht ihre Zugehörigkeit zur italienischen Gesellschaft und Kultur. Die Verflechtung zwischen Familiengeschichte und Kolonialismus, die Scego in ihren Texten aufdeckt, prägt auch den italienischen Literaturbetrieb, in dem bis heute die Wertemaßstäbe der ehemaligen Kolonialmacht über Inklusion und Exklusion in die Reihe der unvergänglichen Werke der Nationalliteratur entscheiden.⁸⁵

Literatur

- Ali, Ashna (2020): Acitivist by Default: An Interview with Igiaba Scego. In: Minnesota Revue 94, S. 157-166.
- Baldwin, James (1962): My Dungeon Shook: A letter to My Nephew. In: The Progressive 26, 12, 1. Dezember, S. 19f.

84 „das eigentliche Foto deiner *Ayeyo*, meiner *Hooyo*, als blutjunges Mädchen Du [= die Nichte Soraya] bist.“ (Scego 2024: 246)

85 Ich danke Anja Tippner für den Hinweis, am Ende des Artikels nochmals den Bogen zum Anfang zu spannen, und ihre kritische Anmerkung zur Fortwirkung des kolonialen Blicks auf Literatur in Italien.

- Bianchi, Rino/Scego, Igiaba (2023): *Roma negata. Percorsi postcoloniali nella città*. 3. Aufl. Rom: Futura Editrice.
- Bond, Emma (2022): *Black Lives in Italia: gli archivi fra memoria e ricostruzione artistica*. In: Comberiati, Daniele/Mengozzi, Chiara (Hrsg.): *Storie condivise nell'Italia contemporanea. Narrazioni e performance transculturali*. Roma: Carocci, S. 151-173.
- Coates, Ta-Nehisi (2015): *Between the World and Me*. New York: Spiegel & Grau.
- Kuhn, Barbara (2019): ‚La nostra casa la portiamo con noi‘: Zum Widerstreit von Diaspora und Heterotopie in *Madre piccola* von Cristina Ali Farah und *La mia casa è dove sono* von Igiaba Scego. In: *Italienisch* 81, S. 51-81.
- Kulessa, Rotraud von/Schwarze, Sabine/Rebaudengo, Maurizio/Baggio, Serenella/Biasiolo, Monia/Fänger, Vera/Gröne, Maximilian (2023): Interview mit Igiaba Scego. In: Borst, Julia/Neu-Wendel, Stephanie/Tauchitz, Juliane (Hrsg.): *Women Perspectives on (Post)Migration*. Baden-Baden: Olms, S. 253-278. DOI: <http://doi.org/10.5771/9783487423555> [Zugriff: 06.07.2025].
- Panagl, Oswald (2017): Der Text als Gewebe: Lexikalische Studien im Sinnbezirk zwischen Webstuhl und Kleid. In: Gaspa, Salvatore/Michel, Cécile/Nosch, Marie-Louise (Hrsg.): *Textile Terminologies from the Orient to the Mediterranean and Europe, 1000 BC to 1000 AD*. Lincoln, NE: Zea Boos, S. 413-420. DOI: <https://doi.org/10.13014/K24X55Z4>. [Zugriff: 06.07.2025].
- Parati, Graziella (2017): *Migrant writers and Urban Sprache in Italy. Proximities and Affect in Literature and Film*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Paynter, Eleanor (2017): The Spaces of Citizenship: Mapping Personal and Colonial Histories in Contemporary Italy in Igiaba Scego's *La mia casa è dove sono* (My Home is Where I Am). In: *European Journal of Life Writing* VI, S. 135-153.
- Reichardt, Dagmar (2019): Intellektuelle Inkarnation der ‚Neuen Italienerin‘: Igiaba Scego. <https://www.kultur-port.de/index.php/blog/literatur/15795-intellektuelle-inkarnation-der-neuen-italienerin-igiaba-scego-.html>. [Zugriff: 06.07.2025].
- Romeo, Caterina (2014): Evaporazioni. Costruzioni di razza e nerezza nella letteratura postcoloniale afroitaliana. In: Lombardi-Diop, Cristina/Romeo, Caterina (Hrsg.): *L'Italia postcoloniale*. 5. Aufl. Mailand: Mondadori, S. 207-222.
- Scego, Igiaba (2005): Dismatria. In: Capitani, Flavia/Coen, Emmanuele (Hrsg.): *Pecore nere. Racconti*. 13. Aufl. Bari-Rom: Laterza, S. 5-21.
- Scego, Igiaba (2015): Siamo ancora pecore nere. In: *Internazionale*. <https://internazionale.it/11mt> [Zugriff: 15.06.2025].
- Scego, Igiaba (2017): *La mia casa è dove sono*. 2. Aufl. Turin: Loescher Editore.

- Scego, Igiaba (2020a): *La linea del colore*. 6. Aufl. Mailand: Bompiani.
- Scego, Igiaba (2020b): *Vite di scarto. Razzismo e passato coloniale*. In: Fondazione Giangiacomo Feltrinelli (Hrsg.): *Politica della violenza. Per un anti-fascismo al passo coi tempi: note su razzismo, sessismo e crisi dello Stato-nazione*. Milano: Fondazione Giangiacomo Feltrinelli, S. 55-82.
- Scego, Igiaba (2023): *Cassandra a Mogadiscio*. Mailand: Bompiani.
- Scego, Igiaba (2024): *Kassandra in Mogadischu*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Schmidt-Lauber, Brigitta/Zechner, Ingo (2018): Mapping. Begriff und Verfahren. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 12, 1, S. 11-17. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/13876> [Zugriff: 06.07.2025].
- Seccia, Maria Cristina (2018): Reconstructing the Maternal. Transmission of Memory, Cultural Translation and Transnational Identity in Igiaba Scego's *La mia casa è dove sono*. In: Sambuco, Patrizia (Hrsg.): *Transmissions of Memory. Echoes, Traumas, and Nostalgia in Post-World War II Italian Culture*. Lanham/London: Fairleigh Dickinson University Press, S. 55-69.
- Stielike, Laura (2023): Diaspora. In: Bartels, Inken/Löhr, Isabella/Reinecke, Christiane/Schäfer, Philipp/Stielike, Laura (Hrsg.): *Umkämpfte Begriffe der Migration. Ein Inventar*. Bielefeld: transcript, S. 91-106.
- Vollmer, Anna (2024): Die römische Afropäerin. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buchmesse/italien-auf-der-frankfurter-buchmesse-es-gibt-auch-regierungskritische-stimmen-110044322.html> [Zugriff: 15.06.2024].
- Wolf, Christa (1983): *Kassandra. Erzählung*. 9. Aufl. Darmstadt: Luchterhand.

Gendering Knowledge – Digitizing Gender. Wissenskonstitution und Erkenntnisgewinn digitaler Analysen der Kategorie Gender in der Literatur

Julia Nantke und Marie Flüh, Institut für Germanistik, Universität Hamburg

1 Digital Humanities und Genderforschung

Die „wechselseitige Abhängigkeit und Bedingtheit von Gender und Wissen“, welche den thematischen Nukleus dieses Bandes bildet, muss im Hinblick auf die in diesem Beitrag eingenommene Perspektive um eine Dimension erweitert werden. Denn auch die Digital Humanities bezeichnen ein Fach sowie ein damit verbundenes Methodenspektrum, welches sich durch spezifische – nämlich spezifisch digitale – Formen der Konstitution und Re-Konstruktion geisteswissenschaftlicher Wissensbestände auszeichnet.

Ähnlich wie dies für die Genderforschung veranschlagt werden kann, besteht also für die Digital Humanities ebenfalls eine wechselseitige Abhängigkeit und Bedingtheit – in diesem Fall von der Nutzung computationeller Verfahren und Wissensgenerierung –, die sich wiederum auf die Umgangsformen mit genderbezogenen Fragestellungen auswirken.

Angesichts dieser doppelten Interdependenz möchte der Beitrag zweierlei leisten: Zum einen möchten wir einen Beitrag zur Untersuchung der Kategorie Gender sowie der Gestaltung von Geschlechterbeziehungen in der Literatur aus digital-literaturwissenschaftlicher Sicht leisten. Dabei streben wir aber gleichzeitig eine grundlegende Einführung und Reflexion der von uns angewendeten Methoden der Digital Humanities (DH) an, um die doppelte Wissenskonstitution – Gendering Knowledge *und* Digitizing Gender – nachvollziehbar zu machen, die sich bei einer Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Gender‘ aus DH-Perspektive vollzieht.

Im Hinblick auf die Methoden geht es um für die DH insgesamt relevante Arbeitsschritte bei der Vorbereitung und Durchführung digitaler Analysen: die Operationalisierung von Forschungsfragen sowie Korpusbildung als vorbereitende Schritte sowie Verfahren des maschinellen Lernens und der Ergebnisvisualisierung als spezifisch digitale Analyseschritte. Insbesondere die vorbereitenden Schritte der Operationalisierung und der Korpusbildung sind für analoge Analysen gleichermaßen relevant, gestalten sich aber im Rahmen

einer digitalen ‚Wissensordnung‘ auf spezifische Art und Weise. Denn die DH zeichnen sich stärker als die ‚klassischen‘ Geisteswissenschaften durch eine Verschränkung von Praktiken und damit verbundenen Werkzeugen sowie Methoden und einer damit verbundenen Heuristik aus (vgl. Thaller 2017: 13-15).

In unseren Analysen möchten wir zeigen, wie digitale Verfahren zu neuen Herangehensweisen und damit potenziell auch zu neuen Erkenntnissen im Hinblick auf Fragen des Autor:innengender (1), insbesondere aber auch im Hinblick auf die literarische Gestaltung von Genderaspekten (2) beitragen können.

2 Digital Humanities als Fach und Wissensordnung

Die Definitionsansätze der Digital Humanities sowie die jene begleitenden Debatten sind so alt wie das Fach selbst.¹ Dies ist nicht zuletzt auf die bereits angesprochene Dynamik zwischen Werkzeugkasten und Methodenspektrum zurückzuführen. International wurden an vielen Universitäten in den vergangenen 15 Jahren zudem Tatsachen in Form von DH-Professuren, Studiengängen und -servicecentern geschaffen. Spätestens die Einführung und ubiquitäre Nutzung von GPT-Modellen in Form Nutzenden-freundlicher Chatbots wie ChatGPT hat auch jenseits der engeren DH-Community die Relevanz der Nutzung und insbesondere auch der Reflexion der Bedingungen digitaler Methoden für die Geisteswissenschaften deutlich werden lassen.

Von den aktuellen Debatten um die Nutzung generativer KI (gKI) im Hochschulkontext lässt sich eine direkte Verbindung zu den in den DH bereits seit längerem genutzten Methoden des maschinellen Lernens ziehen. Diese Verfahren wurden ursprünglich meist in der Informatik, der Computerlinguistik oder der Soziologie entwickelt und werden in den digital arbeitenden Geisteswissenschaften in teilweise modifizierter Form für die Analyse und Editorik genutzt.

Bereits die Benennung ‚Digital Humanities‘ verdeutlicht, dass es sich bei den DH um ein konstitutiv interdisziplinäres Feld handelt, an dem alle ‚Humanities‘, also alle Geisteswissenschaften (potenziell) beteiligt sind. Zusätzlich bedingt die mit der Digitalität einhergehende Technisierung der Geisteswissenschaften, dass auch technische Fächer wie die Informatik, aber auch die Bibliothekswissenschaften Teil dieses interdisziplinären Verbunds sind.² Die zentrale Grundlage für die interdisziplinäre Ausrichtung der DH besteht darin, dass alle digital arbeitenden Geisteswissenschaften Daten auswerten, d.h., Texte, Bilder, Noten als genuine Untersuchungsgegenstände der unterschied-

1 Einen – selbst bereits nahezu historischen – Einblick in die Debatten der 2010er Jahre bietet Gold 2012.

2 Vgl. dazu das Sphärenmodell der DH in Sahle 2015.

lichen geisteswissenschaftlichen Disziplinen werden in den DH als Daten behandelt bzw. überhaupt erst einmal ‚verdatet‘. Konkretisiert für den Fall der Literaturwissenschaften bedeutet eine Verdatung der Literatur eine Perspektivverschiebung und teilweise einen relativ krassen Bruch mit tradierten hermeneutischen Herangehensweisen. Literarische Werke – überliefert in Manuskripten, abgedruckt in Büchern – werden traditionell als geschlossene künstlerische Einheiten aufgefasst, die in ihrer vielschichtigen Gesamtbedeutung zu untersuchen und zu interpretieren sind, wobei zumindest in der seit dem 19. Jahrhundert einflussreichen Vorstellung des hermeneutischen Zirkels das Verstehen des Werks als Ganzes und das Verstehen seiner einzelnen Teile in einer konzeptuellen Wechselbeziehung stehen. Daten sind hingegen diskrete Einheiten, die messbar, quantifizierbar und deshalb vermeintlich objektiv sind. James Dobson betont daher zu Recht, dass eine Datifizierung mehr bedeutet als die reine Digitalisierung

because it names the process of converting text into strings that can be indexed and searched, objects that permit an endless stream of textual analysis. [...] Datafied texts are always already data. These texts have been imagined as data before they have even been loaded and read by any computational method. (Dobson 2019: 18)

Der zentrale Grund für diese Datifizierung besteht in der Notwendigkeit der Maschinenlesbarkeit der Texte, welche die Ausgangsbedingung jeglicher Methoden der DH darstellt und es mit sich bringt, dass Texte von vornherein auf ihre Quantifizierbarkeit hin betrachtet werden.

Die konzeptuelle Begründung dieser Vorgehensweise in den Literaturwissenschaften haben seit Beginn der 2000er Jahre die beiden amerikanischen Literaturwissenschaftler Franco Moretti und Matthew Jockers unter dem Schlagwort des ‚Distant Reading‘ geliefert – und damit gleichzeitig nicht wenig zur polemischen Positionierung der DH in Opposition zu den Methoden der tradierten Geisteswissenschaften beigetragen, die seither in den DH in Opposition zum Distant Reading teilweise unter dem Konzept des Close Readings zusammengefasst werden, welches zuvor ein deutlich engeres, v.a. anglo-amerikanisch geprägtes Konzept darstellte. In einem seiner ersten Beiträge zu diesem Thema definiert Moretti ‚Distant Reading‘ als zentralen Baustein einer neuen Wissensordnung, die anstelle des traditionell im Zentrum stehenden singulären Textes „allows you to focus on units that are much smaller or much larger than the text: devices, themes, tropes – or genres and systems“ (Moretti 2000: 57). Seine Überlegungen verknüpft er dabei unmittelbar mit einer Revision des von Goethe geprägten Begriffs der Weltliteratur sowie der damit verbundenen Kanonisierung weniger zentraler Werke:

[I]f you want to look beyond the canon (and of course, world literature will do so: it would be absurd if it didn't!) close reading will not do it. It's not designed to do it, it's designed to do the opposite. At bottom, it's a theological exercise – very solemn treatment of very few texts taken very seriously – whereas what we really need is a little pact with the devil: we know how to read texts, now let's learn how not to read them. (Moretti 2000: 57)

An dieser Stelle setzt auch Jockers an, der in seiner Studie *Macroanalysis* den Innovationsanspruch der neuen Wissensordnung noch deutlicher als Moretti mit einer Kritik tradierter Arbeitsweisen verschränkt:

[M]assive digital corpora offer us unprecedented access to the literary record and invite, even demand, a new type of evidence gathering and meaning making. The literary scholar of the twenty-first century can no longer be content with anecdotal evidence, with random ‚things‘ gathered from a few, even ‚representative‘ texts. [...] [T]he sheer quantity of available data makes the traditional practice of close reading untenable as an exhaustive or definitive method of evidence gathering. (Jockers 2013: 8f.)

Mit dieser neuen, Daten-basierten Wissensordnung einher geht eine Vorstellung von Objektivität und empirischer Belegbarkeit literaturwissenschaftlicher Erkenntnisse, die Jockers der ‚anekdotischen Beweisführung‘ der tradierten Literaturwissenschaft gegenüberstellt.

Diese tendenziell naiv-realistische Perspektive sorgte nicht nur unter tradierten Geisteswissenschaftler:innen für einen Aufschrei, sondern wurde auch innerhalb der DH schnell kritisch hinterfragt. Die Umwandlung von Werken und Texten in Daten sowie deren Auswertung mittels maschineller, häufig statistischer Verfahren funktionieren nicht ohne eine genaue Auseinandersetzung damit, was eine solche Verdattung für die Gegenstände und das literaturwissenschaftliche Erkenntnisinteresse bedeutet. Denn Daten sind stets aktiv gesammelt, sind, wie Johanna Drucker mit Seitenblick auf die Science Studies betont, als „capta“ anzusehen:

Differences in the etymological roots of the terms data and capta make the distinction between constructivist and realist approaches clear. Capta is ‘taken’ actively while data is assumed to be a ‘given’ able to be recorded and observed. From this distinction, a world of differences arises. Humanistic inquiry acknowledges the situated, partial, and constitutive character of knowledge production, the recognition that knowledge is constructed, taken, not simply given as a natural representation of pre-existing fact. (Drucker 2011)

Die Reflexion der bei einer Datifizierung vollzogenen interpretativen Schritte der aktiven Wissensproduktion sind mittlerweile etablierter Bestandteil der Nutzung digitaler Methoden. Dies wirkt sich ebenfalls auf die beiden zentralen vorbereitenden Schritte aus, die einer digitalen Analyse in den digitalen Literaturwissenschaften gemeinhin vorangehen: die Operationalisierung sowie die Korpusbildung.

3 Operationalisierung

Ganz im Sinne einer reflektierten Perspektive auf den Prozess der digitalen Datifizierung ist der Arbeitsschritt der Operationalisierung aufzufassen, den Moretti 2013 – geläutert – als „absolutely central“ für den Bereich der DH

definierte: „Operationalizing means building a bridge from concepts to measurement, and then to the world. In our case: from the concepts of literary theory, through some form of quantification, to literary texts.“ (Moretti 2013: 1) Jenseits des naiven Realismus einer rein datengetriebenen Objektivierung rücken abstrakte Theoriekonzepte ebenso wie die Regeln der Quantifizierung als epistemische ‚Filter‘ in den Fokus digitaler Reflexion, indem hervorgehoben wird, wie sich bestimmte literaturwissenschaftliche Vorstellungen sowie die Funktionsweise von Algorithmen und digitalen Werkzeugen auf die Produktion von Ergebnisdaten digitaler Analysen auswirken. An Moretti anknüpfend definieren auch Pichler und Reiter Operationalisierung als „Kernaufgabe bei der Übertragung von Begriffen aus den traditionellen, d.h. nicht-computergestützt verfahrenen Literaturwissenschaften in die digitalen Geisteswissenschaften“ (Pichler/Reiter 2021: 4) und konkretisieren den Terminus dahingehend, dass es um Verfahren gehe, „die einen Begriff über potentiell mehrere Teilschritte oder -begriffe explizit und regelgeleitet auf Textoberflächenphänomene zurückführen“ (ebd.). Dieser Schritt der Verankerung auf der Textoberfläche ist notwendig für die Anwendung der im Rahmen von DH-Analysen zentralen Verfahren manueller oder automatisiert-maschinelles Annotation (vgl. Nantke/Schlupkoth 2020).

Wie eine solche Operationalisierung im Sinne einer Rückführung auf die Textoberfläche aussehen kann bzw. welche interpretativen Entscheidungen dabei notwendig werden, soll ein kurzes Beispiel erläutern:

Da <w>Juliane</w> gut zu Pferde saß, und oft in Männertracht ausritt, so war <w>sie</w> ihrer nicht ungewohnt, <w>sie</w> ging so leicht und ungezwungen daher, als hätte <w>sie</w> nie eine andere Kleidung getragen, und auch so als <m>Knabe</m> sah <w>sie</w> wunderschön aus

Abbildung 1: Annotationsbeispiel weibliche und männliche Genderrollen in Dorothea Schlegels *Florentin* (1801)

In diesem kurzen Ausschnitt aus Dorothea Schlegels 1801 erstveröffentlichtem Roman *Florentin* wurden die Kategorien ‚männlich‘ (<m>) und ‚weiblich‘ (<w>) auf der Textoberfläche annotiert. Die Notwendigkeit, das Konzept als ‚Oberflächenphänomen‘ zu modellieren führt dazu, dass das komplexe, von theoretischen Vorannahmen abhängige Konzept ‚Gender‘ auf explizite und eindeutig verortbare Textelemente wie Figurennamen, Pronomen und Rollen

zurückgeführt werden muss. Während diese Praxis der Operationalisierung einerseits dabei helfen kann, die jeweils relevanten Phänomene zu konkretisieren, führt sie andererseits auch zu Reduktionen. So lässt sich bereits für das gegebene, eher einfache Beispiel zu Recht fragen, ob der für einen Menschen recht einfach zu erklärende Umstand, dass hier eine Frau als „Knabe“ bezeichnet wird, weil sie in Männerkleidung auftritt, in der widersprüchlichen Annotation dieser Textstelle hinreichend aufgefangen ist.

Eine weitere ganz grundsätzliche Herausforderung im Umgang mit historischen Texten wie diesem von Dorothea Schlegel, die allerdings nicht nur für digitale Verfahren zu veranschlagen ist, besteht darin, die Kategorie ‚Gender‘ jenseits der Binäropposition männlich/weiblich zu modellieren. Auf diese letzte Herausforderung kommen wir gegen Ende dieses Beitrags zurück.

4 Korpusbildung: Perspektiverweiterungen jenseits des Kanons

Wie oben bereits anhand der Aussagen von Moretti und Jockers dargestellt, bildet die Überschreitung der üblicherweise für eine:n menschliche:n Wissenschaftler:in im Rahmen einer Analyse bewältigbaren Lektüremengen einen zentralen Ausgangspunkt für den Einsatz quantitativer Verfahren in den Digital Humanities. Verfahren der maschinellen Verarbeitung werden eingesetzt, um einen breiteren Blick auf die Literaturproduktion jenseits der kanonisierten Höhenkammliteratur zu gewinnen. Diese angestrebte und in vielen DH-Studien praktizierte Erweiterung kann allerdings keinesfalls einfach all das umfassen, was Margaret Cohen (Morettis zentrale Referenz in dieser Angelegenheit) als „the great unread“ bezeichnet hat (Cohen 1999: 23). Sie bedingt vielmehr eine aktive und reflektierte Zusammenstellung des Textkorpus als Basis für die Untersuchung. Diese Korpusbildung ist neben der Operationalisierung der Forschungsfrage(n) der zweite entscheidende Arbeitsschritt bei der Vorbereitung einer digitalen Analyse. Die Auswahl der Untersuchungsgegenstände ist selbstverständlich für jede geisteswissenschaftliche Untersuchung relevant, unabhängig davon, mit welchen Methoden sie durchgeführt wird. Eine Zusammenstellung von mehreren 100 bis mehreren 1.000 Texten bedingt allerdings andere Begründungsmechanismen. Faktoren wie übereinstimmende Autor:innenschaft oder thematische Ähnlichkeit verlieren dabei an Relevanz. Gleichzeitig erweist sich die Korpusbildung neben Aspekten des wissenschaftlichen Interesses und des Anspruchs auf Erweiterung der literaturwissenschaftlichen Perspektive auch von pragmatischen Erwägungen abhängig. In dieser Gemengelage lassen sich mit Schöch (2017) je nach Forschungsfrage unterschiedliche Strategien zur Auswahl von Texten für ein Textkorpus definieren,

die man den drei Kategorien ‚repräsentative Stichprobe‘, ‚balancierte Sammlung‘ und ‚opportunistische Auswahl‘ zuordnen kann.

Insbesondere bei repräsentativer Stichprobe oder opportunistischer Auswahl besteht im Hinblick auf die Kategorie ‚Gender‘ aber grundsätzlich ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen dem literaturhistorischen Kanon und unserer aktuellen Perspektive, die auf ein Gender-Gleichgewicht abzielt. Orientiert sich die Auswahl maßgeblich an den literaturhistorisch als relevant eingestuften Werken (repräsentative Stichprobe) oder gar daran, welche Werke leicht in digitaler Form verfügbar sind (opportunistische Auswahl), besteht die Gefahr, dass historische Biases im Hinblick auf das Geschlecht und die Herkunft der Autor:innen auch in den digitalen Analysen reproduziert werden (vgl. Bode 2020). Bei einer balancierten Sammlung lässt sich diesen Biases bewusst entgegenwirken, indem bspw. ein Korpus zusammengestellt wird, das in gleichem Umfang Werke von weiblichen und männlichen Autor:innen enthält. Dies ruft allerdings potenziell ein anderes Spannungsverhältnis hervor. So entspricht etwa ein ausgewogenes Verhältnis von Texten männlicher und weiblicher Autor:innen des 19. Jahrhunderts weder im Hinblick auf Publikationszahlen noch hinsichtlich der tatsächlich rezipierten Literatur der historischen Realität dieser Zeit.

Begründen lässt sich dieses Spannungsverhältnis – weit über den Bereich der Literatur hinaus – mit dem Gender Data Gap (vgl. Criado-Perez 2020). Mit diesem Begriff ist der Umstand benannt, dass Frauen in Datenerhebungen generell häufig unterrepräsentiert sind, wodurch in Forschungsprozessen und -ergebnissen blinde Flecken entstehen. Als problematisch wird dies nachvollziehbarerweise v.a. im Bereich der Medizin diskutiert. Aber auch in der Auseinandersetzung mit Literatur lässt sich dieser Gender Data Gap in weiter historischer Perspektive betrachten und bis ins 21. Jahrhundert verfolgen. Als ein verhältnismäßig aktuelles Beispiel für die Wirkmächtigkeit des Gender Data Gap und für die Mechanismen, diesen aufrechtzuerhalten, kann Marcel Reich-Ranickis Anfang der 2000er Jahre publizierter, fünfbändiger *Kanon lesenswerter deutschsprachiger Werke* gelten. So werden bspw. in Band 2 Erzählungen Texte von 81 männlichen, aber nur von 9 weiblichen Autor:innen als ‚lesenswert‘ aufgenommen. Der Ausschluss und die Unterrepräsentanz von Frauen im Kanon, die im Rahmen der kritischen Kanon-Debatte der 1970er systematisch herausgearbeitet wurden (Russ 1983; Heydebrand/Winko 1995; Rippl/Straub 2013), zeigen sich also bis heute. Als mindestens ebenso relevant für die gesamtgesellschaftliche Kanon-Bildung lässt sich anführen, dass Abiturthemen im Fach Deutsch lange, teilweise bis heute, nahezu ausschließlich auf Werke männlicher Autoren bezogen sind (vgl. Dimitrakopoulos 2021; Rippl/Straub 2013). Die Erweiterung des tradierten Kanons durch die Aufnahme von Autorinnen in schulischen Curricula und auch Literaturgeschichten (Rippl/Straub 2013: 115) scheint zumindest im Hinblick auf den Kanonisierungsakteur Schule eher schleppend voranzugehen. Als positives Zeichen lässt

sich allerdings interpretieren, dass die ZEIT-Bibliothek der Weltliteratur 2024 mit 38 Autorinnen von insgesamt 100 schon deutlich ausgeglichener ausfällt (vgl. dazu Herz/Rieger in diesem Band).

Überlegungen innerhalb der DH, diesem historisch gewachsenen Bias entgegenzuwirken, umfassen drei aufeinander aufbauende und sich wechselseitig nicht ausschließende Schritte. Diese bestehen darin 1., den Gap zunächst einmal sichtbar zu machen, 2. balancierte Korpora zu erstellen und/oder marginalisierte oder in Vergessenheit geratene Literatur explizit bei der Korpusbildung zu berücksichtigen und/oder 3. die Kategorie ‚Geschlecht‘ bewusst und explizit als Analysekategorie zu modellieren (vgl. Jahnke et al. 2024). Eine grundlegende Herausforderung bleibt allerdings, dass es bei der Frage der Geschlechtergerechtigkeit nicht nur um die Stärkung der Sichtbarkeit von Frauen geht, sondern allgemein um Diversität und damit auch um andere unterrepräsentierte Gruppen. Im Hinblick auf letztere ist die Herausforderung in historischer Dimension allerdings noch deutlich größer, weil Kategorien wie ‚divers‘ oder ‚non-binär‘ in Texten verortet werden müssen, die in Zeiten produziert und publiziert wurden, in denen kein oder ein deutlich von unserem heutigen unterschiedenes Bewusstsein für diese Kategorien bestand bzw. in denen die Entstehung eines solchen Bewusstseins explizit verhindert wurde. Dennoch lassen sich auch historische Texte mit diversen, nicht-binären Genderrollen auffinden, bspw. in Balzacs *Sarrasin* (1830), George Sands *Gabriel* (1839) oder Stefan Zweigs *Verwirrung der Gefühle* (1927).

Gerade der Bedarf an möglichst großen Textsammlungen, der sich aus dem methodologischen Vorgehen der Digital Humanities ergibt, erschwert aber den Bezug auf solche Einzeltextphänomene. Auf der Basis dieser Reflexionen geht es uns im Folgenden darum zu zeigen, welche Möglichkeiten mithilfe digitaler Ansätze dennoch bestehen, Fragen von Autor:innengender und Figurengender in historischen Korpora des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu untersuchen.

5 Genderforschung in den Digital Humanities

Zentrale Forschungsschwerpunkte der computationellen Literaturwissenschaft hinsichtlich der Kategorie Gender sind stilometrische Analysen im Hinblick auf das Autor:innengender (Rybicki 2015; Koolen 2018), Gender und Geschlechterrepräsentation in literarischen Texten (Underwood et al. 2018; Piper 2018) und Ansätze, die – wie bereits anhand der Überlegungen zum Gender Data Gap angedeutet – unter dem Schlagwort *Data Feminism* in Daten eingebettete Machtstrukturen und (Gender-)Ungleichheiten aufdecken und kritisch hinterfragen (Mandell 2019; D’Ignazio/Klein 2023). Wir konzentrieren uns im Folgenden auf die ersten beiden Perspektiven, indem wir in einem ersten Schritt die Frage des Autor:innengender in den Blick nehmen und uns im

zweiten Schritt auf die inhaltliche Ausgestaltung von Genderrollen konzentrieren. In beiden, insbesondere aber im zweiten Schritt wird allerdings ebenfalls eine mögliche Korrelation von Autor:innenschaft und Inhalt einbezogen.

5.1 Wer schreibt wie? Eine digitale Perspektive auf Autor:innenschaft und Stil um 1800

Die Kategorie des Autor:innenstils ist traditionell stark mit dem Merkmal der Kanonizität verknüpft. Ein eigener Autor:innenstil wird gemeinhin v.a. im Hinblick auf hochgradig kanonisierte Werke literarischer ‚Leuchttürme‘ attestiert – und diese sind vorrangig männlich. So ist bildungssprachlich gerne vom ‚kafkaesken‘, ‚hoffmannesken‘ oder ‚brechtschen‘ Stil die Rede, eher selten aber vom ‚droste-hülshoffschen‘, ‚huchesken‘ oder ‚wolfschen‘. Harold Blooms gesamte Studie zur Einflussangst (im Original *Anxiety of Influence*, Bloom [1973] 1995), die gleichzeitig eine umfassende „Theorie der Dichtung“ sein möchte (so der Untertitel), bezieht sich ausschließlich auf männliche Autoren, deren gleichzeitige Nachahmung und (bewusste) Fehllektüre ihrer ebenfalls männlichen Vorläufer. Sandra M. Gilbert und Susan Gubar haben für weibliche Autor:innen im kritischen Kontrast zu Bloom eine Angst vor der Autor:innenschaft beschrieben (*Anxiety of Authorship*), die sich aus ihrer historisch deutlich verschiedenen Position im Literaturbetrieb (oder eben gerade außerhalb dessen) ergibt (Gilbert/Gubar [1980] 2020). Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann heben hervor, dass die Entwicklung weiblichen Schreibens deutlich anders verlaufen sei, da diese sich „nicht in einer kontinuierlichen Abfolge von Schriftstellerinnengenerationen“ vollzogen habe, wie dies für männliche Autoren häufig der Fall sei (Gnüg/Möhrmann 1998: IX). Weibliches Schreiben sei „deutlich stärker durch Brüche und Neuanfänge gekennzeichnet, auch durch die Tatsache, dass es literarische Gruppenbildungen unter den Frauen – bedingt durch den traditionellen Ausschluß der Frau aus der Öffentlichkeit – kaum gegeben hat“ (ebd.).

Schreiben Frauen also, bedingt durch unterschiedliche historische Entwicklungen und gesellschaftliche Prägungen, anders als Männer?

Unser erstes Analysebeispiel bewegt sich historisch in eben jener Periode der sogenannten Genieästhetik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, in der gerade bürgerliche Frauen durch die zunehmende Bildung zwar vermehrt in der Lage waren, zu schreiben, ihnen der Weg in den offiziellen Literaturbetrieb aber nur schwer zugänglich war. Während sich schreibende Männer ab 1800 am Ideal des möglichst frei aus sich heraus schaffenden Originalgenies orientierten, mussten schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert stets Angst haben, aufgrund ihrer Tätigkeit diffamiert zu werden, weil diese dem für Frauen gesellschaftlich akzeptierten Rollenbild der Zeit (Hausfrau, Mutter, treu sorgende Ehefrau) widersprach. Die selbstverständlich von männlichen

Stimmen vorgegebene Mehrheitsmeinung dieser Zeit ging dahin, dass Frauen eigentlich besser gar nicht schriftstellerisch tätig sein sollten, da sie dazu nicht annähernd in gleichem Maße wie Männer in der Lage seien. Stellvertretend für diese vielfach von vielen prominenten Stimmen geäußerte Ansicht, hier ein Zitat aus Johann Gottlieb Fichtes einflussreichen *Grundriß des Familienrechts* (1796/97), in dem er sich – erstaunlich genug – ebenfalls dazu genötigt sieht, sich „über die Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben“ zu äußern, „die sich unter ihnen immer weiter verbreitet“:

Es lassen sich nur zwei Zwecke der Schriftstellerei denken; entweder neue Entdeckungen in den Wissenschaften der Prüfung der Gelehrten vorzulegen; oder der, das schon Bekannte, und Ausgemachte durch populäre Darstellungen weiter zu verbreiten. – Entdeckungen können die Weiber nicht machen. [...] Populäre Schriften für Weiber, Schriften über weibliche Erziehung, Sittenlehre für das weibliche Geschlecht, als solches können die Weiber am zweckmäßigsten schreiben. (Fichte 1970: 135f.)

Frauen sind also von Natur aus die schlechteren, weil nicht zur wahren geistigen Neuschöpfung fähigen Schriftstellerinnen als Männer, erklärt Fichte. Wenn sie nun aber unbedingt schreiben wollen, dann sollen sie dies bitte im Rahmen der damals aufkommenden, sogenannten ‚Frauenliteratur‘ machen und Schriften zur sittlich-moralischen Erziehung ihrer Geschlechtsgenossinnen verfassen. Das setzt dem weiblichen Schreiben enge Grenzen, denn die große Weltliteratur zeichnet sich eher nicht dadurch aus, dass sie nur sittlich vorbildhaftes Verhalten darstellt.

Wie sehr sich diese Perspektive auf die Selbstwahrnehmung der Autorinnen auswirkte, verdeutlicht exemplarisch eine Roman-Vorrede von Christiane Sophie Ludwig: „Ich wage nicht, einen Roman zu schreiben, weil ich weiß, daß dessen Entwurf und Ausführung, nicht für die kunstlose Muse, sondern für den Mann gehört, dessen Meisterhand ein so großes Gemälde zu vollenden [...] vermag.“ (Ludwig 1795: 3).

Hier tritt eben jene von Gilbert und Gubar beschriebene Angst vor der Autorinnenschaft geradezu prototypisch hervor. Es ist also nicht ganz abwegig zu vermuten, dass sich diese sehr unterschiedlichen Voraussetzungen für schreibende Männer und Frauen im 18. und 19. Jahrhundert auf der Ebene der Textgestaltung niederschlugen. Aber schreiben Frauen in dieser Zeit wirklich anders als Männer? Dieser Frage nähern wir uns mit dem Verfahren der computationellen Stilometrie, konkret mit dem Berechnungsverfahren Burrows Delta (vgl. Jannidis 2017: 183-188), welches wir innerhalb der für die Programmiersprache R verfügbaren und über das Interface von RStudio auch für Geisteswissenschaftlerinnen sehr gut anwendbaren Werkzeugs *stylo* (Eder/Rybicki/Kestemont 2016) nutzen. Dabei handelt es sich um ein statistisches Berechnungsverfahren aus dem Bereich des Natural Language Processing (NLP).

Grundsätzlich geht es bei diesem Ansatz darum, die stilistische Nähe zwischen Texten eines größeren Textkorpus auf der Basis der Verteilung der im

Korpus am häufigsten vorkommenden Wörter zu ermitteln. Während das Verfahren vielfach dafür eingesetzt wird, die Autor:innenschaft eines anonym oder pseudonym publizierten Textes zu ermitteln oder zu prüfen, ob ein Text einer bestimmten Autorin oder einem bestimmten Autor zugeschrieben werden kann (vgl. Koppel/Schler/Argamon 2009), nutzen wir die computationelle Stilometrie im Folgenden, um stilistische Gemeinsamkeiten und Unterschiede in einem Korpus von 115 Romanen aus der Epoche der Romantik zu untersuchen.³ Von den 41 Autor:innen, deren Texte im Korpus enthalten sind, sind 26 männlich und 15 weiblich.

Das Verfahren Burrows Delta funktioniert auf Basis eines sogenannten Bag of Words-Modells: Für die stilometrische Analyse werden alle Texte des Korpus tokenisiert, d.h. in Einzelwörter zergliedert, die anschließend nach Häufigkeiten sortiert werden. Die originale Reihenfolge der Wortvorkommen im Text wird dabei komplett aufgelöst. Gerechnet wird dann mit den Wörtern, die am häufigsten im jeweiligen Korpus vorkommen („Most frequent words“), deren Vorkommen und Verteilung innerhalb der einzelnen Texte werden miteinander verglichen. Stilistische Ähnlichkeit bemisst sich also hauptsächlich anhand von Semantik-armen Funktionswörtern wie Artikeln, Konjunktionen und Hilfsverben. Dabei wird – wie bei statistischen Verfahren üblich – mit normalisierten Werten (dem sog. z-score) gerechnet. Das verhindert, dass krasse Ausreißer (z.B. ein Wort, das aus individuellen Gründen in einem Text des Korpus extrem häufig vorkommt) die gesamte Berechnung verzerren (für weitere Erläuterungen zum Verfahren vgl. Horstmann 2019). Stilometrisch betrachtet, wird die stilistische Ähnlichkeit zweier Texte also anhand von Funktionswörtern ermittelt und in einer Zahl, dem Distanzmaß, ausgedrückt, die dann als Basis für eine Gruppierung („Clustering“) der Texte dient.

Auch wenn dieses Vorgehen gerade aus geisteswissenschaftlicher Perspektive einigermaßen abstrakt wirkt, funktioniert es erstaunlich gut – und zwar so gut, dass das stilometrische Berechnungen nicht nur für literaturwissenschaftliche Analysen, sondern u.a. auch vor Gericht eingesetzt werden, um z.B. die Verfasser:innenschaft von Erpressungsschreiben u.Ä. zu ermitteln. Die Operationalisierung der Kategorie Autor:innen-Stil im Rahmen einer stilometrischen Analyse ist, wie diese kurzen Ausführungen bereits deutlich machen, allerdings eine sehr spezifische, die von einem klassisch-literaturwissenschaftlichen Verständnis von Stil als einem ganzheitlichen Phänomen, welches verschiedene Ebenen der Textgestaltung umfasst, abweicht (vgl. Jannidis 2017: 190f.).

3 Wir nutzen hierbei einen Datensatz, welcher von den Mitarbeitenden des TEXT-Lab der TU Darmstadt spezifisch für die Nutzung in digitalen Analysen erstellt und auf Zenodo zur Verfügung gestellt wurde (das ganze Korpus kann eingesehen sowie heruntergeladen werden bei Schumacher/Uglanova/Gius 2022).

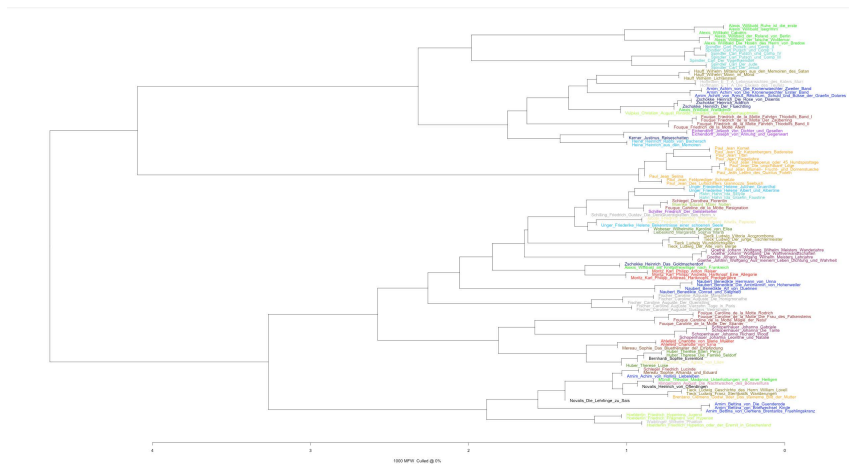


Abbildung 2: Dendrogramm der Clusteranalyse aller 115 Texte, 10.600.053 Tokens mit Burrows Delta, 1.000 MFWs

Im Dendrogramm in Abb. 2 drückt sich statistisch ermittelte stilistische Ähnlichkeit durch die Anordnung von Texten an den gleichen ‚Ästen‘ aus.⁴ Die Farben zeigen dabei jeweils die Texte eines Autors bzw. einer Autorin an. Auf den ersten Blick verdeutlicht die Visualisierung daher bereits, dass die Texte der jeweils gleichen Autorin bzw. des gleichen Autors meistens zusammen clustern. Dieses im Rahmen stilometrischer Analysen von Texten der gleichen Gattung häufig zu beobachtende Ergebnis entspricht also der Vorstellung, dass ein:e Autor:in jeweils einen spezifischen Stil ausprägt, der sie:ihn von anderen Schreibenden unterscheidet.

Aus der Visualisierung lassen sich aber ebenfalls Erkenntnisse in Bezug auf unsere Frage nach der (Un-)Ähnlichkeit weiblichen und männlichen Schreibens ableiten. Um dies nachvollziehbar zu machen, zeigen wir hier noch einmal eine vergrößerte Ansicht der Aufgliederung der Werke am Dendrogramm:

4 Gelesen wird das Dendrogramm von links nach rechts; also horizontal und nicht vertikal. Die erste ‚Astgabelung‘ unterteilt das Korpus in zwei Gruppen, davon ausgehend werden bei jeder weiteren Gabelung Untergruppen gebildet. Je weiter nach links die Texte gemeinsam am gleichen ‚Ast‘ clustern, desto stilistisch ähnlicher sind sie sich. Die unterschiedlichen Farben der im Korpus enthaltenen Texte (auf der rechten Seite des Baumdiagramms) haben keinen stilistischen Aussagewert. Die farbliche Kodierung wird durch die Benennung der Texte automatisiert vor der Analyse festgelegt, d. h., Texten der gleichen Autorin bzw. des gleichen Autors wird jeweils die gleiche Farbe zugewiesen.

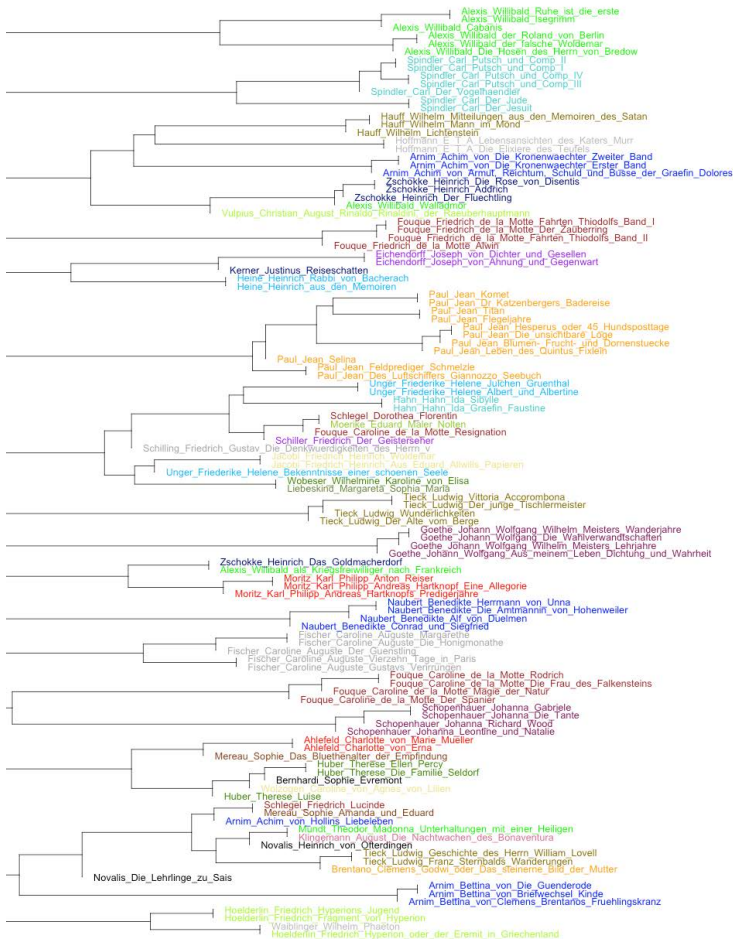


Abbildung 3: Dendrogramm der Clusteranalyse aller 115 Texte, 10.600.053 Tokens mit Burrows Delta, 1.000 MFWs – herangezoomt

Wie nun in Abb. 3 besser erkennbar, lassen sich tatsächlich ein größeres ‚Autorencluster‘ und ein etwas kleineres ‚Autorinnencluster‘ feststellen. Das Autorencluster im oberen Teil der Visualisierung umfasst Romane von Willibald Alexis, Carl Spindler, Wilhelm Hauff, E.T.A. Hoffmann, Achim von Arnim, Heinrich Zschokke, Friedrich de la Motte Fouqué, Joseph von Eichendorff,

Heinrich Heine und Jean Paul. Im Autorinnenncluster im unteren Teil der Visualisierung finden sich Romane von Benedikte Naubert, Caroline Auguste Fischer, Caroline de la Motte Fouqué, Johanna Schopenhauer, Charlotte von Ahlfeld, Therese Huber, Caroline von Wolzogen sowie Sophie Mereaus Romandebüt *Das Blütenalter der Empfindung* (1794). Diese Cluster-Bildung stützt also zunächst einmal die These, dass Männer und Frauen im 19. Jahrhundert tatsächlich anders schreiben, und stellt diese Behauptung auf eine empirische Basis von 115 geprüften Texten.

Das Ergebnis muss aber gleichzeitig im Sinne einer Relativierung dieser Annahme der stilistischen Differenz betrachtet werden. Jenseits der beiden großen Autoren- und Autorinnencluster zeigt die Visualisierung im mittleren Bereich nämlich ebenfalls, dass teilweise Texte von Autorinnen und Autoren zusammen clustern. Dies ist bspw. für Friedrich Schlegels einzigen Roman *Lucinde* (1801) und Sophie Mereaus Roman *Amanda und Eduard* der Fall. Letzterer wurde zunächst 1797 anonym in Schillers Zeitschrift *Die Horen*, dann in stark überarbeiteter Form 1803 als Buchausgabe publiziert. Die Romane von Schlegel und Mereau sind also in einem sehr kurzen Zeitraum nacheinander erschienen. Beide Texte clustern hier eng zusammen, und zwar in einiger Distanz zum Autorinnencluster und in noch größerer Distanz zum Autorencluster.

Die Distanz von Schlegels *Lucinde* zum Autorencluster lässt sich als Ergebnis von dessen experimenteller Gestaltungsweise interpretieren, welche zeitgenössisch zu einer kontroversen Diskussion um dessen (in Frage stehende) Romanhaftigkeit geführt hat. Der stilistische Abstand zu den kanonisch-romantischen Romanen etwa von Eichendorff, Hoffmann oder Hauff erscheint vor diesem Hintergrund durchaus plausibel.

Die Buchfassung von Mereaus *Amanda und Eduard* 1803 legt deutlich stärker als die Fassung von 1797 einen Fokus auf den Entwurf eines alternativen Liebeskonzepts, das auf das individuelle Gefühl und die Zweckfreiheit der Liebe abzielt und nicht der bürgerlichen Konvention unterworfen ist. Der Sinn weiblicher Liebe wird in *Amanda und Eduard* nicht mehr in der Unterstützung des Mannes gesehen, sondern als Weg zur Selbstentfaltung des weiblichen Individuums. Gerade diese emanzipierte Perspektive auf die Liebe kann als Grund dafür gesehen werden, dass auch Mereaus Roman zeitgenössisch ‚durchgefallen‘ und in der Folge bis heute wenig kanonisiert ist. In der Darstellung der unkonventionellen Liebesbeziehung weist der Roman allerdings Parallelen zu Schlegels *Lucinde* und insgesamt zum darin entwickelten, durchaus emanzipatorischen Liebeskonzept der Frühromantiker auf. Diese Parallele lässt sich wiederum als Grund dafür interpretieren, warum Mereaus Roman – anders als ihr Erstlingswerk *Das Blütenalter der Empfindung* – nicht ins Autorinnencluster passt. Mereau befreit sich hier von den engen Konventionen der ‚Frauenliteratur‘, die, wie bei Fichte gesehen, *per definition* nur sittliches Vorbild sein darf.

Im Hinblick auf die Produktion der beiden Romane *Lucinde* und *Amanda und Eduard* lässt sich weiterhin feststellen, dass Schlegel und Mereau während der mehr oder weniger zeitgleichen Arbeit an ihren Texten in Jena sehr engen persönlichen Kontakt pflegten. In seinem Brief vom 30.[08.1800] schreibt Friedrich Schlegel an Sophie Mereau: „Ich dichte und habe gedichtet und werde dichten – doch dießmal war alles für die *Lucinde*; nichts für die kleine Hulda [Mereaus Tochter; J.N.]. Denn so solltest Du eigentlich heißen, und noch eigentlicher nicht bloß heißen sondern seyn“ (Nr. 99 in Schlegel et al. 2009: 169f., hier: 169). Dies belegt, dass die beiden in dieser Zeit offensichtlich im Austausch über das im Entstehen begriffene Werk Schlegels waren. Umgekehrt deutet ein Brief Dorothea Veits (der späteren Ehefrau von Friedrich Schlegel) an Karoline Paulus vom 20.09.1804 an, dass die Figur des Antonio in Mereaus *Amanda und Eduard* deutliche Züge von Friedrich Schlegel trage (vgl. Unger 1913: 26f. sowie Hermann Patsch in der Einleitung zu Schlegel 2009: LIIf.). Im Lichte der stilometrisch ermittelten Ähnlichkeit von *Lucinde* und *Amanda und Eduard* lassen sich diese Andeutungen in den überlieferten Briefen als Hinweise auf eine engere literarische Zusammenarbeit der beiden deuten.

Dorothea Schlegel, der gemeinhin eine sehr enge Zusammenarbeit mit ihrem Mann Friedrich Schlegel bis hin zur Ununterscheidbarkeit attestiert wird (vgl. Ernst Behlers Vorwort zur Edition der Briefe in Schlegel et al. 1987: V–VII, hier: V), ist mit ihrem 1801 erstpublizierten Roman *Florentin* ebenfalls im Untersuchungskorpus vertreten. Dieser Roman ist zwar im gleichen Zeitraum erschienen wie die beiden Werke von Mereau und Friedrich Schlegel, clustert in der stilometrischen Analyse aber nicht mit diesen, auch wenn sich für *Florentin* ebenfalls nicht das Label ‚Frauenliteratur‘ vergeben lässt. Die engste Ähnlichkeit besteht stattdessen mit Werken von Eduard Mörike, Caroline de la Motte Fouqué und Friedrich Schiller. Hier zeigt sich ein über Geschlechtergrenzen hinweg reichendes Cluster, welches der klaren Trennung in (männliche) ‚Literatur‘ und ‚Frauenliteratur‘ zuwiderläuft und damit die historisch behauptete Geschlechterdifferenz als strategische Polemik im Geschlechterdiskurs entlarvt oder deren Auswirkungen auf die Literaturproduktion zumindest deutlich in Frage stellt.

Die stilometrische Analyse ermöglicht es also, das bisherige Wissen über die Beziehungen der verschiedenen Autor:innen der Jenaer Romantik mit weiteren Erkenntnissen aus einer quantitativ-numerischen Perspektive zu komplementieren. Eine zentrale Herausforderung besteht allerdings darin, die computationell gewonnenen Erkenntnisse mit jenen der genauen Werk- und Brieflektüre zusammenzubringen. So können die Ergebnisse der stilometrischen Analyse im vorliegenden Fall bspw. dazu anregen, die beiden Romane Sophie Mereaus und Friedrich Schlegels nochmals im Hinblick auf ihre stilistischen Gemeinsamkeiten zu betrachten bzw. die Überarbeitungen Mereaus in der Zeit zwischen Erst- und Zweitpublikation genauer zu untersuchen. Auch

für Dorothea Schlegels *Florentin* und Eduard Mörikes *Maler Nolten* (1832) würde sich ausgehend von der stilometrischen Untersuchung ein genauerer vergleichender Blick lohnen. Die Digital Humanities können auf diese Weise im positiven Sinne zur Provokation literaturwissenschaftlicher Erkenntnisse werden, indem der Einsatz alternativer Methoden Hinweise auf die Relevanz bislang wenig berücksichtigter Werke weiblicher Autor:innen liefert und zur Hinterfragung etablierter Konzepte wie jenem der ‚Frauenliteratur‘ anregt.

5.2 Wer schreibt was? Die Darstellung von Genderrollen in literarischen Texten der Romantik und der Moderne

Während im vorigen Kapitel computationell ermittelbare stilistische Besonderheiten im Zusammenhang mit dem Autor:innengender betrachtet wurden, fragt dieser Teil der Analyse nach der Darstellung von Genderrollen in literarischen Texten.⁵ Mit dem Fokus auf genderspezifische Inhaltswörter, wie „Mutter“, „Fürstin“, „Krieger“ oder „Vater“, vollzieht sich ein Perspektivwechsel von der Ebene des Stils auf die Ebene des Inhalts der Texte. Im Rahmen eines Mixed-Methods-Ansatzes, in dem überwachtes maschinelles Lernen und eine digitale Netzwerkanalyse zur Anwendung kommen, werden Genderrollen in deutschsprachigen Romanen aus der Zeit um 1800 und um 1900 betrachtet. Einem komparatistischen Ansatz folgend wird herausgearbeitet, welche Genderrollen in literarischen Texten aus unterschiedlichen Epochen besonders präsent waren und ob das Autor:innengender als Einflussfaktor auf die inhaltliche Gestaltung von Genderrollen in Frage kommt. Die engere Verzahnung von Daten, die als Grundlage für die Interpretation herangezogen werden, greift eine immanente Zielvorstellung der Computational Literary Studies auf (vgl. Jockers 2013).

5.2.1 Untersuchungskorpus und Methode

Um herauszufinden, welche Genderrollen in unterschiedlichen Jahrhunderten verhandelt wurden, ob stereotype Genderprofile hervortreten – also bestimmte Rollen permanent als männlich, weiblich oder genderneutral klassifiziert werden – und ob Autoren anders über Genderaspekte schreiben als Autorinnen, wurde ein im Hinblick auf Autor:innengender und Entstehungszeit ausbalanciertes Textkorpus analysiert. Das Korpus besteht aus insgesamt 80 Texten. Es setzt sich zusammen aus einem Romantikkorpus (RK), das 20 Texte von Frauen und 20 Texte von Männern aus der Zeit zwischen 1790-1850 beinhaltet, und einem Modernekorpus (MK), das 20 Texte von Frauen und 20 von

5 Zur genaueren Definition des Konzepts der Genderrolle vgl. Kap. 5.2.1.

Männern aus der Zeit zwischen 1870 und 1920 enthält.⁶ Für das gesamte Korpus ergibt sich also eine vierteilige Binnengliederung aus einem Modernekorpus mit Texten von Autoren, einem Modernekorpus mit Texten von Autorinnen, einem Romantikkorpus mit Texten von Autoren und einen Romantikkorpus mit Texten von Autorinnen.

Für die Analyse wird ein auf Verfahren des überwachten maschinellen Lernens beruhender Gender-Classifer⁷ für die automatische Annotation von Genderrollen literarischer Texte eingesetzt. Mit dem computerbasierten statistischen Ansatz folgt also auch diese Fallstudie einem Distant-Reading-Ansatz. Der Gender-Classifer basiert auf einem Algorithmus, der so angepasst wurde, dass er bspw. familiäre Rollen, nationalstaatliche oder regionale Zuweisungen, Eigen- oder Kosenamen als männlich, weiblich oder genderneutral klassifiziert. Das dem Classifier zugrundeliegende Rollenmodell fasst zahlreiche genderspezifische Rollen zu den übergeordneten Kategorien ‚weiblich‘ (bspw. ‚Mutter‘, ‚Narzissin‘, ‚Magd‘), ‚männlich‘ (‚Familienvater‘, ‚Verführer‘,

6 Der Fokus auf und die Benennung nach Epochen ist hier eher pragmatisch begründet, da wir auf bestehende digitale Repositorien mit spezifischen Sammelschwerpunkten zurückgreifen. Die Romantik verstehen wir hier in einem engeren historischen Sinn als literarische Strömung, die nach 1789 einsetzte (Stephan 2013: 205). Die Texte aus dem Romantikkorpus stammen aus „d-Romane-Romantik (d-RoRo)“, einem für literaturwissenschaftliche Analysen aufbereiteten digitalen Repositorium aus 115 deutschsprachigen Romanen (77 von Autoren, 38 von Autorinnen), die mindestens 8.000 Wörter umfassen und deren Entstehungszeit in die klassisch-romantische Kunstperiode fällt. Während der Beginn der Epoche in Literaturgeschichten in der Regel auf 1790 datiert wird, herrscht über das Epochenende keine Einigkeit. Bekannte Jahreszahlen sind 1830, 1840 und 1850. Das Korpus beinhaltet deshalb Texte aus allen Zeiträumen (Schumacher/Uglanova/Gius 2022). Der Sammelschwerpunkt des zweiten Repositoriums umfasst die Jahre 1870 bis 1920. Die Texte fallen also am ehesten in die Epoche der literarischen Moderne, die ausgehend von ersten naturalistischen Bestrebungen zwischen 1886 und 1920 datiert werden kann (Kanz 2013: 345). Die Texte für das Modernekorpus stammen aus „d-Prose 1870-1920“, einem für literaturwissenschaftliche Analysen aufbereiteten Korpus aus 2.511 deutschsprachigen Erzähltexten (2.391 von Autoren, 320 von Autorinnen), die mindestens 1.000 Wörter umfassen und im Zeitraum zwischen 1870 bis 1920 publiziert wurden (Gius et al. 2021). Die Texte für den Vergleich des Romantik- und Modernekorpus wurden unter Berücksichtigung von Zeitraum (40 Texte pro Zeitraum) und Genderbalance (40 Texte von Autorinnen, 40 Texte von Autoren) zufällig ausgewählt. Wenn möglich, haben wir pro Autorin nur einen Text in das Korpus aufgenommen. Das war aufgrund der deutlich kleineren Zahl von Texten von Autorinnen in den Repositorien nicht in allen Fällen möglich – hier wird erneut das Problem eines männlich dominierten Kanons sichtbar, der sich auch in digitalen Repositorien nach wie vor niederschlägt; das Romantikkorpus beinhaltet mehrere Texte von einer Autorin. Insgesamt beinhaltet das Romantikkorpus der Autorinnen 1.307.883 Wörter, das Romantikkorpus der Autoren enthält 1.830.423 Wörter. Das Modernekorpus der Autorinnen besteht aus insgesamt 852.885 Wörtern, das Modernekorpus der Autoren aus 775.955 Wörtern. Bei der Auswertung der Annotationsdaten und einem Vergleich der Korpora muss also berücksichtigt werden, dass der Umfang der Teilkorpora nicht gleich ist und wir eine Tendenz ermitteln. Eine vollständige Liste aller Primärquellen befindet sich im Literaturverzeichnis.

7 Schumacher, Mareike: StanfordNER Gender-Classifer. Zenodo 2021, <https://doi.org/10.5281/zenodo.5555952>.

‚Cousin‘) und ‚neutral‘ zusammen.⁸ Die in der feministischen und gendertheoretischen Literatur eher selten erwähnte Kategorie der ‚Genderneutralität‘ umfasst Ausdrücke, die genderunabhängig gebraucht werden. Dazu gehören Bezeichnungen für Kinder (bspw. das ‚Kind‘ oder das ‚Baby‘), für Personen unabhängig von deren Gender (der ‚Mensch‘, die ‚Person‘), Kosenamen (‚Schatz‘, ‚Augenstern‘), Schimpfwörter oder abwertende Bezeichnungen (‚Querkopf‘). Die genutzte Version des Classifiers erreicht eine Erkennungsgenauigkeit von durchschnittlich 85,52% in deutschsprachigen Novellen des 19. Jahrhunderts und 72,83% in belletristischen Texten des 18.-21. Jahrhunderts.⁹ Der Classifier ist eine Implementierung von Conditional-Random-Fields-Algorithmen.¹⁰ Die Erkennung und Klassifizierung der drei Kategorien ‚männlich‘, ‚weiblich‘ und ‚genderneutral‘ ist also kontextsensitiv. Wie alle Tools, die Verfahren des überwachten maschinellen Lernens beinhalten, beruht der Classifier auf der manuellen Annotation von Trainings- und Testdaten. Dabei wird mit Guidelines gearbeitet, die detailliert vorgeben, nach welchen Regeln annotiert wird (vgl. Bögel et al. 2025; Reiter 2020). Die Basis für die manuelle Annotation stellt ein theoretisches Modell dar, das auf der im Rahmen des Projektes m*w durchgeführten Auswertung grundlegender Ansätze aus feministischer Theorie und Gendertheorie beruht (Schumacher/Flüh 2020). Für die Netzwerkanalyse wurden die automatisch annotierten Genderrollen in eine Graphdatenbank übertragen und in Relation mit den Werken betrachtet. Dafür wurde das Netzwerktool Graphcommons verwendet.¹¹

8 Beim überwachten maschinellen Lernen, also auch dem Trainingsprozess des Gender-Classifiers, werden vorab Kategorien festgelegt, die der Computer in Texten erkennen soll (hier: Mann, Frau, genderneutral). Das Modelltraining beinhaltet drei wichtige Komponenten: ein Trainingsset (Trainingsdaten), ein Validationsset (Testtexte) und unbekannte Daten (Kernkorpus). Im Trainingsset und im Validationsset werden die gewählten Kategorien manuell annotiert. Hier wird auf Grundlage von Annotationsguidelines vorgegeben, welche Wörter als männliche, weibliche oder genderneutrale Figur erkannt werden sollen. Die Annotationen aus dem Trainingsset nutzt der Computer als Beispiele, um die Regeln, nach denen kategorisiert wird, zu erlernen. Das annotierte Validationsset stellt eine Art Musterlösung dar (die sog. *Ground Truth*). Durch den Abgleich mit den Ground-Truth-Daten (also: dem Validationsset) können wir testen, welche der vom Menschen gesetzten Annotationen der Computer genauso setzen würde. Mit den ‚fertigen‘ Modellen werden die Texte automatisch annotiert.

9 Angegeben wird hier ein F1-Score, der die Präzision (Maß für die Genauigkeit des Tools; der Wert zeigt, wie viele der annotierten Textstellen korrekt annotiert wurden) und die Vollständigkeit (Maß für die Vollständigkeit; der Wert zeigt, wie viele der relevanten Textstellen annotiert wurden) der automatischen Annotation mathematisch als arithmetisches Mittel zusammenfasst und Aussagen über die Qualität der Ergebnismenge zulässt.

10 Vgl. Sutton/McCallum (2010).

11 Arıkan et al. (o.J.).

5.2.2 Historische Perspektive I: Darstellungsformen von Gender in der Romantik

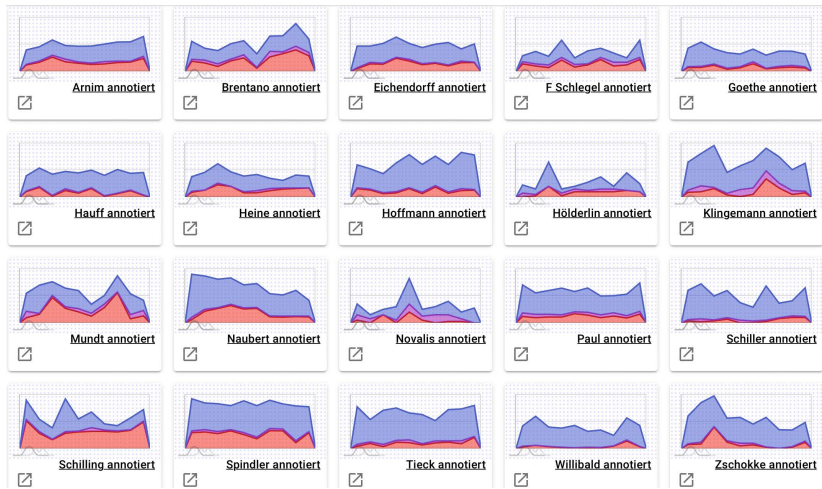


Abbildung 4: Gesamtverteilung der automatisch annotierten Genderrollen in 20 Romanen aus der Romantik von Autoren; Blau: männliche Rollen, Rot: weibliche Rollen, Lila: genderneutrale Rollen

Betrachtet man das Romantikkorpus zunächst unterteilt nach Gender der Verfasser:innen zeigt sich, dass in Texten von Autoren männliche Genderrollen stets häufiger vorkommen als weibliche Rollen; die genderneutralen Rollen sind am seltensten vertreten (s. Abb. 4). Die Differenz zwischen männlichen und weiblichen Rollen beträgt im Romantikkorpus knapp 21.000 Annotationen. Die Visualisierung der Vorkommenshäufigkeit zeigt außerdem, dass Gender-Peaks und Gender-Low-Points miteinander einhergehen: Kommen in einer bestimmten Textpassage viele männliche Rollen vor, steigt auch der Anteil an weiblichen Rollen und umgekehrt. Abgesehen von dieser globalen Tendenz, lassen sich die einzelnen Genderprofile in unterschiedlichen Gruppen anordnen. Es finden sich eindeutig durch männliche Rollen dominierte Genderprofile mit nur sehr wenigen weiblichen Rollen (Alexis, Tieck, Schiller), Genderprofile, in denen auch genderneutrale Rollen erkennbar hervortreten (Novalis, Mundt, Klingemann), und Genderprofile, in denen weibliche Rollen einen deutlich sichtbaren Anteil haben (Schilling, Spindler).



Abbildung 5: Gesamtverteilung der automatisch annotierten Genderrollen in 20 Romanen aus der Romantik von Autorinnen; Blau: männliche Rollen, Rot: weibliche Rollen, Lila: genderneutrale Rollen

In den Texten von Autorinnen sinkt der Anteil der genderneutralen Rollen noch stärker als in den Texten von Autoren. Genderneutrale Rollen machen auch in diesem Teilkorpus den kleinsten Anteil aus. Die Dominanz männlicher Rollen zeigt sich auch in Texten von Autorinnen der Romantik (s. Abb. 5), hier allerdings in einer weniger starken Ausprägung. Die Differenz zwischen den Kategorien männlich und weiblich fällt in dem Romantikkorpus mit Texten aus weiblicher Feder deutlich geringer aus (8.599 statt knapp 21.000). Diese Tendenz wird durch die Farbgebung der Visualisierung deutlich: Insgesamt ist der rote Anteil mit weiblichen Rollen ausgeprägter als im Romantikkorpus mit Texten von Männern (s. Abb. 4). Das Gefälle zwischen männlichen und weiblichen Rollen ist insgesamt also kleiner, sodass in den Texten aus der Romantik, die von Autorinnen verfasst wurden, von einem kleineren Gender Gap die Rede sein kann, als es im Korpus mit Texten von Autoren aus derselben Zeit der Fall ist. Die Interdependenz von einer hohen und einer niedrigen Rollendichte tritt auch in diesem Korpus deutlich hervor. Eine Ausnahme findet sich in dem Text von Vulpius.

Was sagt dieser Befund aus und wie passt er zur literarhistorischen Einordnung der literarischen Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen durch Schriftstellerinnen und Schriftstellern der Romantik? Trotz widriger Bedingungen, im männlich dominierten Literaturbetrieb der Zeit um 1800 Fuß zu fassen, sind ca. 400 selbständige Romanveröffentlichungen von 110 Autorinnen für den Zeitraum zwischen 1771 und 1810 bibliografisch erfasst. Frauen

prägen den romantischen Roman, und zwar vor allem, indem Autorinnen der Romantik Romane schaffen, in denen erstmals Frauen aus der Perspektive von Frauen dargestellt werden. Im Rahmen dieser Perspektivenerweiterung wird das Eigenleben und das individuelle Interesse weiblicher Figuren männlichen Protagonisten gegenübergestellt (Becker-Cantarino 2010: 205f.). Die Romane von Autorinnen der Romantik gelten als

[...] Verständigungstexte, die ganz wesentlich durch die Geschlechterdiskurse und Maskeraden geprägt waren. Der kulturelle Ort und die soziale Stellung als Frau, zeitgenössische Diskurse um Authentizität und Individualität sind in all diese Fiktionen eingebettet“ (Becker-Cantarino 2010: 206).

Die hohe Anzahl an weiblichen Genderrollen in den Texten von Autorinnen lässt sich als empirischer Beleg interpretieren, der zeigt, dass Romanautorinnen um 1800 einen eigenen ästhetisch-poetischen Schwerpunkt setzen, indem weibliche Rollen quantitativ sichtbar gemacht und in den Vordergrund gerückt werden. Die Auseinandersetzung mit der Stellung der Frau, Geschlechtersystemen und -rollen aus weiblicher Perspektive schlägt sich auf Textebene in der hohen Anzahl an Genderrollen in den Texten von Autorinnen nieder. Die Präsenz weiblicher Rollen tritt als statistisch auffälliger und eigener literarischer Entwurf hervor, wodurch sich die abwertende Bezeichnung von ‚Frauenromanen‘ als defizitäre, triviale Sonderform des ‚Männerromans‘ erneut als veraltet erweist.

5.2.3 Historische Perspektive II: Darstellungsformen von Gender in der literarischen Moderne



Abbildung 6: Gesamtverteilung der Genderrollen in 20 Romanen aus der Moderne von Autoren; Blau: männliche Rollen, Rot: weibliche Rollen, Lila: genderneutrale Rollen

Im Vergleich mit den Texten, die in der Epoche der Romantik von Autoren publiziert wurden, finden sich im Modernekorpus insgesamt deutlich weniger Genderrollen – 18.000 anstelle von 33.000 im Romantikkorpus. Die genderspezifische Gewichtung der Rollen entspricht den Befunden für das Romantikkorpus: Quantitativ dominieren die männlichen Genderrollen das Korpus (s. Abb. 6). Der Gender Gap zwischen männlichen und weiblichen Genderrollen beträgt rund 12.000 Annotationen (weniger weibliche Rollen). Außerdem fällt im Modernekorpus mit Texten von Autoren auf, dass die Verlaufskurven weniger aufeinander abgestimmt sind. Die Rollendichte der männlichen und weiblichen Rollen verläuft weniger einheitlich, bspw. in den Texten von Zobelitz, Unger, Rilke und Trakl.

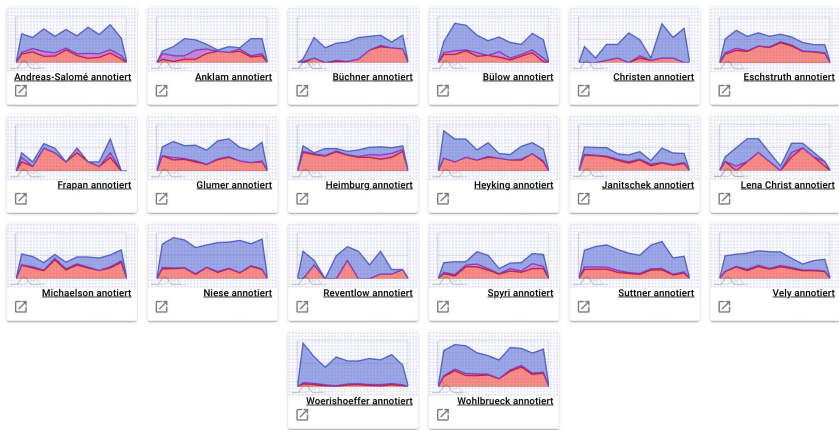


Abbildung 7: Gesamtverteilung der Genderrollen in 20 Romanen aus der Moderne von Autorinnen; Blau: männliche Rollen, Rot: weibliche Rollen, Lila: genderneutrale Rollen

Bei den automatisch annotierten Texten aus der Moderne, die von Autorinnen verfasst wurden (s. Abb. 7), wird eine ähnliche Verteilung der Genderrollen deutlich wie bei den Texten von Autoren aus derselben Zeit. Insgesamt sind männliche Genderrollen am häufigsten. Der Gender Gap zwischen männlichen und weiblichen Rollen beträgt 9.641 (Annotationen weniger in der Kategorie Frau). In den Texten aus der Zeit um 1900, die von Frauen verfasst wurden, wird also dieselbe Tendenz sichtbar wie in Texten, die ca. 100 Jahre vorher von Frauen verfasst wurden. Im Modernekorpus ist der Gender Gap in Texten von Autorinnen erneut deutlich kleiner als in den Texten von Autoren. Im Hinblick auf die Interdependenz der Rollenverteilung findet sich im Modernekorpus eine größere Anzahl an Ausreißern, also Genderprofilen, in denen die Kurve für männliche und weibliche Rollen nicht analog zueinander verlaufen (bspw. bei Andreas-Salomé, Anklam, Bülow, Büchner und Christe). Miteinander einhergehende Verlaufskurven finden sich aber auch im Modernekorpus, bspw. bei Niese, Michaelson und Frapan.

Die Zusammenfassung der Annotationsdaten aller 40 Texte des Modernekorpus und aller 40 Texte des Romantikcorpus zeigt, dass in den Texten der Romantik insgesamt mehr Genderrollen vorkommen als in den Texten der Moderne (s. Abb. 8). Das betrifft alle drei Kategorien. Der Gender Gap ist in Texten von Autorinnen unabhängig von der Entstehungszeit kleiner als in den Texten von Autoren. Hier legen die Daten nahe, dass Autorinnen ausgeglichener, gendersensibler schreiben als Autoren. Während in Texten aus der Romantik

Genderaspekte vorrangig durch die Zuschreibung von Genderrollen direkt thematisiert werden, sind sie in Texten aus der Zeit um 1900 insgesamt weniger präsent. Im Hinblick auf die Darstellung von Genderrollen verweist dies auf eine Tendenz, Genderaspekte nicht mehr primär über die explizite Thematisierung von Genderrollen zu verhandeln. Die für die Literatur der Moderne charakteristische und von Hermann Bahr 1891 in seinem naturalistischen Essay geforderte programmatische ‚Wende vom Außen nach Innen‘ (Bahr 1968: 100; Kanz 2013: 363) – also: die literarische Auseinandersetzung mit psychologischen Prozessen, der (erkrankten) Psyche des Menschen und der Identitätskrise – gilt als charakteristisches Merkmal der literarischen Moderne (Kanz 2013: 363f.). Die Fallstudie legt nahe, dass sich die Reduktion explizit benannter Genderrollen zugunsten einer Auseinandersetzung mit psychologischen Prozessen vollzieht. Liegt der Fokus vorrangig auf der Beschreibung des Seelenlebens, der Psyche und den inneren Vorgängen der Figuren, spielen explizite Benennungen von Figurenrollen und über die Zuschreibung von Rollen umgesetzte Figurencharakterisierungen offenbar eine geringere Rolle. Arthur Schnitzlers durchgehend als innerer Monolog konzipierter Roman *Lieutenant Gustl*, Rainer Maria Rilkes Tagebuch-Roman *Malte Laurids Brigge* oder auch Lou Andreas-Salomés *Fenitschka* sind prominente Beispiele für den Fokus auf die psychischen Vorgänge und die Gedankenwelt einer Figur. Explizite Benennungen von Genderrollen und die Auseinandersetzung mit anderen Figuren, die durch die explizite Zuweisung einer oder mehrerer Rollen näher beschrieben werden, treten zugunsten der Innenschau, bei der das Gefühlsleben der Figuren im Vordergrund steht, in den Hintergrund. Auf statistischer Ebene wird diese Wende nach Innen durch die Reduktion der Genderrollen deutlich.

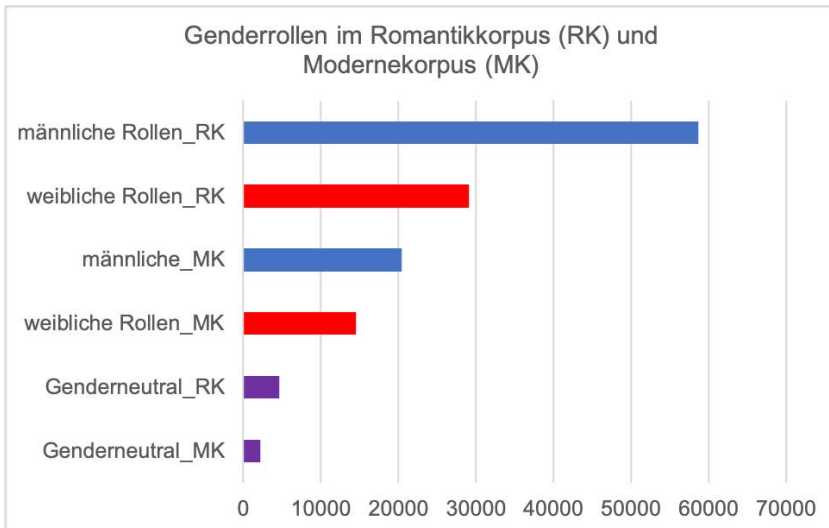


Abbildung 8: Vorkommenshäufigkeit von Genderrollen im Romantikkorpus (RK) und Modernekorpus (MK); genderneutrale Rollen in Lila, männliche Genderrollen in Blau und weibliche Genderrollen in Rot.

5.2.4 Historische Perspektive III: Netzwerkanalyse

Netzwerkanalysen werden in der Literaturwissenschaft in ganz unterschiedlichen Teilbereichen eingesetzt, bspw. um Figurenkonstellationen, Korrespondenznetzwerke, intertextuelle Bezüge oder stilistische Ähnlichkeiten zu visualisieren (Schumacher 2018/2024). Dabei werden zuvor bestimmte Größen (in diesem Fall Genderrollen) in ihrer Beziehung zueinander als Netzwerk aus Knotenpunkten (Nodes/Knoten) und Verbindungslinien (Edges/Kanten) dargestellt. Die bildliche Darstellung der Genderrollen als Netzwerk zielt zum einen darauf ab, die insgesamt 92.525 Genderrollen überblicken und ordnen zu können. Zum anderen bietet die Netzwerkanalyse den Vorteil, neue Zusammenhänge und Strukturen sichtbar zu machen, die im Rahmen der quantitativen Analyse nicht ermittelt wurden. Während sich in der quantitativ ausgerichteten Analyse herausgestellt hat, dass die Rollendichte im Romantikkorpus höher ist als im Modernekorpus, ist die Netzwerkanalyse stärker qualitativ ausgerichtet. Sie adressiert die folgenden Fragen: Welche Genderrollen kommen in den Werken vor und welche Genderrollen kommen epochenübergreifend vor und welche sind epochenspezifisch?

Um die Annotationsdaten in eine Graphdatenbank übertragen zu können, mussten wir eine Lemmatisierung und Disambiguierung durchführen. Dabei werden alle Annotationsdaten auf ihre grammatikalische Grundform zurückgeführt (bspw. „Königinnen“ → „Königin“) und alle gleichnamigen Genderrollen zusammengezählt.¹² Mit anderen Worten: Die Netzwerkanalyse basiert auf der Unterscheidung zwischen einzelnen Vorkommnissen (Tokens) und Typen (Types). Im Netzwerk abgebildet sind Typen („Sohn“) und nicht die einzelnen Tokens („Söhne“, „Sohn“, „Söhnle“). Die Weiterverarbeitung bzw. Reduktion der Annotationsdaten beeinflusst die Netzwerkvisualisierung, bei der die Vorkommenshäufigkeit der Genderrollen nun nicht mehr dieselbe ist wie in der quantitativen Analyse. Die Vorkommenshäufigkeit ist im Rahmen dieser Netzwerkanalyse daher anders zu bewerten und sollte nicht mit den Ergebnissen der rein quantitativen Analyse gleichgestellt werden. Die globale Architektur des Netzwerks (s. Abb. 9) lässt sich wie folgt beschreiben: Es gibt zwei unterschiedliche Knoten-Typen, Knoten für Genderrollen (blau, rot, lila) und Knoten für Textkorpora (grün); alle Knoten sind über Kanten miteinander verbunden, die deren Beziehung zueinander repräsentieren. So werden Rollen, die in einem bestimmten Teilkorpus erwähnt werden, über eine Kante verknüpft (s. Abb. 9).

12 Das bedeutet bspw., dass Annotationen wie „Sohn“, „Söhne“ oder „Söhnle“ als ein Knoten („Sohn“) im Netzwerk angelegt werden und eine Gewichtung von 3 erhalten.

Knoten-Typen

- 1)  weibliche Rollen
- 2)  männliche Rollen
- 3)  genderneutrale Rollen
- 4)  MK_Autorinnen
- 5)  MK_Autoren
- 6)  RK_Autorinnen
- 7)  RK_Autoren

Abbildung 9: Die unterschiedlichen Knoten-Typen im Überblick. Knoten 1, 2 und 3 sind über Kanten mit Knoten 4, 5, 6 und 7 verbunden.

Für jeden Typen einer Genderrolle sowie für jedes der Teilkorpora wurde also ein Knoten angelegt und jede Genderrolle ist über eine Kante dem Teilkorpus zugeordnet, in dem sie vorkommt. Hinter dem Netzwerk liegt ein Algorithmus, der die Architektur des Netzwerks beeinflusst, indem er Position und Größe der Knoten und Kanten bestimmt: Die Größe der Korpus-Knoten (grün) und die Dicke der Kanten (nur auf Abb. 12 sichtbar) nimmt mit steigender Anzahl der ihnen zugeordneten Rollen zu. Je mehr Rollen verschiedene Korpus-Knoten teilen, desto dichter liegen sie beieinander, je weniger Genderrollen verschiedene Korpus-Knoten gemeinsam haben, desto weiter liegen die Korpus-Knoten voneinander entfernt (s. Abb. 10).

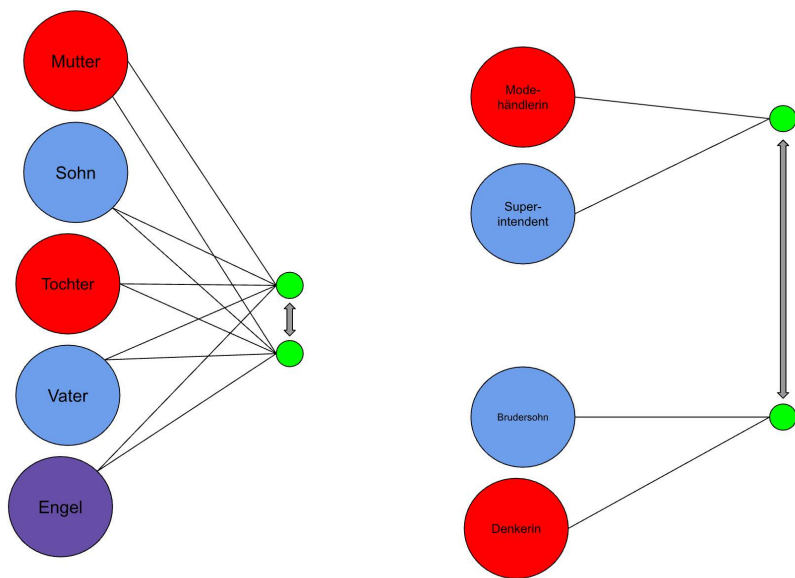


Abbildung 10: Schematische Abbildung der Knotendistanz; links: geteilte Knoten wie „Mutter“, „Sohn“, „Tochter“, „Vater“ oder „Engel“ ergeben eine geringe Distanz (grauer Pfeil); rechts: korpusspezifische Knoten wie „Modehändlerin“, „Superintendent“, „Brudersohn“ oder „Denkerin“ bewirken eine große Distanz der Werke-Knoten (grauer Pfeil)

Die Farbgebung der Netzwerkvisualisierung (s. Abb. 11) zeigt ein eher Rot codiertes Modernekorpus und ein vorrangig Blau codiertes Romantikkorpus.¹³ Vor dem Hintergrund der vorgeschalteten Reduktion der Annotationsdaten auf Typen wird deutlich, dass das Modernekorpus mehr unterschiedliche weibliche Genderrollen beinhaltet als das Romantikkorpus. Die große Anzahl an roten Knoten zeigt, dass für die Darstellung von weiblichen Genderrollen mehr unterschiedliche Begriffe verwendet wurden. Auf Ebene der Syntax ist die Facettenvielfalt der weiblichen Rollen in den Texten aus der literarischen Moderne größer als in den romantischen Texten. Hier sind besonders die männlichen Genderrollen dominant. Besonders hoch ist die Diversität der Darstellungsweise weiblicher Rollen in den Texten von Autoren. Der Befund passt zur Geschlechterkonstruktion der Zeit der Moderne, in der die traditionellen

13 Die Farbgebung der Knoten orientiert sich an der zufällig durch das Tool visÀvis generierten Farbauswahl für die Bar Charts.

Geschlechter- und Familienkonzepte in Frage gestellt wurden und Frauen zumindest auf gesellschaftlicher Ebene neue Rollen und Handlungsspielräume für sich beanspruchten (Kanz 2013: 352). Gleichzeitig bestimmte die Literatur der Moderne ein eher misogynies Frauenbild, das weibliche Figuren in unterschiedlichen negativ konnotierten Rollen – bevorzugt als Prostituierte, Arbeiterin oder einfaches Mädchen – inszenierte oder weibliche Figuren in dämonischen Rollen wie der Hexe oder dem Vampir zeigte (Kanz 2013: 353). Darüber hinaus zeichnet sich die Literatur der Moderne durch die Wiederaufnahme stereotyper Frauenbilder der *femme fatale*, *femme enfant* oder *femme fragile* aus (Kanz 2013: 367). Dabei wurde die literarische Beschäftigung mit Geschlechterkonzepten vorrangig von Autoren bestimmt; die Moderne gilt als in erster Linie männliches Programm (Helduser 2005). Die literarhistorische Dominanz des *male gaze* wurde in dieser Fallstudie durch ein ausbalanciertes Korpus nivelliert. Ein für die Interpretation des Netzwerks relevanter Faktor bleibt allein die Tatsache, dass sich die Literatur der Moderne durch eine intensive Beschäftigung mit Geschlechterrollen und Rollenzuweisungen auszeichnet. Auf Ebene des Netzwerks – so die These – zeigt sich das in Form eines differenzierten und facettenreichen Moderne-Clusters. Unabhängig vom Geschlecht der Autor:innen wird Weiblichkeit in den Texten der Moderne offenbar besonders differenziert verhandelt.

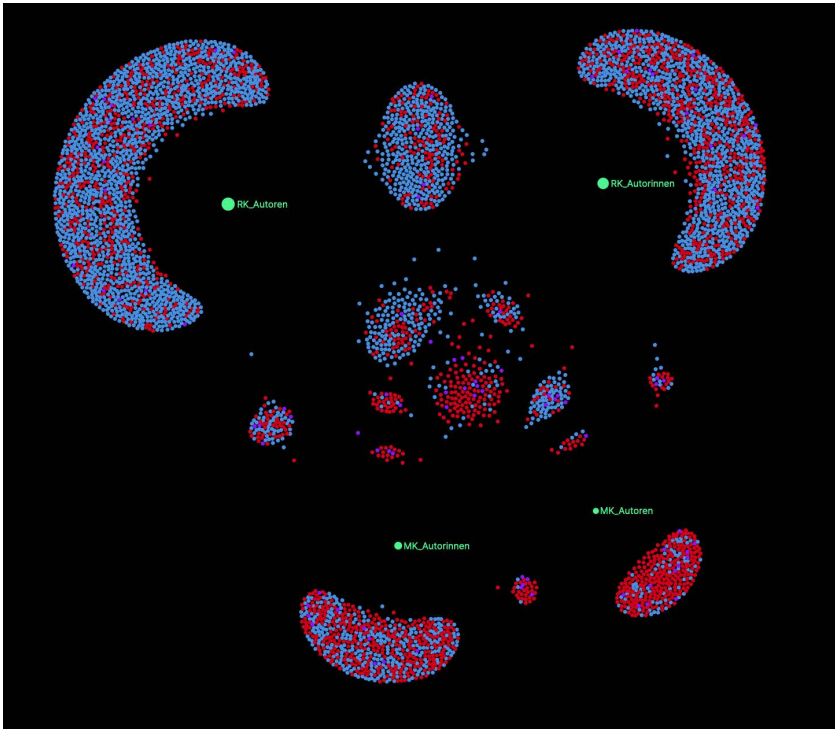


Abbildung 11: Verteilung der männlichen (blau), weiblichen (rot) und gender-neutralen Genderrollen (lila) in Nähe bzw. Distanz zu den vier Korpus-Knoten (grün). Je größer die grünen Korpus-Knoten, desto höher die Anzahl an Genderrollen, die in diesen Textkorpora vorkommen. Je mehr Rollen die Werke-Knoten teilen, desto näher liegen sie beieinander und umgekehrt.

Während der obere und der untere Teil des Netzwerks farblich jeweils relativ homogen gestaltet sind (Autorinnen und Autoren also in ähnlicher Art und Weise über Genderrollen schreiben), legt die Anordnung der vier großen Rollen-Cluster in der Nähe der dazugehörigen Korpus-Knoten (s. Abb. 12) nahe, dass der zeitliche Kontext ein besonders entscheidender Einflussfaktor für die Darstellung von Genderrollen ist. Die vier Cluster mit ‚toten Enden‘ im Peripheriebereich des Netzwerks verweisen auf ein festes ‚Epochen-Set‘ an Genderrollen, das ausschließlich in Texten der Moderne respektive der Romantik vorkommt (s. Abb. 12 mit Kanten).

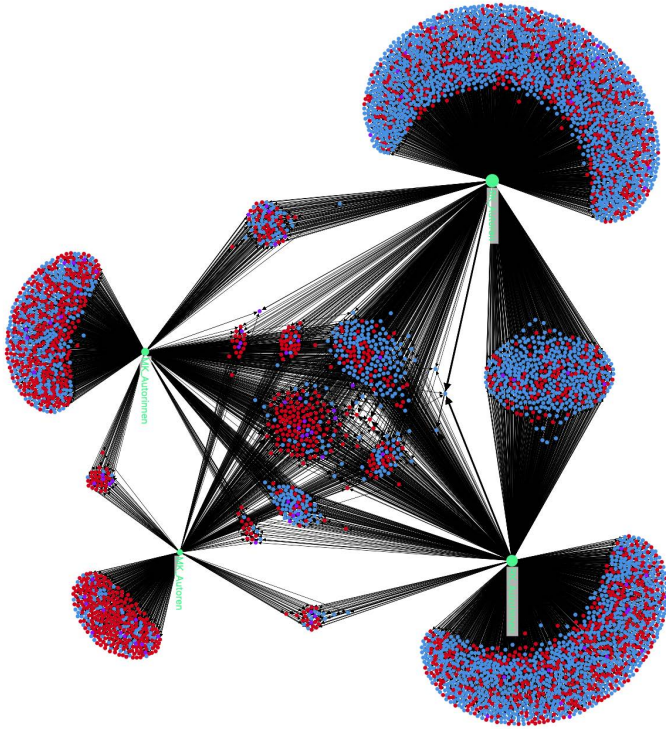


Abbildung 12: Netzwerk mit Rollen-Knoten (Mann: blau, Frau: rot, Gender-neutral: Lila) Korpus-Knoten (Grün) und Kanten (schwarz)

Diese epochenspezifischen Cluster treten deutlich hervor und sind größer als die beiden im Zentrum des Netzwerks abgebildeten Cluster und die Cluster zwischen den unterschiedlichen Epochen.

Gleichzeitig findet sich zwischen Autoren und Autorinnen der Romantik bzw. der Moderne eine vergleichsweise kleine geteilte Schnittmenge an Rollen (s. Tabelle 1), auf die unabhängig vom Autor:innengender zurückgegriffen wird (epochenspezifisch/genderunspezifisch).

Im mittleren Bereich zwischen den „MK“- und „RK“-Knoten haben sich all diejenigen Rollen angeordnet, die in allen betrachteten Werken – unabhängig vom Entstehungszeitraum und dem Autor:innengender – vorkommen. Unter quantitativer Perspektive fällt dieser Teil weniger ins Gewicht. Unter qualitativer Perspektive handelt es sich um die besonders bedeutsamen, weil

zeit- und autor:innengenderübergreifend relevanten Genderrollen (s. Tabelle 1). Dabei zeigt sich zum einen, dass werk- und epochenübergreifend vor allem weibliche Rollen konstant bleiben. Das von Texten des gesamten Korpus geteilte weibliche Rollenprofil ist deutlich ausdifferenzierter und facettenreicher als das männliche Rollenprofil der *Most Central Nodes*. Das Set an geteilten männlichen Genderrollen ist überschaubar und beinhaltet Rollen aus den Bereichen Familie und Beziehung (wie „Vater“ und „Freund“), Beruf (wie „Kapitän“ und „Doktor“), auf den sozialen Status verweisende Rollen (wie „Graf“ und „Fürst“) und Rollen, die das biologische Geschlecht herausstellen (wie „Mann“ oder „Kerl“). Diese Kategorisierung lässt sich auch auf das weibliche Rollenprofil anwenden. Anders als im männlichen Rollenprofil finden sich hier aber auch negativ konnotierte Rollen wie „Sünderin“, „Närrin“ und „Mörderin“ und positiv konnotierte Rollen wie „Gebietlerin“, „Heldin“ oder „Führerin“, die auf starke weibliche Rollen mit Handlungsmacht verweisen. Die Rolle der „Blondine“ deutet auf eine zeit- und genderunabhängige stereotype, auf das äußere Erscheinungsbild – genauer: die Haarfarbe – bezogene Darstellung weiblicher Rollen hin. Die „Muse“ erscheint hier ebenfalls als eine zentrale weibliche Rolle, womit die Rolle der Frau als Inspirationsquelle in beiden Textkorpora und unabhängig vom Geschlecht des:der Autor:in Niederschlag findet. Mit der zentralen Rolle der Muse tritt ein seit der Antike beliebtes Konzept von Autorschaft hervor, bei dem der männliche Autor als Schöpfer von Kunst und Literatur auftritt, während die Frau den Anlass des Schreibens darstellt und in der Rolle der Muse als Inspirationsquell den Schreibprozess unterstützt (Schößler 2008: 163).

Tabelle 1: *Most Central Nodes*, die in allen vier Teilkorpora vorkommen, Eigennamen ausgeschlossen; farblich kodiert nach den Oberkategorien Familie und Beziehung (Rot), Beruf (Grün), sozialer Statur (Blau), biologisches Geschlecht (schwarz), Sonderfall (Orange)

Zentrale männliche Genderrollen	Vater, Junge, Kapitän, Herr, Onkel, Doktor, Freund, Bruder, Krämer, Graf, König, Oberst, Jäger, Baron, Pastor, Bürger, Schreiber, Beamter, Mann, Bürgermeister, Fürst, Kerl, Lehrer, Rittmeister
---------------------------------	--

Zentrale weibliche Genderrollen	Frau, Mutter, Mädchen, Gräfin, Tante, Fräulein, Tochter, Weib, Dame, Großmutter, Schwester, Mama, Freundin, Prinzessin, Gemahlin, Jungfrau, Sprecherin, Hausfrau, Mütterchen, Alte, Kleine, Baronin, Gattin, Herrin, Witwe, Dienstmädchen, Magd, Kaiserin, Königin, Frauenzimmer, Wirtin, Hexe, Cousine, Mademoiselle, Geliebte, Nachbarin, Wärterin, Jungfer, Lehrerin, Schülerin, Dienerin, Dirne, Geliebte, Gesellschafterin, Madame, Französin, Nichte, Schwägerin, Begleiterin, Schauspielerin, Erzieherin, Göttin, Kammerjungfer, Base, Erbin, Gefährtin, Haushälterin, Herzogin, Madonna, Muhme, Sünderin, Weibsbild, Besitzerin, Fürstin, Gebieterin, Heldin, Bäuerin, Blondine, Engländerin, Führerin, Genossin, Gönnerin, Hofdame, Künstlerin, Närrin, Professorin, Schreiberin, Töchterchen, Unbekannte, Weibchen, Erzählerin, Gevatterin, Kammerfrau, Kellnerin, Lady, Marketenderin, Märtyrerin, Mörderin, Muse, Pflegerin, Priesterin, Reiterin, Röschen, Zeugin
Zentrale genderneutrale Genderrollen	Mensch, Person, Liebling, Geschöpf, Schatz, Ding, Engel, Gast, Opfer, Gestalt, Säugling

Es wird außerdem deutlich, dass genderneutrale und relativ generische Rollen wie „Mensch“, „Kind“ und „Person“ in allen Werken und beiden Epochen von Bedeutung sind. Die genderneutralen Rollen kommen insgesamt zwar weniger häufig vor als Rollen aus der männlichen oder weiblichen Kategorie, bilden aber für alle Werke eine gemeinsame Schnittmenge. Im Hinblick auf diese Rollen von einem Bruch mit einer binären Einteilung zu sprechen, wäre allerdings falsch. Der Algorithmus legt lediglich offen, dass genderneutrale Rollen in den Texten durchaus ins Gewicht fallen und eine sinnvolle, für die

Interpretation relevante Erweiterung binärer Klassifikationssysteme darstellen. Eine stichprobenartige Analyse des semantischen Umfelds der genderneutralen Rollen zeigt, dass sie sich in vielen Fällen einer binären Vorstellung von Gender folgend eindeutig einer der beiden Kategorien (Mann/Frau) zuordnen lassen. „Mensch“ oder „Person“ werden in einigen Fällen zwar inklusiv gebraucht und verweisen auf die Menschheit im Allgemeinen oder Gruppen von Figuren (bspw. im *Werther*), in den meisten Fällen verweist „Mensch“ aber der binären Ordnung folgend auf einen der beiden etablierten Gendertypen (bspw. meint Clementina mit „Mensch“ Florentin, den Protagonisten des gleichnamigen Romans von Dorothea Schlegel, und Lieutenant Gustl bezeichnet damit sich selbst). In einigen Fällen wird „Mensch“ außerdem als Ausruf gebraucht. Das trifft auch auf „Kind“ zu. In besonders häufigen Fällen referenziert „Kind“ eine weibliche Figur, und zwar als infantil, schutzbedürftig und durch diesen Status als nicht ganz ebenbürtiges Gegenüber. Auch „Engel“ ist meistens gegendert. Häufig werden weibliche Figuren als „Engel“ bezeichnet, wodurch eine sakrale Form von Weiblichkeit etabliert wird. „Engel“ wird aber auch im religiösen Kontext für die Beschreibung männlicher Figuren verwendet. „Geschöpf“ wird meistens verwendet, um eine weibliche Figur zu beschreiben, und ist euphorisch-wertschätzend konnotiert, es finden sich aber auch abwertend gebrauchte Formen, wie bspw. in Heinrich Manns *Professor Unrat*.

6 Fazit

Die quantitativ ausgerichteten Analysen vertiefen die bestehenden literaturwissenschaftlichen Erkenntnisse. Die Ergebnisse literaturwissenschaftlicher Einzelfallstudien lassen sich auf der Basis eines größeren Korpus an Texten überprüfen, sie erhalten in gewisser Weise ein empirisches Fundament und werden in einen größeren Kontext gesetzt. Unter methodologischer Perspektive liegt in der Erweiterung eine Chance, da auf diese Weise einer Literaturwissenschaft ‚abseits des Kanons‘ der Weg bereitet wird – ein Aspekt, der gerade im Hinblick auf Genderfragen relevant ist.

Durch quantitative digitale Methoden werden größere Tendenzen und Zusammenhänge literarischer Epochen, Gattungen und spezifischer im Analysefokus stehender Phänomene sichtbar. Die statistische Analyse gibt in unserem Fall Aufschluss über die Schreibweisen von Autor:innen der Romantik sowie die Verteilung von Genderrollen in zwei literaturgeschichtlichen Epochen und zeigt, dass in den Werken der Romantik insgesamt deutlich mehr Genderrollen vorkommen als in den Werken der Moderne. Gleichzeitig regt die stilometrische Analyse dazu an, bestimmte Werke der Romantik sowie deren Autor:innen in ihrem Verhältnis zueinander in einem neuen Licht zu betrachten. Sie

kann damit eine sinnvolle Ergänzung zu den bisherigen ‚traditionellen‘ Werkinterpretationen und Briefquellenauswertungen sein. Die Netzwerkanalyse offenbart wiederum im epochalen und gendermäßigen Vergleich Stiltendenzen und zeigt, dass besonders weibliche Rollen in Texten der Moderne von Autoren ausdifferenzierter und facettenreicher gestaltet werden. Der geringere Anteil an Genderrollen lässt sich als ‚quantitativer Marker‘ für die psychoanalytische Erzähltechnik oder die Psychologisierung der Literatur in der Zeit um 1900 interpretieren.

Gleichzeitig können – wie die stilometrische Analyse gezeigt hat – die statistischen Analysen auch zum Ausgangspunkt für detailliertere Betrachtungen von Einzelwerken werden, wenn etwa die Position oder Beziehung einzelner Werke oder Autor:innen bei der Analyse eines größeren Datensatzes besonders hervorstechen und/oder Ergebnisse vom bisherigen Stand der literaturwissenschaftlichen Erkenntnis abweichen. Ebenso ließen sich ausgehend von den Netzwerkanalysen detaillierte Analysen einzelner Werke anstellen, die bspw. die statistisch festgestellte höhere Ausdifferenziertheit weiblicher Rollen in Texten männlicher Autoren der Moderne genauer untersuchen.

Literatur

Primärtexte

Ludwig, Christiane S. (1795): Die Familie Hohenstam[m] oder Geschichte edler Menschen. 1. Teil. Leipzig: Gräffische Buchhandlung.

Romantikcorpus: Autoren

Alexis, Willibald (1815): Als Kriegsfreiwilliger nach Frankreich 1815. Blätter aus meinen Erinnerungen.

Arnim, Achim von (1809): Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores.

Brentano, Clemens (1801): Godwi.

Eichendorff, Joseph von (1833): Dichter und Gesellschaft.

Goethe, Johann Wolfgang von (1811): Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.

Hauff, Wilhelm (1826): Lichtenstein.

Heine, Heinrich (um 1824): Der Rabbi von Bacherach.

Hölderlin, Friedrich (1797): Fragment von Hyperion.

Hoffmann, E. T. A. (1815): Die Elixiere des Teufels.

Klingemann, August (1804): Die Nachtwachen des Bonaventura.

Mundt, Theodor (1835): Madonna.

Naubert, Benedikte (1791): Alf von Dülmen Oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Töchter.
 Novalis (1802): Die Lehrlinge zu Sais.
 Paul, Jean (1819): Hesperus oder 45 Hundposttage. Eine Lebensbeschreibung.
 Schiller, Friedrich (1787): Der Geisterseher.
 Schlegel, Friedrich (1799): Lucinde.
 Spindler, Carl (1841): Der Vogelhändler von Imst.
 Tieck, Ludwig (1798): Franz Sternbalds Wanderungen.
 Schilling, Friedrich Gustav (um 1786): Die Denkwürdigkeiten des Herrn v. H.
 Zschokke, Heinrich (1817): Das Goldmacherdorf.

Romantikcorpus: Autorinnen

Ahlefeld, Charlotte von (um 1820): Erna. Kein Roman.
 Ahlefeld, Charlotte von (1799): Marie Müller.
 Arnim, Bettina von (1844): Clemens Brentanos Frühlingskranz.
 Bernhardi, Sophie (1836): Evremont.
 Fischer, Caroline Auguste (1809): Der Günstling.
 Fischer, Caroline Auguste (1801): Gustavs Verirrungen.
 Fischer, Caroline Auguste (1812): Margarethe.
 Fischer, Caroline Auguste (1801): Vierzehn Tage in Paris.
 Fouqué, Caroline de la Motte (1814): Der Spanier und der Freiwillige in Paris. Eine Geschichte aus dem heiligen Kriege.
 Fouqué, Caroline de la Motte (1812): Magie der Natur.
 Hahn-Hahn, Ida Gräfin (1840): Gräfin Faustine.
 Liebeskind, Margareta Sophia (1784): Maria. Eine Geschichte in Briefen.
 Mereau, Sophie (1803): Amanda und Eduard. Ein Roman in Briefen.
 Mereau, Sophie (1794): Das Blütenalter der Empfindung.
 Dorothea Schlegel (1801): Florentin.
 Unger, Friederike Helene (1806): Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben.
 Unger, Friederike Helene (1784): Julchen Grünthal.
 Vulpius, Christian August (1799): Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann.
 Wobeser, Wilhelmine Karoline von (1795): Elisa oder das Weib wie es seyn sollte.
 Wolzogen, Caroline von (1798): Agnes von Lilien.

Modernekorpus: Autoren

Hofmannsthal, Hugo von (1900): Erlebnis des Marschalls von Bassompierre.
 Kafka, Franz (1909): Gespräch mit dem Betrunkenen.
 Liliencron, Detlev von (1902): Der Richtungspunkt.
 May, Karl (1901/1902): Matavese, der Fürst des Felsens.
 Polenz, Wilhelm Luginsland von (1901): Ein wilder Schöbbling.
 Raabe, Wilhelm (1899): Hastenbeck.

Rilke, Rainer Maria (1899): Frau Blaha's Magd.
 Ringelnatz Joachim (1920): Eheren und Holzeren.
 Saar, Ferdinand von (1903): Tambi.
 Scheerbart, Paul (1912): Die drei Baumstaaten.
 Schirokauer, Alfred (1920): Irrwege der Liebe.
 Schnitzler, Arthur (1913): Frau Beate und ihr Sohn.
 Spielhagen, Friedrich (1883): Sturmflut.
 Storm, Theodor (1881): Hans und Heinz Kirch.
 Trakl, Georg (1906): Traumland.
 Ungar, Hermann (1920): Geschichte eines Mordes.
 Wasserman, Jakob (1908): Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens.
 Zapp, Arthur (1895): Moderne Frauen.
 Zobelitz, Fedor von (1899): Der Kurier des Kaisers.
 zur Mergedede, Johannes Richard (1901): Das Blinkfeuer von Brüsterort.

Modernekorpus: Autorinnen

Andreas-Salomé, Lou (1895): Ruth.
 Anklam, Louise (1898): Der Wunderdoktor.
 Büchner, Luise (1878): Der Matrose vom Alabama.
 Buelow, Frieda von (1893): Zwei Menschen.
 Christ, Lena (1919): Der Dorfdummerl.
 Christen, Ada (1884): Nachbar Krippelmacher.
 Eschstruth, Nataly von (1902): Die Bären von Hohen-Esp.
 Frapan, Ilse (1890): Der Erste.
 Gluemer, Claire von (1876): Gesüht.
 Heimbürg, Wilhelmine (1904): Großmutter's Kathrin.
 Heyking, Elisabeth von (1918): Die Orgelpfeifen.
 Janitschek, Maria (1896): Ninive.
 Michaelson, Margarete (1899): Aus den Memoiren einer Berliner Range.
 Niese, Charlotte (1886): Kajus Rungholt.
 Reventlow, Franziska zu (1896): Vater.
 Spyri, Johanna (1886): Am Felsensprung.
 Suttner, Bertha von (1889): Die Waffen nieder!
 Vely, Emma (1901): Burgfriede.
 Woerishoeffer, Sophie (1877): Robert des Schiffsjungen Fahrten.
 Wohlbrueck, Olga (1911): Du sollst ein Mann sein.

Sekundärliteratur

Arıkan, Burak/Üstün, Zeyno/Kızılay, Ahmed/Badur, Aybars/Erikli, Fatih/Zıncık, Özlem/Gilikoğlu, Dara/Aldatmaz, Ayca/Dölec, Genk: Graph Commons (o.J.).
<https://graphcommons.com> [Zugriff: 13.05.2024].

- Bahr, Hermann (1968): *Zur Überwindung des Naturalismus. Theoretische Schriften 1887-1904. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Gotthardt Wunberg.* Stuttgart u.a.: W. Kohlhammer.
- Bögel, Thomas/Geertz, Michael/Gius, Evelyn/Jacke, Janina/Meister, Jan Christoph/Petris, Marco/Strötgen, Jannik (2015): Collaborative Text Annotation Meets Machine Learning: heureCLÉA, a Digital Heuristic of Narrative. In: Cordel, Ryan/Galina, Isabel/Romary, Laurent (Hrsg.): *DHCommons journal* 1, July 2015. DOI: <https://doi.org/10.5281/zenodo.3240591>.
- D'Ignazio, Catherine/Klein, Lauren F. (2023): *Data Feminism.* o.O.: MIT Press.
- Dimitrakopoulos, Nicolas (2022): Geschlechterdifferenz und Kanonfragen in der Schule: ein Blick in den Lehrplan. In: #breiterKanon. <https://breiterkanon.hypothesen.org/764> [Zugriff: 19.12.2024].
- Fileva, Evgeniia (2023): What is Gender Analysis?. In: Schöch, Christof/Dudar, Julia/Fileva, Evgeniia (Hrsg.): *Survey of Methods in Computational Literary Studies (= D 3.2: Series of Five Short Survey Papers on Methodological Issues).* Trier: CLS INFRA. <https://methods.clsinfra.io/what-gender.html>. DOI: <https://doi.org/10.5281/zenodo.7892112> [Zugriff: 19.12.2024].
- Fichte, Johann Gottlieb (1970): *Grundriß des Familienrechts. Anhang zu: Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre. Zweiter Theil oder Angewandtes Naturrecht.* In: Ders.: *Werke 1797-1798. Bd. I, 4*, hrsg. v. Reinhard Lauth, Hans Gliwitzky. Stuttgart/Bad Cannstatt: frommann-holzboog Verlag, S. 1-165.
- Gius, Evelyn/Guhr, Svenja/Uglanova, Inna (2021): d-Prose 1870-1920 a Collection of German Prose Texts from 1870 to 1920. *Journal of Open Humanities Data* 7, 0, S. 11. DOI: <https://doi.org/10.5334/johd.30>.
- Helduser, Urte (2005): *Geschlechterprogramme. Konzepte der literarischen Moderne um 1900.* Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag.
- Herrmann, Leonard (2012): System? Kanon? Epoche? Perspektiven und Grenzen eines systemorientierten Kanonmodells. In: Beilein, Matthias/Stockinger, Claudia/Winko, Simone (Hrsg.): *Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft.* Berlin/Boston: De Gruyter, S. 59-75.
- Heydebrand, Renate von/Winko, Simone (1995): Arbeit am Kanon. Geschlechterdifferenz in Rezeption und Wertung von Literatur. In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hrsg.): *Genus: Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften.* Stuttgart: Alfred Kröner, S. 206-261.
- Heydebrand, Renate von (2003): Gender als Faktor bei der Bedeutungskonstitution von literarischen Texten. In: Fotis, Jannidis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Nünning Vera (Hrsg.): *Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte.* Berlin/New York: De Gruyter, S. 712-733.
- Jahnke, Selma/Klappenbach, Lou/Neuber, Frederike/Zinsmeister, Elke (2024): Gemeinsam gegen den Gender-Data-Gap. Mehr Sichtbarkeit für Frauen durch die Digital Humanities. In: *Jahresmagazin 2024 der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*, S. 61-66.
- Jockers, Matthew (2013): *Macroanalysis. Digital Methods & Literary History.* Champaign: University of Illinois Press.
- Kanz, Christine (2013): Die literarische Moderne (1890-1920). In: Beutin Wolfgang/Beilein, Matthias/Ehlert, Wolfgang/Emmerich, Klaus/dies./Lutz, Bernd/Meid,

- Volker/Opitz, Michael/Opitz-Wiemers, Carola/Schnell, Ralf/Stein, Peter/Stephan, Inge (Hrsg.): Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Weimar/Stuttgart: Metzler, S. 345-391.
- Krautter, Benjamin/Pagel, Janis/Reiter, Nils/Willand Marcus (2018): Titelhelden und Protagonisten – Interpretierbare Figurenklassifikation in deutschsprachigen Dramen. In: Weitin, Thomas (Hrsg.): LitLab Pamphlet #7: Interpretierbare Figurenklassifikation.
- Koolen, Corina (2018): Reading Beyond the Female: The Relationship Between Perception of Author Gender and Literary Quality. Dissertation, Universität Amsterdam.
- Lanser, Susan Sniader (1986): Toward a Feminist Narratology. In: *Style* 20, 2, S. 341-363.
- Mandell, Laura (2019): Gender and Cultural Analytics: Finding or Making Stereotypes? In: Gold, Matthew K./Klein, Lauren F. (Hrsg.): *Debates in the Digital Humanities* 2019, Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 3-26. DOI: <https://doi.org/10.5749/j.ctvg251hk.4>.
- Nieberle, Sigrid (2020): Literaturwissenschaften: die neue Vielfalt in der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Bd. 1. Wiesbaden: Springer VS, S. 563-570. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_123-1.
- Nünning, Vera/Nünning, Ansgar/Stritzke, Nadyne (2004): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: J.B. Metzler. DOI: <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05069-4>.
- Piper, Andrew (2018): *Enumerations: data and literary study*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Rippl, Gabriele/Straub, Julia (2013): Zentrum und Peripherie: Kanon und Macht (Gender, Race, Postcolonialism). In: Rippl, Gabriele/Winko, Simone (Hrsg.): *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 110-120.
- Reiter, Nils (2020): Anleitung zur Erstellung von Editionsrichtlinien. In: Reiter, Nils/Pichler, Axel/Kuhn, Jonas (Hrsg.): *Reflektierte algorithmische Textanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 193-203.
- Ring, Weijie (2022): „Es tanzt sich gut auf dem kurzen Grase“. Spiel mit Geschlechterrollen beim Tanz in Dorothea Schlegels Florentin (1801). In: dies. (Hrsg.): *Tanz in der Literatur: Zum kulturgeschichtlichen und ästhetischen Wandel in der Sattelzeit (1750-1850)*, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 168-188. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110759815-010>.
- Russ, Joanna (1983): *How to Suppress Women's Writing*. Austin: University of Texas Press.
- Rybicki, Jan (2015): Vive La Différence: Tracing the (Authorial) Gender Signal by Multivariate Analysis of Word Frequencies. *Digital Scholarship in the Humanities* 31, 4, S. 746-61. DOI: <https://doi.org/10.1093/lc/fqv023>.
- Schöbber, Franziska/Wille, Lisa (2022): Gender und das literarische System. Einführung in die Gender Studies. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 158-169. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110656541-012>.

- Schumacher, Mareike (2018/2024): Methodenbeitrag: Netzwerkanalyse. In: *forTEXT* 1, 6. DOI: <https://doi.org/10.48694/fortext.3759>.
- Schumacher, Mareike/Uglanova, Inna/Gius, Evelyn (2022): *d-Romane-Romantik (d-RoRo)*. Zenodo. DOI: <https://doi.org/10.5281/ZENODO.7215170>.
- Schumacher, Mareike/Flüh, Marie (2020): Figurengender zwischen Stereotypisierung und literarischen und theoretischen Spielräumen: Genderstereotype und -bewertungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Schöch, Christof (Hrsg.): *DHd2020: Digital Humanities zwischen Modellierung und Interpretation. Konferenzabstracts*. o.O. 2020, S. 162-167. <https://zenodo.org/record/3666690#.X37-FFICTus> [Zugriff: 19.12.2024].
- Stephan, Inge (2013): *Kunstepoche*. In: Beutin Wolfgang/Beilein, Matthias/Ehlert, Wolfgang/Emmerich, Klaus/Kanz, Christine/Lutz, Bernd/Meid, Volker/Opitz, Michael/Opitz-Wiemers, Carola/Schnell, Ralf/Stein, Peter/dies. (Hrsg.): *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Weimar/Stuttgart: Metzler, S. 185-241.
- Sutton, Charles/McCallum, Andrew (2010): *An Introduction to Conditional Random Fields*, arXiv: 1011.4088 [stat]. <http://arxiv.org/abs/1011.4088>. [Zugriff: 26.02.2020].
- Underwood, Ted/Bamman, David/Lee, Sabrina (2018): *The Transformation of Gender in English-Language Fiction*. In: *Journal of Cultural Analytics* 3, 2. DOI: <https://doi.org/10.22148/16.019>.

Queer Sick Apptivism. Apps, queere Krankheit, Aktivismus

Elisa Linseisen, HFBK Hamburg

1 *Sick Women Theory*

Die Soundkulisse der vorbeiziehenden Black-Lives-Matter-Proteste, die 2014 im MacArthur Park in Los Angeles stattfanden und die they vom Bett aus hört, das they aufgrund einer chronischen Krankheit nicht verlassen kann, bringen den:die koreanisch-amerikanische:n, nicht-binäre:n Künstler:in Johanna Hedva dazu, in dem autobiografischen Essay *Sick Women Theory* über die politische Un/Sichtbarkeit von kranker queerer, nicht-weißer Körperlichkeit nachzudenken. Hedva erwägt, welche Möglichkeiten des Protests, und das bedeutet für they: des politisch Gemeinsamen und der politischen Subjektivierung, kranken Menschen jenseits der Straße überhaupt zur Verfügung stehen würden: „I listened to the sound of the marches as they drifted up to my window. Attached to bed, I rose up my sick women fist, in solidarity.“ (Hedva 2020: 1) Hedva zählt die Personengruppen auf, die von den Forderungen der Black-Lives-Matter-Proteste betroffen sind, aber aufgrund ihrer sozialen Herkunft, ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe und ihrer Dis_Ability nicht unter den Demonstrierenden erscheinen können.

Hedva erweitert diese Reihe der Nicht-Sichtbaren um die Erkrankten und distanziert sich mit ihrer Personengruppe von Hannah Arendts Definition des Politischen, nach der im Gegensatz zur Sphäre des Privaten jede öffentliche eine politische Handlung ist (vgl. Arendt 1996), – eine Definition, die bereits mit der feministischen Parole ‚Das Private ist politisch!‘ und den mit derselben in den 1970er-Jahren erhobenen Fäusten kritisiert wurde. Wie Hedva anmerkt, sollte Arendts nach wie vor prominente Definition der *conditio humana* endlich Konsequenzen für die Frage haben, wer von politischer Existenz und einem gemeinsamen politischen Handeln ausgeschlossen ist – also von jenem, das auf physische Präsenz in der Öffentlichkeit angewiesen ist – und dadurch automatisch als a-politisch gilt, „simply because they are not physically able to get their bodies into the street.“ (Hedva 2020: 1)

Mit Hedva und auch im Anschluss an Judith Butlers Konzept der „pluralen Performativität“ (Butler 2016), auf die sich die *Sick Women Theory* bezieht,

möchte ich in diesem Text danach fragen, welcher „Erscheinungsraum“ (Arendt 1996: 193f.) für kranke queere, nicht-weiße Personen gegeben ist, um als politisches Subjekt im politisch Gemeinsamen un/sichtbar zu werden. Dass diese Erscheinungsräume ein intersektionales Wissen von Sexualität, Geschlecht, Race in Bezug auf Gesundheit bzw. Krankheit – *Gendering Health Knowledge* – hervorbringen, werde ich im Folgenden versuchen, aus einer medienwissenschaftlichen Perspektive anhand von Apps herauszuarbeiten.

2 Kranke queere, nicht-weiße Un/Sichtbarkeit problematisieren

Grundannahme meiner gender- und medienwissenschaftlich (Peters/Seier 2016 und Bee/Kandioler 2020) informierten Problematisierung von queerer, nicht-weißer Krankheit und vergeschlechtlichem Wissen, das auf Un/Sichtbarkeit beruht, ist ihre wechselseitige Bedingtheit: Die Erfahrung von Krankheit in queeren, nicht-weißen Subjekten stellt eine marginalisierte Form verkörperter Subjektivierung dar, deren Bedingungen stark von der spezifischen Medialisierung abhängen – also davon, wie diese Erfahrung (un)sichtbar gemacht wird und wie dadurch Un/Wissen entsteht.

Umgekehrt handelt queere, nicht-weiße Krankheit das Verhältnis von Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit, von Unwissen und Wissen performativ und medial aus. Auch wenn they nicht ‚auf der Straße erscheint,‘ stellt Hedvas erhobene Faust die Un/Sichtbarkeit von und das Un/Wissen über politische Subjektivierung und Vergemeinschaftung performativ und medial im Erscheinungsraum ihres Textes her: „I thought of all the other invisible bodies, with their fists up, tucked away and out of sight.“ (Hedva 2020: 1)

Hedvas kranker queerer, nicht-weißer Körper lässt them Teil einer politischen Un/Sichtbarkeit sein, gerade weil they un/sichtbar ist, weil sich kranke queere, nicht-weiße Körper mit Butler „dadurch definier[...][en lassen], dass sie daran gehindert werden, im öffentlichen Raum selbst körperlich in Erscheinung zu treten.“ (Butler 2016: 16) Hedvas solidarische Faust und all die anderen unsichtbaren Fäuste problematisieren damit zuallererst Un/Sichtbarkeit und Un/Wissen.

Die *Sick Women Theory* ist ein von Hedva eröffneter Verhandlungsort dieser Un/Sichtbarkeit, ein Ort des Protests, der Öffentlichkeit herstellt und dadurch Wissen über marginalisierte Formen der Verkörperung produziert. Ich möchte die Straße als Ort der Öffentlichkeit ins Spiel bringen und diesen Vergleich auch auf den von mir gesetzten Schrägstrich (./) anwenden, der als ein weiterer theoretischer Verhandlungsort verstanden werden kann. Der Schrägstrich ist eine in ein Satzzeichen gegossene Protestform – im Text nicht auf der Straße – mit der ich problematisieren möchte, dass sich Unsichtbarkeit und

Sichtbarkeit, Unwissen und Wissen prozessual interdependent zueinander verhalten.

Ich erprobe mit dem Satzzeichen¹ das Verhältnis von Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit, von Unwissen und Wissen theoretisch zu *queeren*,² d.h. in Bezug auf Geschlecht und durch Race, Class und Dis_ability stattfindende Ein- und Ausschlüsse in gegenseitiger Befragung und Verschiebung offen zu halten. Dabei möchte ich an einen intersektionalen Feminismus anschließen, für den auch Hedva mit der Verwendung des Begriffs ‚Frau‘ und den damit verbundenen Un/Sichtbarkeiten und dem daraus resultierenden Un/Wissen einsteht:

To take the term ‚women‘ as the subject-position of this work is a strategic, all-encompassing embrace and dedication to the particular, rather than the universal. Though the identity of ‚women‘ has erased and excluded many (especially women of color and trans/nonbinary/genderfluid people), I choose to use it because it still represents the un-cared for, the secondary, the oppressed, the non-, the un-, the less than-. (Hedva 2020: 6)

Auch mit dem Schrägstrich, der im Folgenden wie ein Schieberegler die Verhandlung zwischen Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit, zwischen Unwissen und Wissen zum Ausdruck bringen soll, ist die Frage nach Marginalisierungstendenzen unter die Vorannahme gestellt, vom Partikularen und Singulären auszugehen und die Aushandlung von diskriminierenden Ein- und Ausschlüssen intersektional ‚am Laufen‘ zu halten. (Walgenbrach et al.: 2012)

3 Apps: Un/Sichtbarkeitsräume von Krankheit und Protest

Im Folgenden werde ich *digitale* Un/Sichtbarkeitsräume queerer und nicht-weißer Krankheit und die damit verbundenen Potenziale politischer Subjektivierung und Sozialisierung in den Blick nehmen. Aus zwei Gründen interessieren mich dabei besonders Apps, kleine Softwareprogramme auf mobilen Endgeräten, die meist unifunktional für eine bestimmte Alltagsaufgabe im Bereich der Kommunikation, Navigation, Organisation oder Unterhaltung von ihren Nutzer:innen verwendet werden. Apps bringen in medialer Form zwei Fragen zusammen, die sich bei meiner Beschäftigung mit der digitalen Un/Sichtbarkeit und dem digitalen Un/Wissen von kranken queeren, nicht-

1 Zu einer Einordnung des theoretischen Potenzials des Schrägstrichs, vgl. Linseisen 2020: 58f.

2 Ich spreche von *Queer Sick Activism* in einer theoretischen Verwendung des Begriffes ‚queer‘. Damit sind nicht ausdrücklich geschlechtliche und sexuelle Identitäten und auch andere Marginalisierungen wie Race oder Class direkt benannt, jedoch aber mit dem theoretischen Anspruch, festgeschriebene, normative Kategorien zu stören und in einer prozessualen Verschiebung offenzuhalten, mitgedacht.

weißen Körpern in Hinblick auf politische Subjektivierung und Vergemeinschaftung stellen.

Erstens haben Apps eine zentrale Rolle bei der aktuellen Verhandlung von Gesundheit. Apps werden von den Akteur:innen des Gesundheitssystems als valide und versatile Tools zur Prävention, Diagnose und Therapie von (oftmals auch chronischen) Krankheiten bewertet und eingesetzt. (Scherenberg 2022) Weiterhin lässt sich an Apps die Neoliberalisierung einer Selbstsorgekultur festmachen. An diesen Beobachtungen möchte ich einen Diskurs über digitale Un/Sichtbarkeit und Un/Wissen von Krankheit nachvollziehen, dabei aber über die gerechtfertigte medienwissenschaftliche Kritik am biopolitischen Charakter der Selbstsorge- und Gesundheits-Apps hinausgehen. (Ochsner 2018; Lupton 2014; Ford/de Togni/Miller 2021) Mich interessiert an diese Kritik anschließend, inwiefern Apps für den (Gesundheits-)Aktivismus ihrer Nutzer:innen angewendet werden können.

Ihr aktivistischer Einsatz ist nämlich der *zweite* Grund, warum ich mich auf Apps in diesem Text fokussieren möchte. Im Kontext der Protestbewegungen der jüngeren Vergangenheit – dem Arabischen Frühling, der Occupy-Bewegung, MeToo, den Black-Lives-Matter-Protesten, der feministischen Revolution im Iran – wurde Apps, v.a. Social Media Apps, ein aktivistisches Anwendungspotenzial mit Nachdruck zugestanden. (Leistert 2017; Hanke 2013; Tufekci 2017)

Ein solches Potenzial für die Mobilisierung und Kommunikation der Protestierenden, für die Dokumentation ihrer Protestaktionen und der Gewalt gegen sie sowie die mediale Teilhabe von Nichtanwesenden über die Plattformen haben zu Begriffen wie „Twitter Revolution“, „Facebook Uprisings“ und „Hashtag-Aktivismus“ geführt. In dieser Reihe lässt sich auch der Begriff „Apptivism“ (Golan/Triosh 2020) – ein Kofferwort aus Aktivismus und Apps, der sich auf Proteste in Palästina bezieht, auf den ich später genauer eingehe – verorten.

Im Folgenden werde ich die beiden Kontexte, in denen Apps eine zentrale Rolle spielen – Gesundheit bzw. Krankheit (den Unterschied führe ich weiter unten aus) und Protest – und die damit verbundenen Fragen der individuellen und kollektiven Verkörperung aufeinander beziehen und von *Queer Sick Apptivism* sprechen.

In der wechselseitigen Befragung von verkörperter Krankheit und verkörpertem Protest mit und durch Apps suche ich nach den spezifischen Erscheinungsräumen, den Un/Sichtbarkeiten politischer Subjektivierung und Vergemeinschaftung und den mit ihnen produzierten Un/Wissen. Anhand des Instagram-Accounts des:der Schwarzen, queeren und chronisch kranken US-amerikanischen Künstler:in Carolyn Lazard *In Sickness and in Study* (2015-) möchte ich argumentieren, dass queere, nicht-weiße Krankheit über die mediale Logik der Apps Erscheinungsräume des Gemeinsamen herausbildet, die jenseits der Sichtbarkeit eines kollektiven Körpers in der Versammlung an einem öffentlichen Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt liegen. Mit dieser

medialen Form der Verkörperung können die Grenzen zwischen Un/Sichtbarkeit, Ab-/Anwesenheit und was es heißt, Wissen über eine Person oder ein Phänomen aus der Präsenz der:desselben zu ziehen, radikal in Frage gestellt werden. Ich werde hierzu auf die von Ariella Aïsha Azoulay in ihrer *Potential History* (2019) geforderte Vorstellung von Synchronizität und Unabgeschlossenheit eingehen, die ich mit den medialen Eigenschaften von Apps und einer spezifischen Zeitlichkeit chronischer Krankheit zusammendenke.

Ein *Queer Sick Apptivism* ergibt sich aus der wechselseitigen Bedingtheit von Apps, dem Un/Wissen und der Un/Sichtbarkeit queerer, nicht-weißer Krankheit mit der Möglichkeit zur politischen Subjektivierung und Vergemeinschaftung – diese These möchte ich im Anschluss an die *Sick Women Theory* Hedvas diskutieren, die da lautet: „How do you throw a brick through the window of a bank if you can’t get out of bed?“ (Hedva 2020: 4)

4 Apptivism

There was a Tumblr post that came across my dash during these weeks of protest, that said something to the effect of: ‚shout out to all the disabled people, sick people, people with PTSD, anxiety, etc., who can’t protest in the streets with us tonight. Your voices are heard and valued, and with us.‘ Heart. Reblog. (Hedva 2020: 2)

„Heart. Reblog“ – mit der Kombination dieser beiden digitalen Gesten, die Hedva dem Tumblr-Shout-Out an all die kranken Personen anschließt, sind zentrale Kommunikations- und Mitteilungsweisen in der aktuellen Plattformökonomie angesprochen. Im Falle Hedvas erzeugen die Möglichkeiten, Affirmation auszudrücken – Heart – und einen Affekt und mit ihm eine Information weiter zu verbreiten – Reblog – eine Verschiebung auf der Un/Sichtbarkeitskala politischer Subjekte. Unsichtbare Personen werden, obwohl sie sich nicht auf der Straße versammeln, durch den Post auf Social Media dem Protestkörper zugerechnet. Die erzeugten Affektökonomien erlauben es Personen wie Hedva, über Social Media Apps und die dort entstehenden digitalen Öffentlichkeiten auf bestehende Marginalisierung aufmerksam zu machen bzw. Un/Wissen über sie umzuschreiben.

Neben digitalen Formen der Solidarisierung, der Vergemeinschaftung und des gegenseitigen Empowerments anhand von Shout-Out-Posts, Herzen, Likes, Kommentaren, Follower:innenschaft und Social-Media-Gruppen können die Infrastrukturen der Sozialen Medien, ihre Algorithmen, Feed- und Hashtagdynamiken auch in Bezug auf die Verbreitung und das Teilen von marginalisiertem Wissen, Erfahrungen und als Gegenmaßnahme zur Zirkulation von Fake News genutzt werden, um damit Un/Sichtbarkeitsgrenzen im Protest zu verschieben und offenzuhalten.

Weiterhin kann mit dem von Hedva zitierten Tumblr-Post auch auf eine Form der pluralen Performativität nach Butler angeschlossen werden, die, wie they verdeutlicht, über eine „Präsenzmetaphysik“ (Butler 2016: 31) anwesender, versammelter Körper auf den Straßen hinausgeht und die die „aus dem US-amerikanischen Kontext stammenden Normen der Hypervisualität“ (ebd.) kritisch befragt. Butler verweist einerseits auf ein Abwägen der Exponiertheit, das öffentliche Risiko im Verhältnis zum Schutz der einzelnen Personen. Andererseits birgt die Frage der Un/Sichtbarkeit das Un/Wissen um das stets zu berücksichtigende Verhältnis von Prekarität (im Sinne von ungleich verteilter Gefährdung) und Präsenz, d.h. der Performativität eines kollektiven Protestkörpers. Denn wenn, so Butler, von dem Umstand ausgegangen wird, dass sich nicht alle Menschen gleichermaßen ungefährdet auf der Straße versammeln können, bedeutet die Versammlung von Menschen im Umkehrschluss, die Bedingungen und Un-/Möglichkeiten der Nicht-Versammlung mitzudenken bzw. die Versammlung prekärer Personengruppen als eine Aushandlung dieser Un/Sichtbarkeiten zu verstehen und darüber Wissen zu produzieren. (Ebd.: 115)

Neben den beschriebenen Affektökonomien – Heart. Reblog – arbeiten Oren Golan und Noam Tirosh in ihrer Studie zum politischen Aktivismus anhand von Apps mit dem Begriff des „Apptivism“ (Golan/Tirosh 2020) eine weitere Dimension der Sinnstiftung im Präsenhalten kollektiver Narrative heraus, der ich nun folgen möchte. Golan und Tirosh untersuchen Apps, die ausschließlich für die Kommunikation und Vermittlung einer politischen Agenda entwickelt wurden, also keine Messaging-Apps, über die ja auch nicht-politisch intendierte Inhalte zirkulieren können. Sie konzentrieren sich dabei auf die 2014 von der israelischen NGO Zochrot (hebräisch für ‚Erinnern‘) gelaunchte iNakba-App, die mittlerweile den Namen IReturn trägt.

„Al-Nakba“ ist das arabische Wort für ‚Katastrophe‘ und bezeichnet die Ereignisse von 1948, in deren Verlauf rund 700.000 Palästinenser:innen aus ihren Heimatorten wegzogen, vertrieben wurden oder flüchten mussten, während der Staat Israel gegründet wurde. Die iNakba-App, begleitet vom Slogan „The Invisible Island“, bot Nutzer:innen die Möglichkeit, über geo-lokalisierte Daten zu 500 palästinensischen Dörfern zu navigieren, die im Zuge des Krieges von 1948 verlassen wurden und seitdem nicht mehr existieren. Mithilfe von GPS-Daten konnten Informationen zu diesen Dörfern, die in der App text-, bild- und videobasiert verfügbar waren, abgerufen werden. Darüber hinaus ermöglichte die App den Nutzer:innen, persönliche Berichte und Bilder hinzuzufügen, um ein gemeinsames Archiv zu schaffen.

Golan und Tirosh identifizieren in ihrer ethnografischen Feldforschung und qualitativen Analyse der App-Nutzung drei Hauptfunktionen: erstens die Mobilisierung der Gemeinschaft, zweitens die Vermittlung von Informationen und drittens die Förderung eines kollektiven Geschichtsbewusstseins. (Ebd.: 659) Den dritten Aspekt möchte ich im Sinne von Azoulay's Konzept

der ‚Potential History‘, die sich gleichermaßen auf ein Leben in Israel/Palästina bezieht, näher beleuchten und argumentieren, dass kollektive Räume des Protests sichtbar gemacht werden, die ich im Zusammenhang mit der iNakba/IReturn-App als Form von ‚Apptivism‘ für marginalisierte Gruppen und ihre Gesundheit/Krankheit weiterdenken möchte.

5 Protest durch Potenzialgeschichten

Die iNakba/IReturn-App macht vergangene palästinensische Lebensformen im digitalen Raum sichtbar und geolokalisiert. Durch mobile Interfaces, Kartografie und das Aufspüren verlassener Lebensräume aktualisiert sie deren Präsenz im Alltag – nicht nostalgisch, sondern als Widerstand gegen das Vergessen. Im Sinne von Azoulays Potential History wird die Vergangenheit nicht als abgeschlossene Tatsache behandelt, sondern als etwas, das fortlaufend kritisch verhandelt werden muss. Azoulay argumentiert, dass Ereignisse wie der Verlust palästinensischen Lebensraums nicht bloß erinnert, sondern in ihrer fortwährenden Veränderbarkeit gedacht werden sollen. So wird die traditionelle Trennung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ebenso wie von Subjekten und politischen Gemeinschaften, infrage gestellt.

Das zeigt sich besonders in der medialen Form: Azoulay deutet den Shutter der Kamera als Mechanismus, der Sichtbarkeit produziert und zugleich trennt – zwischen Sichtbaren und Unsichtbaren, Besitzenden und Entzogenen.

In a split second, the camera's shutter draws three dividing lines: in time (between a before and an after), in space (between who/what is in front of the camera and who/what is behind it), and in the body politic (between those who possess and operate such devices and appropriate and accumulate their product and those whose countenance, resources, or labor are extracted). (Azoulay 2019: 5)

Diese Logik lässt sich auch auf digitale Medientechnologien wie Apps übertragen, die im Alltag ihrer Nutzer*innen politische Ein- und Ausschlüsse verhandeln. Golan und Tirosch beschreiben diese Funktion als Apptivism: alltägliche, ortsbezogene digitale Praktiken, die politisches Bewusstsein und kollektive Erfahrung fördern – auch in hoch umkämpften Kontexten wie Palästina/Israel.

Vor diesem Hintergrund wird die iNakba-App nicht nur zum Medium der Erinnerung, sondern zum Verhandlungsort politischer Un/Sichtbarkeit – ein Ansatz, der sich auch auf queere, nicht-weiße kranke Körper übertragen lässt. Wie die App marginalisierte Räume sichtbar hält, verweigern auch kranke Körper – etwa in Hedvas *Sick Woman Theory* – eine Einschreibung in dominante Narrative von Fortschritt, Produktivität und Sichtbarkeit. Beide

Phänomene unterlaufen lineare Zeitlichkeit, machen körperliche/politische Präsenz erfahrbar und formulieren ein Gemeinsames jenseits imperialer Strukturierungen von Raum, Zeit und Subjektivität.

Obwohl die App in der Plattformökonomie verankert ist, nutzen Aktivist:innen sie, um kapitalistische Infrastrukturen subversiv zu besetzen. Das eröffnet die Möglichkeit, Apps als Medien zu verstehen, die – trotz ihrer Einbindung in proprietäre und reglementierte Plattformlogiken – Orte widerständiger Gemeinschaftsbildung sein können. Diese Vorstellung bringt mich zur Frage nach einem Queer Sick Apptivism: Wie lassen sich digitale Praktiken denken, in denen kranke, queere, nicht-weiße Körper sich (medial) zeigen, ohne sich normativen Sichtbarkeitsregimen zu unterwerfen?

6 *In Sickness and In Study*

I have chronic illness. For those who don't know what chronic illness means, let me help: the word 'chronic' comes from the Greek 'khronos', Latinized to 'chronos', which means 'of time' (think of 'chronology'), and it specifically means 'a lifetime'. So, a chronic illness is an illness that lasts a lifetime. In other words, it does not get better. There is no cure. (Hedva 2020: 2)

Was Hedva in der *Sick Women Theory* als andauernden Krankheitszustand, (im Falle Hedvas eine Autoimmunerkrankung, eine bipolare Störung und eine Endometriose) beschreibt, versucht Carolyn Lazard auf dem Instagram-Account mit dem Titel *In Sickness and in Study* in einer Chronik von derzeit 23 Bildern darzustellen. Die Serie wird von Lazard kontinuierlich weitergeführt. Die Bilder haben alle die gleiche Ikonografie. In der Mitte des quadratischen Ausschnitts ist ein ausgestreckter Unterarm zu sehen, der eine Fluchtlinie im Bild markiert. Der ausgestreckte Arm – es handelt sich dabei nicht um den Arm derselben Person – hält immer ein anderes, geschlossenes Buch in die Kamera, so dass der Einband meist gut zu sehen ist. Manchmal wird der Buchtitel von der Handfläche oder einigen Fingern verdeckt. Der Arm liegt häufig auf einem weißen Laken, manchmal auf einer kunststoffgepolsterten Armlehne. Aus der Armbeuge und seltener auch aus einer Kanüle am Handgelenk tritt eine rotbraune Flüssigkeit in einen Schlauch, der wie ein Kabel um Arm und Buch entlangläuft, so dass der Eindruck entsteht, Arm und Buch seien durch einen Blutkreislauf miteinander verbunden. Im Hintergrund sind schemenhaft Räume, Einrichtungsgegenstände und selten auch Körper zu erkennen. Die Bilder sind farbig, aber ohne erkennbares Color Grading und ohne Schärfefeinstellung. Sie wirken daher wie ein Be-Real-Schnappschuss, der vermeintlich ohne inszenierende Eingriffe 'nur' zu dokumentieren scheint, was sich zu einem bestimmten Zeitpunkt unmittelbar vor einer Person abspielt. (Siehe Abb. 1)

Die Bilder wurden über einen Zeitraum von mehreren Jahren (2015 bis 2022) in unregelmäßigen Abständen auf Instagram gepostet. Teilweise wurden mehrere Bilder an einem Tag hochgeladen. Jedes Bild enthält als begleitenden Kommentar einen bildbeschreibenden Alternativtext. Abgesehen von den Likes der Bilder, die mit der Zeit und, wie anzunehmen ist, mit steigendem Bekanntheitsgrad von Lazards Arbeit zunehmen, gibt es keinen Austausch mit anderen Nutzer:innen oder Accounts auf Instagram.

In Sickness and in Study hat über 3.000 Follower, folgt aber niemandem. Das Hashtag ‚InSicknessandinStudy‘, das zum Zeitpunkt, als ich diesen Text schreibe, von 28 anderen Posts auf Instagram verwendet wird und sich möglicherweise auf Lazards Arbeit bezieht, ist nicht mit den von Lazard geposteten Bildern verlinkt. Der Account und die Bildchronik scheinen also auf den ersten Blick für sich zu stehen, auch weil die Bilder weniger über die Feedlogik funktionieren, d.h. als ein einzelner Post, der sehr unregelmäßig und selten unter vielen thematisch unterschiedlichen Posts auf den Abonnent:innen-Feeds erscheinen würde. Die Bilder stehen vielmehr in einem repetitiven und ähnlichkeitserzeugenden Zusammenhang über die akkumulative Kachelreihenfolge.

Im wahrsten Sinne einer Plattform scheint Lazard die Infrastruktur der Social Media App dafür zu nutzen, etwas auszustellen und etwas möglicherweise Unsichtbares sichtbar zu machen, um so Wissen darüber zu produzieren. Diese Einordnung des Instagram-Accounts als Erscheinungsraum wird durch die Tatsache untermauert, dass das MoMa die Bilderserie aufgekauft und die digitalen Fotografien in Smartphone-Größe ausgedruckt hat, um sie in einer Reihe hängend im Museum auszustellen. Museum und Instagram-Account scheinen daher für die Arbeit Lazards strukturäquivalent zu funktionieren. Aber was wird von Lazard mit *In Sickness and in Study* über die App genau ausgestellt? Welche Formen der digitalen Un/Sichtbarkeiten entstehen und im Anschluss daran: welches Un/Wissen über queere, nicht-weiße Krankheit? Inwiefern kann *In Sickness and in Study* als eine Form von *Queer Sick Apptivism* gelten?

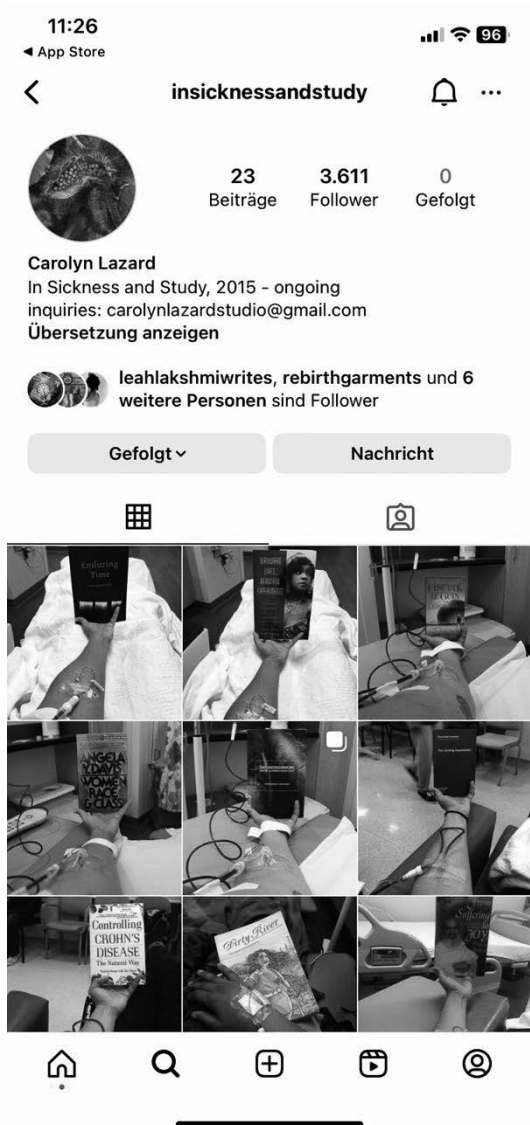


Abbildung 1: Screenshots des Instagram-Accounts insicknessandstudy

7 App-Gesundheit

Ausgehend von einem Arm mit einer Kanüle und dem dargestellten Flüssigkeitsaustausch sowie den schemenhaften, medizinische Einrichtungen suggestierenden Umgebungen, stellen Lazards Posts zunächst Körper aus, die durch diese attributiven Zuschreibungen als ‚krank‘ gelesen werden können. Die Aneinanderreihung dieser Posts über einen Zeitraum von derzeit sieben Jahren, die sich im Bildinhalt hauptsächlich durch die verschiedenen Bücher – ich werde darauf zurückkommen – unterscheiden, suggeriert eine andauernde, eine chronische Krankheit. Chronisch kranke Körper erscheinen also auf Instagram, einem Medium, das sonst eher für die inszenierte Präsentation kommodifizierter Lebensmodelle von ‚Gesundheit‘ und ‚Wohlbefinden‘ in Verbindung mit der (kritischen) Analyse einer digitalen Self-Care-Kultur steht.

Dass Gesundheit und Wohlbefinden zentrale Inhalte von Instagram sind, hat etwas mit dem Solutionismus (Morozov 2013) von Apps zu tun. Apps scheinen aufgrund ihrer Integration in die Alltagsroutinen ihrer Nutzer:innen und ihrer unifunktionalen Programmierung besonders dafür geeignet zu sein, das Leben auf Bewältigung auszurichten. Sie werden als Werkzeuge vermarktet, um die eigene Gesundheit, Produktivität, Leistungsfähigkeit, Kommunikation, Intimität etc. zu verbessern und das scheinbar unregulierte Leben als ‚Problem‘ gezielt und funktional zu ‚lösen‘. Jenseits der schon angesprochenen biopolitischen Kritik an den Self-Care-Techniken der Apps scheint dieser Solutionismus auch einer aktuellen Theorie der Medizin zu entsprechen. Wie oben kurz angedeutet, werden sogenannte Gesundheitsapps von Institutionen und Behörden des Gesundheitswesens als salutogenetisches Werkzeug empfohlen. (Scherenberg 2022)

Das Modell der Salutogenese wurde von dem amerikanischen und jüdischen Soziologen Aaron Antonovsky Ende der 1970er-Jahre entwickelt. (Antonovsky 1979 und Antonovsky 1988) Nach Antonovsky geht es bei der Diagnose und Therapie von Gesundheitszuständen von Menschen um die Berücksichtigung von Determinanten, die psychische, soziale und körperliche Ressourcen beeinflussen. Dabei legt Antonovsky in seiner Gesundheitstheorie besonderes Augenmerk auf sogenannte ‚vulnerable Gruppen‘. In seinen Studien geht der Soziologe der Frage nach, warum jüdische Personen, die den Holocaust in einem Konzentrationslager überlebten, oder Schwarze Menschen, die in den USA versklavt wurden, laut den Kriterien medizinischer Studien als ‚gesund‘ gelten. (Antonovsky 1979: 8) Dabei geht es Antonovsky und der Salutogenese nicht um die Erforschung und Beeinflussung antisemitischer und rassistischer Gewalt (diese gilt als abgeschlossen und nicht revidierbar), sondern um die Mechanismen, die die Betroffenen in ihrem Alltag entwickelt haben, um trotz der erlebten Gewalt (weiter)leben zu können.

Ausgehend von brutalen, lebensgefährdenden und diskriminierenden Erfahrungen identifiziert Antonovsky sogenannte „Stressoren“ (ebd.: 160ff.), die die Gesundheit eines Menschen beeinträchtigen, und fragt nach Möglichkeiten der Ausbildung einer individuellen Widerstandskraft, eines „Sense of Coherence“. (Ebd.)

Eine Medizin, die nach dem salutogenetischen Modell arbeitet, versucht also nicht, gesundheitsgefährdende Faktoren einzudämmen oder Krankheit als eigenständige Lebensform mit unabhängigen Bedürfnissen zu betrachten, wie es z.B. das Konzept von Georges Canguilhem fordert, der Krankheit nicht nur als pathologische Abweichung von einem gesunden Normalzustand definieren will. (Canguilhem 2013) Das salutogenetische Modell interessiert sich nicht für Krankheit und die sie begleitenden individuellen und strukturellen Bedingungen, sondern für Bewältigungs- und Resilienzmechanismen, um Menschen, die Schmerz, Gewalt und Leid erfahren haben, Lösungs- und Linderungsstrategien anzubieten und gleichzeitig von diesen individuellen Leidenerfahrungen zu abstrahieren, um daraus wirksame und allgemeingültige Mechanismen der Gesundheitsförderung abzuleiten.

Salutogenese scheint im Einsatz von Gesundheitsapps ihre Normalisierungstechnik gefunden zu haben. Apps stellen eine medizinische Methode zur „Stärkung der Gesundheitsressourcen und -potenziale von Menschen“ (Scherenberg 2022) dar. Diese Ressourcen und Potenziale sollen von den Personen außerhalb medizinischer Institutionen gezielt entwickelt und entfaltet werden. Die Apps setzen dabei auf routinisierende und habitualisierende Handlungsempfehlungen: Sie sollen von den Nutzer:innen regelmäßig verwendet werden, ihren Alltag strukturieren und so das Leben als ein auf Gesundheit ausgerichtetes Leben überhaupt erst herstellen. (Linseisen 2022: 299ff.) Damit korrespondiert die Vorstellung, mit Techniken wie Apps einen Krankheitszustand durch kontrollierte Förderung linear in einen Gesundheitszustand zu überführen, die Schmerzerfahrungen hinter sich zu lassen und voranzuschreiten – ‚to move on‘. Das ‚Ergebnis‘ dieser Gesundheitsförderung, ein Leben im Wohlbefinden, wird dann wiederum über Social Media Apps wie Instagram als Erfolgsgeschichte präsentiert.

8 Queer Health Appivism

In Sickness and in Study kann aus drei Gründen als Gegenmodell zur Salutogenese der Gesundheitsapps herangezogen und deswegen von mir als *Queer Health Appivism* bezeichnet werden. *Erstens* dokumentieren die Posts von Lazard keinen gesundheitlichen Fortschritt. Die Reihung setzt nicht auf (lineare) Progression, sondern auf die Differenz in der Wiederholung. Die Bilder stellen keine Entwicklung oder das Leben als Erfolgsgeschichte dar, sondern krankes

Leben als un/sichtbaren Stillstand. Dadurch entsteht eine Beharrlichkeit, die Butler für das Auftreten prekärer Menschen auf der Straße mit einem Ruf nach Gerechtigkeit übertitelt:

Es gibt sie [die un/sichtbaren Menschen] noch und sie sind noch da; sie lassen nicht locker [...]. Die versammelten Körper ‚sagen‘: [...] ‚Wir sind noch da, wir harren aus, wir fordern mehr Gerechtigkeit, die Befreiung aus der Prekarität und die Aussicht auf ein lebenswertes Leben‘. (Butler 2016: 44)

Zweitens erzählen die Bilder in ihrer Chronologie eine Potenzialgeschichte, die von Butlers Ausrichtung auf eine ‚Aussicht‘ abweicht, weil in der medialen Darstellung Gesundheit als lebenswerteres Leben gar nicht vorkommt. Im Titel der Arbeit, der auf das christliche Ehegelübde anspielt – ‚in Sickness and in Health‘ (zu Deutsch: ‚in guten wie in schlechten Zeiten‘) –, das üblicherweise mit den Worten endet, ‚bis dass der Tod uns scheidet‘, ersetzt Lazard die Gesundheit durch das Lernen, durch den Wissenserwerb. Krankheit steht damit nicht mehr dem angestrebten Normalzustand der Gesundheit gegenüber, dafür aber einer Epistemologie bzw., im Gegensatz zur Salutogenese, einem Verlernen von Entwicklung. Nur im Verlernen der Aussicht kann überhaupt über transformative Heilung nachgedacht werden, weil die Gewalt der Un/Sichtbarkeit und der Schmerz in ihrer Präsenz akzeptiert und nicht gleich durch Lösungsversuche zunächst anerkannt und dann überholt werden. Sobald dem salutogenetischen Impuls, Heilung anzustreben, widerstanden wird, besteht schließlich die Möglichkeit einer geteilten Existenz zwischen allen Un/Sichtbaren und d.h. auch den kranken Existenzen.

Ein gemeinsames Leben mit dem Recht „to participate in the common“, (Azoulay 2020: 44) diese „human condition, [...] which does not need to be invented, but rather asks not to be ignored for the sake of future utopias“ (ebd.: 31), erkenne ich *drittens* in der alternativen Wissensproduktion, einem Informationsaktivismus von *In Sickness and in Study*, mit dem ich meine Überlegungen zum *Queer Sick Aptivism* abschließen möchte. ‚To participate in the common‘ ist mit dem Instagram-Account *In Sickness and in Study* möglich, weil dieser durch das Ver-/Lernen eine Art der Vernetzung und Interaktion sowie die Herstellung eines Gemeinsamen anbietet, welche der Infrastruktur der Social-Media-Anwendung widersprechen.

Obwohl Lazard die App nutzt, werden die Mechanismen des Teilens, Rebloggens und der Content-Produktion nicht bedient und die Plattformökonomie entsprechend kommodifiziert. Lazard teilt und kommuniziert Wissen, Erfahrung und Informationen vielmehr als *krankte queere, nicht-weiße Commons*, und zwar in Form eines Medienwechsels: Der ausgestreckte kranke Arm, der ein Buch in die Kamera hält. Wahrscheinlich lesen Personen während ihrer zeitintensiven Behandlung in diesen Büchern, die eine Bibliografie umfasst, die u. a. Lisa Baraitzers *Enduring Time*, Saidiya Hartmans *Wayward Lives, Beautiful Experiments*, Angela Y. Davis’ *Women Race & Class*, Stefano Harneys und Fred Motens *The Undercommons*, Leak Lakshmi Piepzna-

Samarasinhas *Dirty River*, Georges Canguilhem's *The Normal and the Pathological*, Alison Kafers *Feminist Queer Crip*, Audre Lorde's *Sister Outsider*, McKenzie Warks *Molecular Red*, Octavia Butlers *Dawn* enthält.

Die kranken Körper scheinen in den Instagram-Posts mit diesen Texten verbunden zu sein, die alle gemeinsam haben, dass sie alternative Lebensformen jenseits dominanter Herrschaft und Unterdrückung für marginalisiertes Leben (spekulativ, fabulierend, utopisch) beschreiben und sozialen Wandel anstreben.³ Der kranke Körper bildet auf Instagram ein Gemeinsames mit diesen Texten und den darin skizzierten un/sichtbaren Lebensentwürfen, einem Syllabus, der die Möglichkeit zu ver/lernen und von Un/Wissen anbietet.

9 Gesundheit verlernen

Lazard stellt die Bücher aus, ohne sie zu bewerben. Darin erkenne ich eine Pädagogik, die jenem Informationsaktivismus, „a much less exciting and less sweaty than the collective din of consciousness-raising circles and other embodied forms of activism“ entspricht, welchen Cait McKinney (2020: 2) medienhistorisch über lesbisch-queere digitale Netzwerke in den USA und in Kanada der 1980er- und 1990er-Jahre herausarbeitet. Insbesondere für queere und nicht-weiße Gesundheitsbewegungen – die Frauengesundheitsbewegung, die Geschichte der Selbsthilfe der LGBTQI+-Communities in den frühen Jahren der AIDS-Krise, die Schwarzen Gesundheitssysteme der Black Panthers und der YoungLords sowie Transgesundheitsstrukturen wie das STAR-House – zeigt sich, dass das Informieren über marginalisierte Körperlichkeit – die Herstellung von Wissen – stets eine Protestform der kollektiven Verkörperung selbst darstellt.

Informationskanäle und mediale Infrastrukturen wie digitale Plattformen werden daher gleichermaßen zu umkämpften Orten der Öffentlichkeit und der Versammlung. Wie Lazard in *In Sickness and in Study* zeigt, müssen auch diese Orte der Un/Wissensproduktion über verkörperte Un/Sichtbarkeit verhandelt und befragt werden. Lazard tut dies, indem they auf Instagram einen Informationskreislauf aus den kranken queeren nicht-weißen Körpern und Theorien des Ver/Lernens postet.

Damit macht they verkörpertes Un/Wissen erfahrbar und unterwandert zugleich die salutogenetischen Strukturen der Plattformökonomie Instagram. Zwar stellt Lazard selbst keine App zur Verfügung – wie es klassische Formen des Appivism tun –, doch der Umgang mit der App wird zur subversiven

3 Zur Analyse von macht- und identitätspolitischen Dynamiken paratextueller Kommunikation durch Buchcover aus der afroamerikanischen Autobiografiegeschichte siehe den Beitrag von Dustin Breitenwischer in dem Band.

Praxis: ein *Queer Sick Apptivism*, der sich nicht in technologischer Bereitstellung, sondern in ästhetischer Geste und affektiver Langsamkeit vollzieht. Vielleicht lässt sich Lazards Account mit seinem niedrigen Traffic und wenigen Posts als virtueller Ziegelstein verstehen – einer, der zwar kein Fenster einer Bank zerschmettert, wie es Hedvas *Sick Women Theory* symbolisch fordert, aber doch die ökonomischen Ströme der Content-Produktion ins Stocken bringt: durch Innehalten, langwierige Wiederholung und die Etablierung eines verlernenden Informationsflusses im Bild. „Ist“, möchte ich daher mit Butler (2016: 72) abschließend fragen, ein *Queer Sick Apptivism* kranker Personen mit *In Sickness and in Study* „nicht eine Form des bewussten Sichaussetzens und Beharens, die verkörperte Forderung nach einem lebbareren Leben [in Krankheit], die uns die Gleichzeitigkeit von Gefährdetsein und Handeln vor Augen führt?“

Literatur

- Antonovsky, Aaron (1979): *Health, Stress and Coping*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Antonovsky, Aaron (1988): *Unraveling the Mystery of Health: How People Manage Stress and Stay Well*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Arendt, Hanna (1996): *Vita Activa oder vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Azoulay, Ariella Aïsha (2019): *Potential History. Unlearning Imperialism*. London/New York: Verso Books.
- Bee, Julia/Kandioler, Nicole (Hrsg.) (2020): *Differenzen und Affirmationen. Queer/feministische Positionen zur Medialität*. Berlin: b_books.
- Butler, Judith (2016): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Canguilhem, Georges (2013): *Das Normale und das Pathologische*. Berlin: August.
- Ford, Andrea/de Togni, Giulia/Miller, Livia (2021): *Hormonal Health: Period Tracking Apps, Wellness, and Self-Management in the Era of Surveillance Capitalism*. In: *Engaging Science, Technology, and Society* 7, 1, S. 48-66.
- Golan, Oren/Tirosh, Noam (2020): *Political ‘Apptivism’ in the Middle East: The Case of iNakba*. In: *Convergence* 26, 3, S. 658-673.
- Hanke, Christine (2013): *Den Platz lesen. Capulcu-Figuren des Protests in der Türkei*. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 9, 2, S. 115-123.
- Hedva, Johanna (2020): *Sick Women Theory*. <https://www.kunstverein-hildesheim.de/caring-structures-ausstellung-digital/johanna-hedva/>. [Zugriff: 09.07.2025].
- Leistert, Oliver (2017): *Mobile Phone Signals and Protest Crowds. Performing an Unstable Post-Media Constellation*. In: Leeker, Martina/Schipper, Imanuel/Beyes, Tiemon (Hrsg.): *Performing the Digital. Performativity and Performance Studies in Digital Cultures*. Bielefeld: transcript, S. 137-154.

- Linseisen, Elisa (2020): High Definition. Medienphilosophisches Image Processing. Lüneburg: meson.press.
- Linseisen, Elisa (2022): Wissen applizieren, Wissen transferieren. Für eine Mikropolitik des Anwendens und Zueignens. In: Harmening, Anda-Lisa/Leinfellner, Stefanie/Meier, Rebecca (Hrsg.): Wissenstransfer. Aufgabe, Herausforderung und Chance kulturwissenschaftlicher Forschung. Darmstadt: wbv Academic, S. 297-322.
- Lupton, Deborah (2014): Apps as Artefacts: Towards a Critical Perspective on Mobile Health and Medical Apps. In: *Societies* 4, 4, S. 606-622.
- McKinney, Cait (2020): Information Activism. A Queer History of Lesbian Media Technologies. Durham/London: Duke University Press.
- Morozov, Evgeny (2013): To Save Everything, Click Here: The Folly of Technological Solutionism. New York: PublicAffairs.
- Morris, Jeremy/Murray, Sarah/Elkins, Evan (2015): There's a History for That. In: *FCJ* 25, S. 63-87.
- Ochsner, Beate (2018): Oikos und Oikonomia oder: Selbstsorge-Apps als Technologien der Haushaltung. In: *Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie* 4, 1, S. 123-146.
- Peters, Kathrin/Seier, Andrea (Hrsg.) (2016): Gender & Medien Reader. Zürich: Diaphanes.
- Scherenberg, Viviane (2022): Gesundheits-Apps. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Leitbegriffe der Gesundheitsförderung und Prävention. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden. <https://leitbegriffe.bzga.de/alphabetisches-verzeichnis/gesundheits-apps/> [Zugriff: 12.09.2023].
- Tufekci, Zeynep (2017): Twitter and Tear Gas. The Power and Fragility of Networked Protest. New Haven: Yale University Press.
- Walgenbrach, Katharina/Dietze, Gabrielle/Hornscheidt, Lann/Palm, Kerstin (Hrsg.) (2012): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Barbara Budrich.

En-Gendering Symbolic Orders – Anti-Genderismus als Mittel rechten ideologischen Mainstreamings und Form religiös-weltanschaulichen ‚Diversitätsmanagements‘

Kristin Merle und Anita Watzel, Institut für Praktische Theologie, Universität Hamburg

Bitte beachten: In diesem Beitrag werden Texte zitiert, die diskriminierenden, gewaltvollen Charakter haben.

Wie zeigen sich Religion und Religiosität in rechtspopulistischen Kommunikationszusammenhängen bzw. solchen der extremen Rechten? Und welche Bedeutung kommt in dieser Relation der Referenz auf ‚Gender‘ zu?¹ Allgemein bekannt ist, dass Anti-Genderismus als zentrales ideologisches ‚Versatzstück‘ (Göthling-Zimpel 2021) fungiert, das verschiedene weltanschauliche Akteur:innen wie Maskulinisten, religiös-konservative und fundamentalistische Kreise sowie Akteur:innen der extremen Rechten ‚verbindet‘. Dabei ist zu beobachten, dass etwa rechte Influencer:innen entsprechende, auch religiönsbezogene Deutungsangebote unterbreiten, die eine Delegitimation diversitätsorientierter Anliegen und Perspektivierungen stützen sollen. Anti-genderistische Bezüge stellen einen wichtigen ‚Link‘ in der Verknüpfung von religiösen und rechten Kommunikationen und Kommunikationszusammenhängen dar. Dieser ‚Link‘ hat nicht selten die Funktion eines Identitätsmarkers.

Der vorliegende Beitrag wird zunächst der Frage nachgehen, was mit dem Begriff ‚Anti-Genderismus‘ konkret gemeint ist und wie der Ideologievorwurf zu verstehen ist, welcher im Grunde als ideologische Klammer für alle weiteren Positionsbestimmungen anti-genderistisch agierender Akteur:innen fungiert (1). Der Bedeutung anti-genderistischer Elemente in rechten Kommunikationszusammenhängen geht der Beitrag weiterhin unter Rekurs auf das Phänomen rechter (auch christlicher) Influencerinnen nach, die Anti-Genderismus strategisch für ihr ideologisches Mainstreaming nutzen (2). Über Einblicke in eine Studie zu Narrativen und vorurteilsbezogener Kommunikation und Hassrede online lässt sich nahelegen, dass sich Formen und Elemente von

1 Der Beitrag bezieht sich unter anderem auf die Publikation zum Forschungsprojekt Religion und Rechtspopulismus/-extremismus, vgl.: Merle/Watzel 2022a; vgl. darüber hinaus u.a.: Dies. 2022b.

Anti-Genderismus bzw. anti-genderistischen Rhetoriken konventionalisiert haben, so dass sie sich auch in Kommunikationszusammenhängen finden lassen, die sich selbst nicht als rechtspopulistisch bzw. rechtsextrem identifizieren würden und die tatsächlich eher einer Position der gesellschaftlichen ‚Mitte‘ zugerechnet werden können (3).² Man kann davon ausgehen, dass diese konventionalisierte ‚kritische Disposition‘ gendertheoretischen Annahmen gegenüber wiederum von strategisch operierenden rechten Akteur:innen für ihr ideologisches Mainstreaming genutzt wird. Ein Fazit wird den Beitrag beschließen (4).

1 Was ist Anti-Genderismus? Zur Ideologie einer vermeintlichen Ideologiekritik

Anti-Genderismus ist eine Spielart des Anti-Feminismus. Birgit Sauer charakterisiert den (organisierten) Anti-Genderismus als ein „gendered movement“ (Sauer 2020: 23), das darauf abzielt, spezifische identitätspolitische Projekte voranzutreiben. Anti-Genderismus dient, wie bereits erwähnt, als zentrales ideologisches Bindeglied zwischen unterschiedlichen weltanschaulichen Akteur:innen in internationalen Zusammenhängen.³ Wenn mit dem Begriff ‚Gender‘ das Verständnis einer „nicht-natürliche[n], damit also post-essenzialistische[n] Fassung von Geschlecht (und Sexualität)“ (Hark/Villa 2015: 7) referenziert wird, verbindet Positionen des Anti-Genderismus die Ablehnung dieses Verständnisses.

Birgit Sauer beschreibt – vor allem im Kontext von Artikulationsformen eines autoritären westlichen Populismus – sechs Aspekte des Anti-Genderismus (vgl. Sauer 2019: 344f.), die in variierender Form auftreten:

- Insistieren auf einer ‚natürlichen‘ Zweigeschlechtlichkeit, die traditionelle Frauen- und Männerbilder reifiziert (mit denen auch eine Beschreibung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung einhergeht);
- Protektion der ‚naturalisierten, heterosexuellen Kleinfamilie‘;
- demonstratives Aufrufen des Topos ‚Kindeswohl‘;
- Vorwurf einer totalitären Bevormundung durch ‚den‘ ‚Genderismus‘;
- Diskreditierung politischer und intellektueller Eliten;
- Mobilisierung gegen Migrant:innen unter dem Vorwand des ‚Schutzes‘ von Frauen.

2 Tatsächlich kann es nicht anders als Form von Anti-Genderismus gewertet werden, wenn im Wahlprogramm der CDU/CSU für die Bundestagswahl 2025 ohne Bezug zu empirischen Evidenzen die Rede von einem „Gender-Zwang aus ideologischen Gründen“ die Rede ist, den man ablehne, infolge auch „die Gendersprache“ „im öffentlichen Raum – an Schulen und Universitäten, im Rundfunk und der Verwaltung“ (CDU/CSU 2025: 56).

3 Vgl. etwa Strube et al. (2021).

Wenngleich die Ausformulierung der Elemente variiert, können sie doch unter die drei Leitthemen ‚Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit‘ (Punkte 1-3), Ideologievorwurf (Punkte 4 und 5) und Mobilisierung gegen Migrant:innen/Ethnosexismus (Punkt 6) gefasst werden.

Der Ideologievorwurf, um das vorab festzuhalten, ist ein grundlegendes rhetorisches Mittel, das mit dem Phänomen des Anti-Genderismus fest verzahnt ist; es soll die eigene Position bzw. die eigenen Ausführungen legitimieren und die Gegenposition delegitimieren. Entsprechend nimmt der Begriff der ‚Gender-Ideologie‘ ideologisch eine zentrale Position im Anti-Gender-Diskurs ein. Bemerkenswert ist, dass bei der Genese und Etablierung des Begriffs ‚Gender-Ideologie‘ die Römisch-Katholische Kirche eine wichtige Rolle spielte, prägend über das im Jahr 2000 veröffentlichte Dokument *Ehe, Familie und „faktische Lebensgemeinschaften“*“ (vgl. Choluj 2015: 221ff.; Laubach 2017: 14ff.) des *Päpstlichen Rats für die Familie*. Hier wird von „radikalen kulturellen Einflüssen“ gesprochen (Päpstlicher Rat für die Familie 2000), und es heißt weiterhin u.a.:

In diesem Prozeß kultureller und menschlicher Entstrukturalisierung der Ehe als Institution darf man die Auswirkung einer gewissen ‚Gender-Ideologie‘ nicht unterschätzen. Das Mann- oder Frausein sei grundsätzlich nicht geschlechts-, sondern kulturbedingt. Diese Ideologie höhlt die Fundamente der Familie und der zwischenmenschlichen Beziehung aus. (Abschn. I.8.)

Und weiter ist notiert:

Die ‚Gender-Ideologie‘ hat in der individualistischen Anthropologie des radikalen Neoliberalismus einen fruchtbaren Boden gefunden. Die Beanspruchung des gleichen Status für Ehe und faktische Lebensgemeinschaften (und dies sogar für homosexuelle) wird heute allgemein durch den Rückgriff auf Kategorien und Begriffe der Gender-Ideologie gerechtfertigt. (Ebd.)

Strategisch ist in anti-genderistischen Einlassungen die Diskreditierung von Personen, die sich für Gendergerechtigkeit und Gleichstellung engagieren, oft gepaart mit kalkulierten Umdeutungen und Vereinnahmungen von Begriffen (dies mögen bereits die allein von Birgit Sauer genannten Aspekte deutlich machen). Auch ursprünglich progressiv konnotierte Begriffe werden genutzt, um gesellschaftliche Konsense zu verschieben. Ziel ist die Produktion zustimmungsfähiger Ideen und damit die Ausdehnung des kulturellen Wirksamkeitsbereichs, um den eigenen politischen Vorstellungen zur Durchsetzung zu verhelfen. Diese Strategie haben neurechte Akteur:innen von dem führenden Kopf der „Nouvelle Droite“, Alain de Benoist, übernommen, der bekanntlich und ironischerweise Anleihen bei den konzeptionellen marxistisch geprägten Ausführungen Antonio Gramscis zur kulturellen Hegemonie tätigte (vgl. Paternotte/Kuhar 2016: 2). Für Anwendung und ‚Erfolg‘ der Durchsetzung kultureller Hegemonie gibt es zahlreiche Beispiele, die Delegitimierung genderbezogener Anliegen, welche zuvörderst auf Macht- und Gewaltanalysen ab-

zielen und diversitäts- und freiheitsermöglichend sein sollen, ist ein prominentes Beispiel dafür (vgl. Anm. 2).⁴

Die pejorative Konnotation des Ideologiebegriffs wird, wie es Švitek mit dem Terminus des „rhetorischen Argumentationskalküls“ (Švitek 2018: 183) treffend beschreibt, als rhetorisches Mittel eingesetzt. Zu diesem Mittel gehört die Unterstellung, dass ‚die Ideolog:innen‘ mit Konzeptionen operierten, deren inhärente Fehlerhaftigkeit ihnen selbst verborgen blieben (vgl. Švitek 2018: 185). Folglich geht es darum, die ‚Fakten‘ zur ‚Gender-Ideologie‘ freizulegen und am Ende auch die ‚Gender-Ideolog:innen‘ über sich selbst und ihre falschen Annahmen aufzuklären. Diese Figur, die rhetorisch immer wieder ausgespielt wird, dient somit nicht nur der Diskreditierung des anderen Standpunkts, sondern auch der Legitimierung der eigenen Position als vermeintlich aufklärerisch und wahrheitsfördernd.

Das erste Phänomen, auf das wir unter dem Aspekt eines anti-genderistischen Mainstreamings schauen wollen, ist das rechter Influencerinnen, mit einem Seitenblick zur *Tradwives*-Bewegung. Ist die Neue Rechte daran interessiert, ihre kulturellen Deutungen der Organisation von Leben gesellschaftlich durchzusetzen und – als Mittel – das Denken der ‚gesellschaftlichen Mitte‘ mit Ideologismen zu imprägnieren und in den Mainstream hineinzuwirken (vgl. Salzborn 2020: Rechtsextremismus, 76), ist das Phänomen weiblicher*⁵ rechter Influencer:innen, eben auch der ‚Tradwives‘, ausgesprochen interessant: Mit einem starken anti-genderistischen Moment verbinden sich hier marktlogisch ausgerichtete Techniken von Influencer:innen und politisches Anliegen. Am Beispiel rechter Content Creatorinnen lässt sich zeigen, dass und wie die Leitthemen des Anti-Genderismus – Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit, Ideologievorwurf und Mobilisierung gegen Migrant:innen / Ethnosexismus – miteinander verflochten werden, so dass sie ein Konstrukt bilden, dessen Elemente sich gegenseitig stabilisieren.

4 Es ist insofern nicht verwunderlich, als es mit zu den ersten Amtshandlungen des US-amerikanischen Präsidenten Donald Trump zu Beginn seiner zweiten Amtszeit gehörte, per *Executive Order* zu verkünden, dass offizielle Politik der US-Regierung nunmehr ausschließlich die, auf ‚natürlichen Fakten‘ basierende, Zwei-Geschlechter-Politik sei. Dort heißt es u.a., mit weitreichenden Konsequenzen auch für wissenschaftliche Einrichtungen: „Agencies shall remove all statements, policies, regulations, forms, communications, or other internal and external messages that promote or otherwise inculcate gender ideology, and shall cease issuing such statements, policies, regulations, forms, communications or other messages. Agency forms that require an individual’s sex shall list male or female, and shall not request gender identity. Agencies shall take all necessary steps, as permitted by law, to end the Federal funding of gender ideology.“ (The White House (2025); vgl. Zerofsky (2025)).

5 Wir verwenden den Stern, um anzuzeigen, dass wir uns des Konstruktionscharakters der Begrifflichkeiten ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ einschließlich dazugehöriger Zuschreibungen und Performanzen bewusst sind.

2 Rechte Influencerinnen

Rechte Influencer:innen bieten nicht nur eine „alternative media source for news and political commentary“ über die Bespielung von Plattform-Logiken und -infrastrukturen, sie eignen sich auch Techniken von Marken-Influencer:innen an, „to build audiences and ‚sell‘ them on far-right ideology“ (Lewis 2018: 1). Tradwives⁶ sind Ideologie und Ästhetik gleichermaßen. Als „alive and growing ecosystem“ (Sykes/Hopner 2024: 453) arbeiten Tradwives, die nicht ‚schlicht‘ konservativen, sondern rechtskonservativen Content und Inhalte der extremen Rechten verbreiten, an Formen ideologischen Mainstreamings, die im Gewand traditioneller genderbezogener Positionierung antipluralistische und diskriminierende Inhalte konsensfähig machen wollen. Wie dies geschieht, soll im Folgenden exemplarisch anhand weniger Instagram-Accounts gezeigt werden, wobei die Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit mit ihrer Zuweisung geschlechtsspezifischer Aufgaben und Rollen ihren Niederschlag auch in der ‚ästhetischen Care-Arbeit‘ von Tradwife-Accounts finden kann (2.1). Uns interessiert weiterhin, wie rechte Influencerinnen Weiblichkeit* stilisieren, und wir zeigen dies beispielhaft über den Rekurs auf den Reinheitstopos auf (2.2). Schließlich ist bemerkenswert, mit welchen Argumenten gegen feministische Positionen vorgegangen und die alleinige Legitimation der eigenen Position behauptet wird (2.3).

2.1 Ideologisches Mainstreaming als (Um-)Prägung symbolischer Ordnungen: Bebilderung rechter und konservatistischer Positionen

Ist das entscheidende Stichwort für die neurechte Intention einer reichweitenstarken weltanschaulichen Ideologisierung das der ‚kulturellen Hegemonie‘, geht es praktisch um eine (Um-)Prägung symbolischer Ordnungen. Konservative Akteur:innen, auch christlich-konservative, stellen für rechte Influencerinnen strategisch wichtige Adressat:innen dar, da der Konservatismus für extrem rechte Positionen eine Brückenfunktion in den gesellschaftlichen wie kirchlichen Mainstream hinein hat.⁷ Zum Beispiel gelingt es Rechtspopulist:innen bzw. Akteur:innen der extremen Rechten, über öffentliche Allianzen mit Akteur:innen des gesellschaftspolitischen wie christlichen Konservatismus implizite und explizite Verbindungen zum ‚konservativen Milieu‘ zu etablieren und

6 Der Begriff ‚Tradwife‘ ist ein Neologismus, es handelt sich um eine Kurzform für ‚traditional wife‘. ‚Tradwives‘ ist eine (Selbst-)Bezeichnung für Frauen, die sich bewusst für ein Leben nach traditionellen Geschlechterrollen entscheiden.

7 Zu beobachten ist, dass einerseits eine Radikalisierung aus dem konservativen Bürgertum heraus stattfindet, die Berührungen oder Synergien mit rechtsextremen Positionen und Akteur:innen nicht mehr scheut. So können sich nach Heitmeyer Formen roher Bürgerlichkeit der Idee eines ‚Kulturkampfes‘ anschließen und zu Diffusionserscheinungen zwischen Neuer Rechter und konservativem Bürgertum beitragen (vgl. Strobl 2021).

„das Hegemonieprojekt“ voranzutreiben. Das Ideologisierungsprogramm der Neuen Rechten zeigt sich wesentlich in außerparlamentarischen netzwerkartigen, auch fluiden Verbindungen, Gruppierungen und Gesprächszusammenhängen, wie sie eben auch durch die Tradwives-Bewegung (mit-)befördert werden.

Wie bei allen Influencer:innen verschmelzen auch bei rechten Content Creatorinnen Lifestyle und Person zu einem ‚Werbekörper‘ (vgl. Rösch 2023: 28 und Nymoen/Schmitt 2021: 45ff.). Über diesen vermitteln sich die neurechten Ideologismen in Selbstrepräsentationen performativ als anzustrebendes Lebensgefühl – das zu Vermittelnde wird so zu einem „desirable cultural element“ (Sorgenfrei 2022: 3). Die Selbstrepräsentationsarbeit, die die Personmarke entstehen lässt, stellt sich insbesondere als „intimate affective labor“ (Duguay 2019: 5; vgl. Rösch 2023: 28) dar. Es ist für politische Influencer:innen Arbeit, die ein bestimmtes Handwerkszeug erfordert, die sie als ‚echt‘ erscheinen lässt. Der selling point ‚Authentizität‘ befindet sich damit „im unauf lösbaren Widerspruch zur performierten Authentizität“ (Rösch 2023: 29, mit Verweis auf Reckwitz 2018: 247). Für diese Arbeit an der Performanz von Echtheit bzw. Authentizität, ja, auch Identität, können mediale Praktiken identifiziert werden (vgl. auch Roleder/Stetter/Merle 2024), die allgemein im Umgang mit den Social Media Verbreitung gefunden haben: zum Beispiel die Darstellung scheinbar spontaner emotionaler Reaktionen, die vermeintlich exklusive Offenlegung persönlicher Informationen (vgl. Baker/Rojek 2020: 69), die Verwendung einer bewusst amateurhaften Ästhetik oder die Präsentation angeblicher ‚Behind-the-Scenes‘-Inhalte, die den Entstehungsprozess von Beiträgen dokumentieren sollen (vgl. Lewis 2018: 18; vgl. auch Rösch 2023: 29). Insbesondere auf Social-Media-Plattformen wie Instagram oder TikTok besitzen diese Selbstinszenierungen ein visuelles Format, das die ästhetische Dimension der medialen Praktiken in den Fokus rückt.

Über die Analyse von Tradwife-Profilen kann Viktoria Rösch zeigen, dass rechte Influencer:innen die Plattformlogiken für ihr Ideologisierungsprogramm nutzbar machen. Die Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit findet ihren ästhetischen Ausdruck, mehr noch ihre ästhetische Evidenz darin, dass bestimmte ästhetische Erfahrungen und Ausdrucksvermögen als ‚essenziell weibliche‘ gesellschaftsrelevante Charakteristika vermarktet werden.



Abbildung 1: Beispiel für eine rechte Ästhetik des ‚Weiblichen‘⁸

Nicht selten propagieren entsprechend sorgfältig ausgewählte Selfies, aber auch Landschaftsaufnahmen und Stilleben, die nicht offensichtlich politisch, sondern wie alltägliche Momentaufnahmen erscheinen, eine Ästhetisierung der Dinge, einen ästhetischen Blick, der die politische Botschaft implizit mitführt. Neu-rechte Akteur:innen, ob sie sich nun als Tradwife identifizieren oder nicht, betonen gerne ihre ‚Naturverbundenheit‘, die sich beispielsweise in Selbstporträts in der ‚Natur‘ und entsprechend farblich abgestimmten Bildkompositionen niederschlägt. Die bewusste visuelle Verknüpfung von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Naturverbundenheit‘ lässt sich an vielen Accounts sichtbar machen; Rösch verweist selbst auf den Instagram-Account *@freyarosi* der vielfach als neurechts geltenden (vgl. Rösch 2023: 33), sich selbst als Tradwife verstehenden Influencerin Freya Rosi.

⁸ Katja [*@digitaltradwife*] (8. November 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/digitaltradwife/> [Zugriff: 01.02.2025].



Abbildung 2: Verknüpfung von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Naturverbundenheit‘⁹

Die Verknüpfung von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Naturverbundenheit‘ ist in bestimmten Kreisen konventionalisiert, zeigt sich unter anderem auch bei Anna Leisten, Funktionärin der *Jungen Alternativen*, die auf ihrem Instagram-Account *@anna.herta.marie* ein Bild, auf dem sie in Rückansicht im Kleid in einem Rapsfeld spazierend zu sehen ist, u.a. mit den Hashtags *#weiblichkeit #mädchen #heimatliebe #naturverbunden* verschlagwortet.¹⁰

Wenn es um Rolle und Wesensbestimmung der ‚Frau‘ geht, spielen auch die Kategorien von *Reinheit* und *Ordnung* eine Rolle. Hier werden etwa ästhetisches Empfinden und Ausdrucksvermögen als bedeutsame Aspekte ‚reiner‘ Weiblichkeit dargestellt. Die von Birgit Sauer identifizierten, eingangs erwähnten Elemente von Anti-Genderismus treten an den mit ‚dem Weiblichen‘ assoziierten Reinheitsvorstellungen deutlich zu Tage: Ankerpunkt der Reinheitsvorstellungen bildet die Essenzialisierung oder ‚Naturalisierung‘ der Geschlechterdifferenz, an die sich die These von der Komplementarität von ‚Mann‘ und ‚Frau‘ in körperlicher, kognitiver und sozialer Hinsicht anschließt. Auch wenn das Insistieren auf einer natürlichen Geschlechtertypologie unterschiedlich in den ideologischen Horizont der jeweiligen Akteursgruppe einzubetten ist, zeigen sich Korrelationen in den Inszenierungen von Feindbildern und damit auch bei den Exklusionsmechanismen, die zur Anwendung kommen.

9 Freya Rosi [*@freyarosi*] (o.J.). Instagram. https://www.instagram.com/p/CbdJdVtoSF/?img_index=1 [Zugriff: 01.02.2025].

10 Anna Leisten [*@anna.herta.marie*] (14. Mai 2022). Instagram. https://www.instagram.com/p/CdijH4DtJKY/?img_index=1 [Zugriff: 01.02.2025].

2.2 Reinheitsvorstellungen in der Inszenierung von ‚Weiblichkeit‘

Reinheitsvorstellungen spielen im Zusammenhang von Inklusions- und Exklusionspraktiken schon immer eine Rolle, nicht zuletzt freilich in den Religionen. In ihrer grundlegenden Studie *Purity and Danger* (1966) führt Mary Douglas diesen Zusammenhang aus, indem sie die Begriffe ‚rein‘ und ‚unrein‘ als soziale Ordnungskategorien beschreibt. Das Begriffspaar diene dazu, symbolische Systeme über den Ausschluss unpassender Elemente zu fundieren und zu stabilisieren: „Dirt, then, is never a unique, isolated event. Where there is dirt there is system. Dirt is the by-product of a systematic ordering and classification of matter, in so far as ordering involves rejecting inappropriate elements“ (Douglas 1966: 35). Wendet man Douglas’ These, dass Reinheits- bzw. Ordnungsbildung durch Ausschluss von Störendem (allerdings ‚Anderes‘ Stabilisierendes) erfolgt, auf die Interpretation visueller Selbstinszenierungen an, folgt daraus, dass eine Bildanalyse immer auch zu reflektieren hat, was auf den Bildern nicht gezeigt wird, unsichtbar bleibt. Exklusion findet hier im Zuge der Bildproduktion statt, also vor der Repräsentation, die sich im Bild manifestiert.

Valentin Groebner hat kürzlich noch einmal festgehalten, welche Rolle Reinheitsvorstellungen kulturell spielen, in Form von Forderungen, von Wünschen oder als Leitvorstellung, nämlich „als ein erstrebenswertes, wunderbares, schlechthin unwiderstehliches Ideal“ (Groebner 2024: 20). Als solches sind Reinheitsvorstellungen omnipräsent, populär natürlich auch im Produktmarketing. Instagram als mediale Bühne der visuellen Selbstvermarktung bildet hier keine Ausnahme. Gleichwohl fungieren Reinheitsvorstellungen kulturell schon immer als intentional kollektivierende Formen, die Zugehörigkeiten und soziale Hierarchien regulieren sollen und die auch dazu dienen, bestimmte Gruppen zu marginalisieren. Martha Nussbaum hat dies eingehend im Zusammenhang ihrer Ausführungen zu (un-)moralischen Emotionen thematisiert (vgl. Nussbaum 2016: 45ff.). Dabei weist sie auf die demokratische Relevanz hin, die Pathologie der dichotomen Klassifizierung von Menschen und Menschengruppen in ‚rein‘ und ‚unrein‘ – Nussbaum spricht in diesem Zusammenhang auch von „projizierter Abscheu“ (Nussbaum: 2016: 49) – zu bearbeiten.

Schaut man in die Influencerinnen-Szene, führt der Hashtag *#reinweiblich* – mit unterschiedlicher Funktion als Adjektiv und als Adverb – in neurechte Netzwerke. Reinhild Boßdorf – im öffentlichen Diskurs als rechts bzw. rechts-extrem eingestuft, Gründerin der rechten Frauengruppe *Lukreta* und ehemaliges Mitglied der *Identitären Bewegung* – führt ihn in der Verschlagwortung ihrer Selfies auf ihrem Instagram-Account *@amandina_vomrhein* mehrfach an. Die von Boßdorf eingestellten Bilder zeigen sie selbst unter Verwendung einer bestimmten Ästhetik: meistens mit Kleid oder Rock und langem, offenem oder geflochtenem Haar. Dass dem Haar in der Selbstrepräsentation als ‚weiblich‘ eine besondere Bedeutung zukommt, unterstreichen Bilder in Rückenansicht.



Abbildung 3: „Haare zeigen für die Freiheit“¹¹



Abbildung 4: „[W]o sind [die] staatlichen Akteure, wenn man sie braucht?“¹²

Anders als beim Account von Freya Rosi, die von Boßdorf im neurechten Magazin *Krautzone* als eines „der traditionelle[n] Mädels, die rechtskonservativ sind, Brauchtum pflegen, sich feminin kleiden und offen für ihre Werte einstehen“ (Boßdorf 2021), lobend mitangeführt wird, verbleiben Boßdorfs Porträts nicht bloß Verkörperungen ‚traditioneller Weiblichkeit‘ und Ästhetik im vermeintlich unpolitischen Raum (vgl. Rösch 2023: 37). Boßdorf vertextet ihre

11 Reinhild Boßdorf [@amandina_vomrhein] (1. Februar 1 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/C2zQ01Xt2XV/> [Zugriff: 01.02.2025].

12 Reinhild Boßdorf [@amandina_vomrhein]. (25. November 2020). Instagram. <https://www.instagram.com/p/CIAfjHLg9XC/> [Zugriff: 01.02.2025].

Bilder klar ideologisch. So wird das Zeigen von Haar (Abb. 3) als Widerstand gegenüber religiös motivierter Verschleierung demonstriert: Boßdorf fordert dazu auf, „Haare [zu] zeigen für die Freiheit“ gegen das Kopftuch als „religiösem Bekenntnis und [einem] Zeichen für die Unterdrückung und Unterordnung der Frau“¹³.

In Boßdorfs Propaganda sind die Leitthemen ‚Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit‘ – *#reinweiblich* – und Mobilisierung gegen Migrant:innen bzw. Ethnosexismus im Kurzschluss aneinandergekoppelt. Dies illustriert etwa ein Bild (Abb. 4), das freilich im Kontext der übrigen Kommunikation Boßdorfs gelesen werden muss und das großflächig betitelt ist mit „Nein zu Gewalt an Frauen“. Zu sehen ist eine rotgefärbte, offene Hand, der Handrücken liegt auf dem Asphalt. Daneben liegt – neben der vermeintlich blutigen Hand – eine scheinbar aus dieser ermatteten Hand gerollte Pfefferspraydose, ebenfalls mit roten Farb-/Blut-Spuren. Rechts oben in der Bildecke prangt ein kreisförmiges Bildelement, wie ein Logo gelayoutet, in dessen Mitte der Text „Rein Weiblich“ zu lesen ist, darüber eine stilisierte Flamme, welche wiederum an das Logo der als vom Verfassungsschutz gesichert rechtsextrem eingestuft und Anfang 2025 aufgelösten *Jungen Alternativen für Deutschland*, der ehemaligen Jugendorganisation der AfD, erinnert. Im Begleittext zum Bild führt Boßdorf Zahlen zu Gewaltverbrechen an Frauen in Deutschland an und verweist auf die Anzahl migrantisierter Täter.¹⁴ Verdichtet lässt sich das auf den – ebenfalls von Boßdorf propagierten – Slogan „Remigration schützt Frauen!“ bringen.¹⁵

2.3 *#femininenotfeminist: ideologische Abwehr ‚des Feminismus‘*

Die Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit impliziert, wie es die Verschränkung der von Birgit Sauer genannten anti-genderistischen Elemente nahelegt, nicht nur (anti-muslimischen) Rassismus und Ethnosexismus, sondern auch die *ideologische Abwehr des Feminismus*. Boßdorf trifft sich hier mit

13 Reinhild Boßdorf [@amandina_vomrhein] (1. Februar 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/C2zQ01Xt2XV/> [Zugriff: 01.02.2025].

14 Reinhild Boßdorf [@amandina_vomrhein]. (November 25, 2020). Instagram. Abgerufen Februar 2025, von <https://www.instagram.com/p/CIAfjHLg9XC/>. Boßdorf spricht in ihren Beiträgen viel und explizit über „Gewalt gegen Frauen im öffentlichen Raum“, „unkontrollierte Massenmigration“, „importierte sexuelle Gewalt.“ Deutlich wird damit auch, dass Ethnosexismus eine entscheidende Rolle als politische Strategie spielt. Dass ‚das Fremde‘ so hypostasiert wird, findet seine Plausibilität darin, dass Fälle sexualisierter Gewalt im häuslichen Bereich auch in Familien „bereits im politischen Bewusstsein angekommen seien und das Private außerhalb staatlicher Zugriffsmöglichkeiten läge“ (Rösch 2023: 141).

15 Dass der Begriff ‚Remigration‘ mittlerweile Eingang gefunden hat in die politischen Debatten, darf nach dem Skandal um das „Potsdamer Geheimgespräch“ von AfD-Mitgliedern und Rechtsextremen im November 2023 allein schon als Erfolg für das ideologische Mainstreaming rechtsextremer Akteur:innen gelten.

anderen rechten bzw. traditionalistischen Akteurinnen, wobei u.a. der Hashtag *#femininenotfeminist* populär ist. Im Visier Boßdorfs stehen also auch „westliche Feministinnen“: Kritisiert wird deren kosmopolitische Haltung, die verkenne, „dass es sich bei all dieser Verschleierung eben nicht um Modeaccessoires handelt.“¹⁶ Auch das Statement, dass „[d]ie Haare einer Frau [...] fester Bestandteil ihrer Weiblichkeit“ seien, dient einer Naturalisierung von ‚Weiblichkeit‘, in dessen Verlängerung die „Gleichsetzung des anatomischen/biologischen Geschlechts mit der Geschlechtsidentität, der Geschlechtsrolle und der sexuellen Orientierung“ (Liebhart 2021: 205) steht – eine Identifikation, die der Gender-Diskurs gerade auflösen möchte. Den ‚modernen Feminismus‘ und die „Gendermainstreaming-Agenda“¹⁷ inszeniert Boßdorf als unmittelbare Gefahr für die Unversehrtheit, die ‚Reinheit‘ der ‚natürlichen‘, weiblichen Erscheinungsform, die sie unter dem Hashtag *#reinweiblich* propagiert.

Viele der User:innen, die sich bei Instagram als „traditional“ oder kurz „trad“ beschreiben, teilen die gesellschaftsdiagnostische Negativbewertung einer post-essenzialistischen Auffassung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen.¹⁸ Auch Freya Rosi verbirgt ihre kritische Haltung diesbezüglich nicht hinter der gut kuratierten Selfie-Kulisse. Im Begleittext zu einem Foto, auf dem sie auf dem Waldboden liegt, die Haare kreisförmig um ihren Kopf ausgebreitet, direkt in die Kamera blickend, äußert sie ihre Besorgnis darüber, dass gegenwärtig „Geschlechterrollen, -bilder und die Dynamik unter den Geschlechtern umgekrempelt und aufgelöst werden soll, [wodurch] das Verständnis davon, was Weiblichkeit (und auch Männlichkeit) ausmacht“¹⁹ verschwinde. Die Logik dieser Verfallserzählung von der dichotomen, natürlichen Geschlechtertypologie entfaltet sich folgendermaßen: Durch die Nichtanerkennung der ‚natürlich‘ weiblichen Charakterzüge entstünde eine Situation des erzwungenen Rollenwechsels – eine Situation, in der Frauen sich gezwungen sähen, die „Charakterzüge des ‚stärkeren Geschlechts‘ anzunehmen“²⁰. Frauen, so das Fazit, befänden sich nicht mehr im „Einklang mit ihrer Weiblichkeit“ und würden davon abgehalten, ihre geschlechtsspezifischen Eigenschaften auszuleben – insbesondere in Form von Care-Arbeit, welche sich allerdings auch auf ästhetischer Ebene niederschlagen könne. Rösch zitiert Freya Rosi, wenn es um den Erweis der „Notwendigkeit des weiblichen Sinns für

16 Reinhild Boßdorf [@amandina_vomrhein] (1. Februar 2021). Instagram. <https://www.instagram.com/p/CKwAplQAjjB/> [Zugriff: 01.02.2025].

17 Reinhild Boßdorf [@amandina_vomrhein]. (August 2, 2024). Instagram. Abgerufen Februar 2025, von <https://www.instagram.com/p/C-Kc5TVNWU9/>

18 Was genau ‚traditionell‘ meint, kann stark variieren. Die Konzeptualisierung von Geschlecht (und Sexualität) als dichotome essenzialistische Geschlechterdifferenz scheint aber die gemeinsame Basis der unterschiedlichen Ausprägungen zu sein.

19 Freya Rosi [@freyarosi] (15. April 2021). Instagram. <https://www.instagram.com/p/CNsVy4ygHRU/> [Zugriff: 01.02.2025].

20 Freya Rosi [@freyarosi] (15. April 2021). Instagram. <https://www.instagram.com/p/CNsVy4ygHRU/> [Zugriff: 01.02.2025].

Ästhetik für die Gemeinschaft“ (Rösch 2023: 36) geht, ein „Sinn“, der sich wiederum auch in der Arbeit als Content Creatorin zeigen kann:

Der Sinn für Schönheit zeigt sich aber auch in ihrem Umfeld, ganz zentral in ihrem Heim: Dort dekoriert sie die Räume, hält sie sauber und ordentlich, sodass sie Wärme und Geborgenheit ausstrahlen und einladend auf sie, ihre Liebsten und ihre Freunde wirken (zit. n. Rösch 2023: 36).

Den Kampf um die ‚wahre‘ Weiblichkeitsvorstellung gegen feministische Politiken findet man auch im ‚christlichen‘ Kommunikationszusammenhängen, im Kontext sich als christlich verstehender Tradwives. Der Steckbrief des Instagram-Accounts *@digitaltradwife* proklamiert etwa: „WAHRE WEIBLICHKEIT & traditionelle Werte / 🏡 Tradwife & Mama von 4 | Erkenne wie wertvoll deine Weiblichkeit in Verbindung mit 📖 traditionellen Werten ist 💧 / ♠️ Wahrheit statt Zeitgeist/ 🚫 Woke“²¹. *@digitaltradwife* führt Beiträge, die u.a. betitelt sind mit „Die Biologie lügt nicht“, „Mutter“, „Dein Mann spiegelt Christus wider“ oder „Frauen gehören in die Küche“. In einem Reel mit dem Titel „Kern der Weiblichkeit“ wird auch hier die ‚weibliche‘ Fähigkeit zur ästhetischen Care-Arbeit als eine „heilige Berufung“ mit gesellschaftlicher Relevanz beschrieben – denn von dem ‚modernen Feminismus‘ erwartet man hier nichts.²² Insgesamt konstruiert *@digitaltradwife* eine harte Opposition zwischen ‚modernem Feminismus‘ und einer existenziell wichtigen Aufgabe, ‚wahre‘ Weiblichkeit und ‚wahre‘ Männlichkeit zu pflegen und zu kultivieren. Der Gedanke: Die Familie ist der Kern der Gesellschaft, und die Rollenverteilung in ihr ist göttlich bestimmt: „💞 Unsere wahre Erfüllung finden wir in Gottes Plan für uns – in der Familie, in der Liebe und Fürsorge, die wir unseren Kindern und Ehemännern geben.“²³ *@digitaltradwife* beschreibt die Auflösung der Geschlechterdifferenz als disruptiven Prozess, der von satanischen Kräften ausgelöst wird und in dem es vor allem die ‚Frau‘ ist – entsprechend der biblischen Erzählung vom Sündenfall –, die versucht wird, ihre „wahre Berufung“ zu untergraben.²⁴ Wichtiger Teil dieser weiblichen Bestimmung sei es, so erfährt man es aus einem anderen Reel mit dem Titel „Unterordnung & Gehorsam“, den „Ehemann führen [zu] lassen“²⁵, d.h. die patriarchale Beziehungsstruktur als göttliche Ordnung anzuerkennen, die eine Entfaltung der Weiblichkeit ermögliche. Hinter ‚dem‘ Feminismus stünden zerstörerische

21 Katja [*@digitaltradwife*] (o.J.). Instagram profile. Instagram. <https://www.instagram.com/digitaltradwife/> [Zugriff: 01.02.2025].

22 Katja [*@digitaltradwife*] (19. September 2024). Instagram. https://www.instagram.com/p/DAGzL16t_KU/ [Zugriff: 01.02.2025].

23 Katja [*@digitaltradwife*] (1. Juli 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/digitaltradwife/reel/C85CxcIN0UM/> [Zugriff: 01.02.2025].

24 Katja [*@digitaltradwife*] (28. September 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/D AeELE-t2Ut/> [Zugriff: 01.02.2025].

25 Katja [*@digitaltradwife*] (1. Juli 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/digitaltradwife/reel/C85CxcIN0UM/> [Zugriff: 01.02.2025].

gesellschaftliche Kräfte, die wiederum eine Ursache hätten: „POV: Je mehr du den Feminismus hinterfragst, desto deutlicher erkennst du seine Rolle als mächtiges Instrument des Teufels“²⁶.

Interessieren wir uns für Verbindungen zwischen der rechten Szene und traditionalistischen, konservatistischen Christ:innen, sind die Übergangsphänomene interessant, die distinkte Grenzen zu verwischen trachten. Verbreitet ist das Argument, es handele sich um eine Form von Gedankenkontrolle, Menschen bzw. ihre Positionen in gewisser Weise ideologisch zu überformen und bestimmte Inhalte als ‚rechts‘ zu framen. *@digitaltradwife* beschreibt zehn Punkte als „Das ‚neue‘ Rechts“, die freilich mit klassischem rechtem Gedankengut zusammenfallen, z.B. die Ablehnung von „Gender-Theorien und Ideologien“ und die Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit, der spezifische Umgang mit dem Thema ‚Lebensschutz‘ – auch die „Skepsis gegenüber bestimmten „Gesundheitsmaßnahmen““.²⁷

26 Katja [*@digitaltradwife*] (1. Juli 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/digitaltradwife/reel/C85CxcIN0UM/> [Zugriff: 01.02.2025].

27 Katja [*@digitaltradwife*] (8. November 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/DCIHHeNtJp/> [Zugriff: 01.02.2025].



Abbildung 5: „Das, was früher als selbstverständlich galt, ist heute plötzlich ‚rechts‘“²⁸.

Auch Jana Hochhalter, bekannt als Jana Highholder, „rechtsevanglikale Christfluencerin“ (Martin Fritz)²⁹, bedient diese Themen in ihrem Instagram-Account *@hiighholder*. Weibliche Unterordnung ist auch für sie wichtig, damit ein ‚Gleichgewicht‘ von ‚Leiterschaft und Folge‘ bestehen bleibt. Im Begleittext zu einem entsprechenden Video schreibt Hochhalter, dass „öffentlich der Verstand verboten wird“³⁰ und es nicht mehr möglich sei, die Komplementarität der Geschlechter als ‚normal‘ zu bezeichnen. Damit bedient sie das rechte Motiv einer vermeintlichen Unterdrückung der Meinungsfreiheit durch Ideologieunterstellung – und pathologisiert gleichzeitig jedes Beziehungsverhältnis und jede Geschlechtsidentität, die sich außerhalb dieser von ihr beschriebenen ‚Norm‘ bewegt. Im Reel erklärt Hochhalter, dass das Festhalten an den geschlechtsspezifischen Charakteristika notwendig für das harmoni-

28 Katja *[@digitaltradwife]* (8. November 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/DCIHpeNtJp/> [Zugriff: 01.02.2025].

29 Vgl. zu dieser Aussage von Fritz den Artikel von Plesch (2025) sowie Fritz (2024).

30 Jana Highholder *[@hiighholder]* (11. April 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/C5oLubzLdGR/> [Zugriff: 01.02.2025].

sche Miteinander in der heterosexuellen Partnerschaft sei. Das Auflösen der Geschlechtertypologie führe zu Dysfunktionalitäten – eine Überlegung, die an Freya Rosis Verfallserzählung erinnert: Männer, die ihrer Rolle nicht gerecht werden könnten, hinterließen eine ‚Lücke‘, die von Frauen gefüllt werden müsste. Das aber entspräche überhaupt nicht ihrer eigentlichen Rolle und der ihr zugewiesenen Aufgabe. Zudem gingen „Respekt und die Ehre vorm Mann“³¹ verloren. Der Titel *Let's talk about Männer ...und Unterordnung* ;-) einer Folge des Podcasts *Jana und Jasmin – In Zeiten wie diesen*, den Hochhalter gemeinsam mit der ebenfalls rechtsevanglikalen Christfluencerin Jasmin Neubauer (@liebezurbibel) unterhält, muss folglich als entsprechender Appell verstanden werden.³² Interessanterweise fungiert das Narrativ von der ‚Lücke‘, die Frauen notgedrungen auszufüllen hätten, hier für Hochhalter auch als Rechtfertigung ihrer eigenen Rolle als öffentlich wirksame Akteurin: In der genannten Podcastfolge argumentiert sie, dass der gesellschaftlich evozierte Mangel an ‚wahren‘ Männern mit Leitungsqualitäten dazu führe, dass Frauen wie sie selbst diese Tätigkeiten, auch im christlichen Kontext, übernehmen müssten. Erst das Eingehen einer Partnerschaft mit einem ebenbürtigen Mann ermögliche ein Ausleben der weiblichen Rolle und damit auch den Rückzug ins Private. Die Verschlagwortung ihres Instagram-Reels zur Geschlechterhierarchie mit #masculineenergy und #feminineenergy unterstreicht, dass Hochhalter von essenziell weiblichen und männlichen Charakteren ausgeht, die zu differenzieren sind und die sich ergänzen. Auch wenn der Begriff nicht explizit auftaucht, ruft Hochhalters Reel die Assoziation der Idee ‚weiblicher Reinheit‘ wach, die im Zusammenhang einer als ‚weiblich‘ markierten Disposition steht.³³

Nachdem wir hier einen exemplarischen Blick in die Szene rechter – auch christlicher – Content Creatorinnen unternommen haben, der zeigt, dass und wie die Leitthemen des Anti-Genderismus miteinander verflochten werden, wollen wir im Folgenden auf eine Studie zu politischen Statements im Kontext religionsbezogener Kommunikation zu sprechen kommen, welche wiederum

31 Jana Highholder [@hiighholder] (11. April 2024). Instagram. <https://www.instagram.com/p/C5oLubzLdGR/> [Zugriff: 01.02.2025].

32 Jana & Jasmin, *In Zeiten wie diesen*. Podcast (26. Mai 2024). <https://www.podcast.de/episode/632979306/lets-talk-about-maenner> [Zugriff: 01.02.2025].

33 Bei Jasmin Neubauer taucht der Begriff ‚Reinheit‘ auf ihrem Instagram-Account @liebezurbibel in einem Beitrag zur Partnerwahl explizit auf, ist dabei aber mit Vorstellungen zur Sexualmoral verknüpft, genauer der Problematisierung außerehelicher sexueller Intimität: Auf ein erstes Bild mit der Frage „Warum Sex vor der Ehe dich zerstört“ folgt eine weiteres Fenster mit Bild von Neubauer und Text, in dem sie dafür appelliert, auf den ‚richtigen‘ Mann zu warten: „Ein Mann, der Jesus liebt, wird dich entsprechend behandeln und deine Reinheit bewahren. Du wirst nichts verpassen, wenn du wartest – im Gegenteil. Du wirst die wahre Schönheit von Sexualität verstehen, wenn du beginnst, auch in diesen Bereichen nach göttlichen Prinzipien zu leben“ (Jasmin [@liebezurbibel] (18. August 2024). Instagram. https://www.instagram.com/p/C-0UjWjodQ-/?img_index=4 [Zugriff: 01.02.2025]).

ansichtig machen, wie konventionalisiert anti-genderistische Elemente in der Alltagskommunikation daherkommen (können).

3 „Die ‚überkandidelten Weiber‘ sind durchdrungen vom Geist der Linken Weltanschauung.“ – Oder: Anti-Genderismus in religionsbezogener rechter Kommunikation. Beispiele aus dem Verbundprojekt Kirchenmitgliedschaft und politische Kultur

Um den kulturellen Einfluss bestimmter Narrative bzw. Narrativfragmente zu verdeutlichen, geben wir im Folgenden – so gut dies in wenigen Strichen möglich ist – Einblick in Ergebnisse einer Sekundäranalyse zur Studie *Religion und Rechtspopulismus/-extremismus* (vgl. Merle/Watzel 2022a) im Rahmen der Verbundstudie *Kirchenmitgliedschaft und politische Kultur*. Hier sind nicht strategisch kuratierte Beiträge von Content Creator:innen im Blick, sondern persönliche Statements von Personen, die nicht primär in politisch-strategischer Absicht auftreten. Gleichwohl zeigt sich, dass anti-genderistische Motive in die Kommunikationssituationen eingelassen sind.

Hauptanliegen der Studie war es, die Verflechtungen von rechtspopulistischer, auch rechtsextremer Kommunikation mit christlichen Semantiken und religiösen Vorstellungen genauer zu untersuchen. Bekanntermaßen kennzeichnet rechtspopulistische Kommunikation ein hohes Maß an diskursiver Flexibilität und Dynamik, sie verbindet sich in der Regel mit anderen Weltanschauungen, braucht einen ‚Wirt‘ i.S. eines weltanschaulichen ‚Trägers‘. Dies können freilich auch religiöse Weltanschauungen und bestimmte dogmatische Formationen sein. Um den Verflechtungen auf die Spur zu kommen und dazu das Material einzugrenzen, ist dieses anlassbezogen erhoben worden: Die Datenerhebung für die Studie gliederte sich an die Entscheidung der *Evangelischen Kirche in Deutschland* (EKD) an, das Bündnis *united4rescue* zur Unterstützung von Seenotrettungseinsätzen im Mittelmeer zu gründen, wobei sich das Engagement von *united4rescue* in der Finanzierung und Anschaffung eines Rettungsschiffes (*Sea-Watch 4*) fortsetzte. Der Untersuchungszeitraum der Studie erstreckte sich vom Beschluss einer entsprechenden Resolution auf dem *Deutschen Evangelischen Kirchentag* am 19. Juni 2019 bis Ende August 2020, um auch die Reaktionen auf den ersten Einsatz des Schiffes am 15. August 2020 zu erfassen. In den Blick kamen vielfältige Beiträge und Plattformen, darunter journalistische Artikel, Blogbeiträge, Social-Media-Posts auf Facebook und Twitter sowie deren Kommentare; auch E-Mails an den *Info-Service der EKD* konnten analysiert werden. Die Auswahl der Daten erfolgte mittels spezifischer Schlüsselwörter und in Kommunikationskontexten, die sich auf

einem angenommenen ‚Mitte-Rechts-Spektrum‘³⁴ verorten ließen. Im Hintergrund existierte die Annahme, dass Inhalt, Sprachgebrauch und Interaktionsmuster kontextabhängig variieren. Die Analyse kontextueller Unterschiede sollte Einblicke in die Handlungsspielräume im Umgang mit vorurteilsbehafteter Kommunikation liefern, die sich auf christliches Gedankengut beruft. Der finale Datensatz umfasste nahezu 30.000 Kommunikate.

Für die Interpretation des Materials war entscheidend, nach Narrativen bzw. Narrativfragmenten zu schauen. Narrative können als „semiotisch-semantische Strukturen“ (Müller 2019: 3) verstanden werden, die diversen Kommunikaten zugrunde liegen. Dabei ist die vollständige Ausführung eines Narrativs für dessen Aktivierung nicht zwingend erforderlich; vielmehr kann bereits das Aufrufen eines Elements ausreichen, um das gesamte Narrativ assoziativ in Reichweite zu bringen. Über die Identifikation eines rechtspopulistischen bzw. -extremistischen Masternarrativs war es so möglich, rekurrende Elemente und deren Variationen zu erfassen. Dies bot die Grundlage für eine diskursanalytisch orientierte Untersuchung der Ausdrucksformen sprachlicher Gewalt über verschiedene Kommunikationskontexte hinweg. Das Thema ‚Gender‘ hat in der Primäranalyse keine prominente Stellung in der Untersuchung eingenommen, zeigte seine Bedeutung allerdings in der Sekundäranalyse. Die religionsbezogene Kommunikation im Sample war primär auf die Frage der Rolle der Kirche in der Gesellschaft, auf das Thema ‚Nächstenliebe‘ und Handlungskonsequenzen ausgerichtet. Vorurteilsbehaftete Äußerungen manifestierten sich vorwiegend in Form von anti-muslimischem Rassismus. Das Thema ‚Gender‘ eröffnete allerdings offenbar noch einmal eigene Resonanzräume. Anti-Genderismus trat in seinen ‚klassischen‘ Ausprägungen im Untersuchungsmaterial deutlich zutage: als ‚Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit‘ und Ideologievorwurf (3.1), als misogynen Stereotype zur Diffamierung (3.2) sowie schließlich als eine Verknüpfung von anti-muslimischem Rassismus und Mobilisierung gegen Migrant:innen/Ethnosexismus.

3.1 Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit, Ideologievorwurf und Verschwörungsnarrative

Die Interpretation von Geschlechterverhältnissen und Sexualität aus einer essenzialistischen Perspektive konstituiert einen zentralen Konvergenzpunkt zwischen rechtsideologischen Positionen einerseits und religiösen Akteur:innen andererseits. Diese Konvergenz manifestiert sich in der Affirmation einer dichotomen und komplementären Geschlechterordnung, die typischerweise

34 Bei der Rede von einem ‚Mitte-Rechts-Spektrum‘ handelt es sich um eine *bewusst vereinfachende Schematisierung*, die darauf abzielt, ein Spektrum von Kommunikationskontexten abzubilden und kontextbedingte Varianzen herauszustellen. In den Blick kamen Beiträge von EKD-Seiten, dann auch von *idea*, *Cicero*, *Sezession*, *PI-News* | *Politically Incorrect*, *Philosophia Perennis*.

durch – einen exegetisch allerdings zu korrigierenden – Rekurs auf eines der biblischen Schöpfungsnarrative legitimiert wird (vgl. Perintfalvi/Fischer 2021; Mayer 2021: 41):

So lesen wir im ersten Buch Mose (1,26), dass Gott sprach: ‚Lasset uns Menschen machen‘ und ‚schuf sie einen Mann und ein Weib‘. Dazu und zur restlichen Schöpfung kommt der Schöpfer zur Ansicht (Kapitel 1,31): ‚und siehe da, es war sehr gut‘. Dies bedeutet auch, dass neben diesen beiden in keinem Falle etwas Besseres auch nicht etwas Anderes, Drittes durch wen auch immer noch zu schaffen wäre. (Sprenger 2017: 120)

Die Behauptung einer vermeintlich ‚gottgewollten‘ und ‚unhintergehbaren‘ ‚Geschlechterordnung‘ dient als Instrument zur religiösen Verankerung existierender sozialer Strukturen. Rechte Akteur:innen adaptieren diesen Legitimationsdiskurs nicht selten in säkularisierter Form, indem sie durch Rekurs auf die Autorität ‚natürlicher‘ Gegebenheiten eine Rechtfertigungsbasis für das Beharren auf sozialer Ungleichheit und ihre antipluralistischen Positionen zu etablieren suchen (vgl. Hidalgo 2021: 26ff.). Diese Legitimierungsstrategie hat sich auch bei den in diesem Beitrag angeführten Content Creatorinnen nachzeichnen lassen. Es wird schlicht behauptet, dass eine post-essenzialistische Interpretation von Geschlechterverhältnissen und Sexualität nicht als normativ gelten könne, da sie für die gesellschaftliche Mehrheit weder kognitiv nachvollziehbar sei noch mit deren Lebenserfahrung korrespondiere. Diese Form der Argumentation kulminiert in der Behauptung, es handle sich hierbei um ein politisches Programm, das von elitären Gruppierungen der Mehrheitsgesellschaft oktroyiert werde. Ein Beispiel für diese Sichtweise sind die Beiträge des Instagram-Accounts *@digitaltradwife*.

Im Datenmaterial unserer Studie manifestiert sich diese Dichotomie zwischen denen, ‚die aufoktroyieren‘, und denen, ‚die zu folgen haben‘, in der Gegenüberstellung von Kirchenvertreter:innen in Leitungsfunktion einerseits und dem ‚reinen‘ oder ‚normalen‘ Volk sowie rechthgläubigen Christ:innen andererseits. Die Analyse des Materials offenbart einen Zusammenhang zwischen der Positionierung der Kommentare auf einem hypothetischen ‚Mitte-Rechts-Kontinuum‘ und der Prävalenz von Verschwörungsnarrativen. Je weiter ‚rechts‘ die Kommentare zu verorten sind, desto prominenter wird der Rekurs auf solche Narrative bzw. desto deutlicher treten solche Narrative / Narrativfragmente zutage. Ein zentrales, in verschiedenen Variationen auftretendes Motiv im Material und im rechten Anti-Gender-Diskurs ist die weit verbreitete Behauptung, dass die Förderung eines post-essenzialistischen Verständnisses von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen, mithin ein ‚Gender-Mainstreaming‘, auf eine umfassende Destabilisierung von Kirche und Gesellschaft abziele.

Einen Nährboden finden solche Artikulationen etwa in den Aussagen von Björn Höcke, dem vom *Bundesamt für Verfassungsschutz* als rechtsextrem eingestuft Thüringer AfD-Vorsitzenden, der „Gender-Mainstreaming“ als „Sonntagskind der Dekadenz“ bezeichnet, „das auf die Auflösung der natürlichen Geschlechterordnung abzielt“ (zit. n. Kemper 2016: 160f.). Höcke

warnt, in rechtskonservativen Kreisen und Kreisen der extremen Rechten üblich, vor einer mit dem „Gender-Mainstreaming“ verbundenen „Früh- und Hypersexualisierung“ von Kindern – dem stellt er ein „gemeinschaftsorientiertes Werte-, Sitten- und Normengefüge“ gegenüber, für das die Familie als „Keimzelle der Nation“ stehe (ebd.). Höcke spricht – u.a. im Sommer 2023 – freimütig davon, in den Schulen die „Ideologie“ von Gender-Mainstreaming und Inklusion abschaffen zu wollen (vgl. auch Preuß 2023). Entsprechende Verschwörungsmotive finden sich vielerorts. So entwirft auch die Publizistin Gabriele Kuby ein dystopisches Szenario: Am Ende eines „Umprogrammierungsprozesses“ der „Mächtigen und Reichen“, der einem „satanischen Freiheitsbegriff, welcher nichts als Chaos und Zerstörung nach sich zieht“, folge, stünden „entwurzelte, manipulierbare, zum Widerstand unfähige Individuen“ (Kuby 2017: 198f.). In diesen Dekadenznarrativen wird die Einführung der Anti-Baby-Pille als Ausdruck weiblicher sexueller Selbstbestimmung (vgl. Lichtmesz 2014), aber auch die gesellschaftliche Akzeptanz von Homosexualität und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften als kritischer Wendepunkt, als ‚Anfang vom Ende‘ moralischer Integrität konstruiert.

Schaut man wieder auf das Material der Studie, findet sich der Gedanken-gang, dass der ‚Sündenfall‘ der Kirchen darin bestehe, Frauen Zugang zu leitenden Positionen zu ermöglichen:

Über das Grundgesetz und die Gleichberechtigung von Mann und Frau wurde den Kirchen das weibliche Pastorenamt und später das weibliche Bischofsamt abgerungen. Waren diese etabliert, folgten recht bald Forderungen, Homosexualität anzuerkennen. Daraufhin Forderungen, Homosexuelle zu segnen und sie kirchlich zu trauen. Interessanterweise jeweils zuerst unter der Ägide einer der ersten deutschen Bischöfinnen – Margot Käßmann. Wie überhaupt fast jede das Christentum konterkarrierende Änderung zuerst dort statt fand, wo – im Gegensatz zur paulinischen Gemeindeordnung – eine Frau die Leitung inne hatte. (PP_Bedford-Strohm (=3), 2)³⁵

3.2 *Misogyne Stereotype als Mittel der Abwertung*

Im Material lassen sich immer wieder Aussagen mit misogynen Äußerungen zur Abwertung finden. Abwertungen, mit denen wir es hier zu tun haben, bedienen sich schlicht der Gleichsetzung von ‚Weiblichkeit‘ und Defizitärem. So heißt es etwa über Heinrich Bedford-Strohm, der als EKD-Ratsvorsitzender ein prominentes Gesicht im Zusammenhang des Engagements für Seenotrettung war: „Er wirkt in seinem pastoralen Auftreten wie ein durchfeminisierter Mann. Theologisch kommt er über Frauenfußball nie hinaus.“ (JF_Bedford-Strohm [=2], 15)

Eine Analyse der Sprachverwendung in anderen Segmenten des Untersuchungsmaterials offenbart eine spezifische Rhetorik zur Charakterisierung des Engagements für Seenotrettung. Dieses wird mittels pejorativer Zuschrei-

³⁵ Hier und ähnlich: Belegangabe aus dem Material der Studie.

bungen wie „Wahn“ und „Hysterie“ gelabelt. Zudem wird ein solches Engagement als Ausdruck von „Naivität“ dargestellt, welche in vermeintlichem Kontrast zu einer rationalen Erfassung der soziopolitischen Realität steht. Diese rhetorischen Strategien dienen ganz offensichtlich dazu, das humanitäre Engagement zu delegitimieren und ihm eine fundierte Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse abzusprechen:

Es muss sich [bei dem Engagement für die Seenotrettung; AW] um einen epidemisch um sich greifenden Wahn handeln. Um eine kollektive Verblendung. Sie macht nur Sinn, wenn sie lückenlos mit einem ‚Plan‘ verzahnt ist, der freilich nirgendwo eindeutig erkennbar ist. Und (laut S. Freud) den Wahn bemerkt nicht, wer ihn selbst noch teilt. (PP_Seenotrettung [=2], 63)

Die präsentierten Zuschreibungen operieren auf einer Ebene indirekter Anspielungen und impliziter Referenzen auf kulturell einschlägige, wenngleich in Teilen durchaus kritisierte symbolische Ordnungsschemata: Einer Maskulinisierung des Vernunftbegriffs entspricht die komplementäre Belegung ‚des Weiblichen‘ mit Irrationalität und, in extremeren Ausprägungen, mit „Wahnsinn“. Diese dichotome Zuordnung reflektiert tief verwurzelte geschlechtsspezifische Stereotype und Zuschreibungsmuster, die in verschiedenen kulturellen und diskursiven Kontexten persistieren und reproduziert werden.

Für mich ist das noch schlimmer als Frauenfußball oder ‚Hallenhalma‘! ‚Humanität kennt keine Grenzen‘ das ist eine sozialistische Weltrettungsphantasie, -utopie, ein klassischer Religionsersatz. Es dient anscheinend als ‚zeitgemäßer Ersatz‘ für den Begriff ‚Nächstenliebe‘. Dieser hat nämlich eine ganz gesunde und vernünftige Grenze, denn es heißt: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘ Nur wer sich selbst liebt, kann auch den Nächsten lieben. Hier liegt offensichtlich das Problem. (JF_Bedford-Strohm [=3], 16)

In der historischen Konstruktion der Geschlechter sind diese sowohl physisch als auch charakterlich komplementär gedacht worden. Die Zuschreibung von Attributen wie Passivität, Emotionalität, Fantasiereichtum und Fürsorglichkeit zum ‚normalen weiblichen‘ Geschlecht ergänzten pathologisierende Charakterisierungen wie Hysterie und eine Affinität zum Wahnhaften. Die Analyse des Materials der Studie offenbart persistierende Iterationen stereotyper Anschuldigungen, die mit einem vermeintlich natürlichen weiblichen ‚Geschlechtscharakter‘ assoziiert werden. Genau diese Naturalisierung geschlechtsspezifischer Charakteristika stellt, wie nun schon mehrfach herausgestellt, ein zentrales Element in der anti-genderistischen Kommunikation rechter Akteure dar. Ungeachtet der Variabilität in den Manifestationsformen des Anti-Genderismus bleibt diese essenzialistische Geschlechterkonzeption ein konstantes Merkmal.

Um die Verankerung des Pathologie-Urteils in den genderbezogenen Auseinandersetzungen zur Stabilisierung der komplementären Zweigeschlechtlichkeit wie in der faktischen Einordnung von Frauen* in die patriarchale Ordnung zu plausibilisieren, sei nur in einem kleinen Exkurs auf Martin Semlitsch alias Martin Lichtmesz verwiesen. Lichtmesz gilt als zentraler Denker der

Neuen Rechten. Bei ihm sind Ausführungen über gendergerechte Sprache und Gendertheorie anzutreffen, die er bezeichnenderweise betitelt mit *Notizen über die genderfeministischen Psychopathologien*. In seinen Ausführungen behauptet Lichtmesz eine feindliche Haltung von Befürworter:innen der Gleichberechtigung und Gendersensibilität gegenüber ‚dem‘ traditionellen Mutterbild. Er unterstellt Akteur:innen eine ausgeprägte Aversion gegen ‚die Mutterrolle‘ und attestiert ihnen das Bestreben, das Mutterbild aus dem gesellschaftlichen Leben eliminieren zu wollen. Lichtmesz konstruiert einen kausalen Zusammenhang zwischen dieser vermeintlichen Ablehnung der Mutterschaft und einer affirmativen Einstellung zur Abtreibung. In seiner Interpretation werden Manifestationen sexueller Selbstbestimmung als deviantes Verhalten klassifiziert und als Ausdruck einer naiven und unreifen Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität charakterisiert:

Vor allem aber kommen hier massive Identitäts- und Selbstwertprobleme zum Ausdruck, die wohl auch Folge einer tiefgehenden Entwurzelung sind: wenn alle Geschlechterrollen als ‚konstruiert‘ und gleichermaßen belanglos entlarvt sind, woran will man dann noch seine weibliche Identität festmachen? Alles, was diesen jungen Frauen geblieben ist, sind krasse Reduktionen, die Fetischisierung ihrer Körperteile und bis ins Erwachsenenalter praktizierte onanistische Doktorspiele. Wobei bezeichnenderweise keine dieser ‚Feministinnen‘ auf die Idee kommt, auch über die ‚Mystik‘ der Mutterschaft, der archaischen Ur-Erfahrung des Frauseins schlechthin, nachzudenken. (Lichtmesz 2014)

Lichtmesz präsentiert die heterosexuelle Paarbeziehung als einzig angemessene Sozialform von Sexualität, die dem „Rausch über die gelungene Entkopplung der Sexualität von der Fortpflanzung“ (ebd.), der die Gesellschaft zerstöre, nicht verfallen sei.

Geht man davon aus, dass solche und ähnliche politisch-strategischen Einstellungen in der alltäglichen Kommunikation von Menschen Widerhall finden, verwundert es nicht, dass sich im Material der Studie gegenüber als weiblich gelesenen Personen in (kirchen-)politischen Führungspositionen misogynie Äußerungen finden lassen. Ihr Engagement entspricht eben nicht ‚dem‘ Bild der Frau und Mutter, deren bevorzugtes Refugium der familiäre Wirkungsraum ist.

3.3 Anti-muslimischer Rassismus, Mobilisierung gegen Migrant:innen und Ethnosexismus

Je weiter ‚rechts‘ die Äußerungen im gesellschaftspolitischen Spektrum zu verorten sind, desto ausgeprägter manifestiert sich eine Abwertung von Menschen muslimischen Glaubens, und umso ausgeprägter verbinden sich mit dem Thema ‚Islam‘ konkrete Bedrohungsszenarien. Diese Beobachtung lässt auf eine systematische Instrumentalisierung ethnoreligiöser Zuschreibungen zur Konstruktion und Verstärkung von Fremd- und Feindbildern schließen, die als

integraler Bestandteil rechtspopulistischer Diskursstrategien und solcher der extremen Rechten fungieren.

Bedrohungsszenarien nehmen zunehmend verschwörungstheoretische Züge an, wenn behauptet wird, dass ‚der Islam‘ – unterstützt von einer ‚globalen Elite‘ – systematisch christlich-demokratische Gesellschaftsordnungen ‚infiltriere‘, mit dem Ziel, die ‚weiße, christliche Mehrheitsgesellschaft‘ zu ‚substituieren‘ (‚großer Austausch‘). Ein zentrales Argument dieser Verschwörungstheorie zieht scheinbar demografische ‚Fakten‘ heran, verwiesen wird auf eine vermeintlich höhere Geburtenrate bei muslimischen Immigrant:innen im Vergleich zu Frauen der ‚einheimischen‘ Bevölkerung (vgl. auch zur Gegenüberstellung Önnerfors 2021: 81; Ekman 2022: 4).

Kirchenleitende Kirchenvertreter:innen, die sich für Seenotrettung engagieren, so zeigt es das Material der Studie an nicht wenigen Stellen, die ‚rechten‘ Kontexten zugeordnet werden können, werden mit dem Vorwurf belegt, zur ‚Islamisierung des Abendlandes‘ und einem ‚Bevölkerungsaustausch‘ beizutragen. Die Interpretation des kirchlichen Engagements variiert dabei in Abhängigkeit von der ideologischen Positionierung der Kommentierenden: Während einige das Handeln der Kirche als Ausdruck mangelnden Problembewusstseins deuten (entsprechend dem Ideologievorwurf), findet sich in Kommunikaten, die weiter ‚rechts‘ zu verorten sind, zunehmend die Unterstellung einer intentionalen Mitwirkung an einer ‚Islamisierung‘:

Was diese Moscheeförderer machen? Sie versündigen sich ganz massiv am eigenen Volke, aber auch an den Christen, und können von daher den einen Gott, der der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und zugleich der Vater Jesu Christi ist, niemals auf ihrer Seite haben. Niemals. Nie. Punkt. (PI_Seenotrettung [=2], 628)

Verflochten sind verschiedene Vorwürfe gegen Kirchenvertreter:innen und Befürworter:innen der Seenotrettung. Neben der Beschuldigung, die ‚Islamisierung‘ voranzutreiben, wird ihnen auch vorgeworfen, ein ‚falsches Frauenbild‘ zu propagieren, das die ‚traditionelle Rolle der Frau als Mutter‘ und den Stellenwert der Familie in der Gesellschaft unterminierte. In diesem Kontext werden gendergerechte Ansätze und feministische Strömungen als kausale Faktoren für niedrige Geburtenraten identifiziert:

Was wir bei solchen Frauen erleben ist eine gewollte Kinderlosigkeit, [...]. Gewollte Kinderlosigkeit gab es aber schon immer, wenn auch nicht ‚chic‘ und nur in minimalem Ausmaß. In früheren Zeiten schlossen sich solche Frauen einem christlichen Orden an, der sich der Krankenpflege und anderen Diensten widmete. Das hatte einen gesellschaftlichen Wert, denn es ersetzte den Sozialstaat. Statt einer eigenen Familie widmeten diese Frauen sich der Volks-Familie. Die Anhänger der Linken Weltanschauung schafften alles ab. Die Familie, und auch die Volks-Familie. ‚Völkisch‘ gilt ihnen als Ausbund moralischer Verworfenheit. Völkisch muß weg! So rufen sie. Leitstern der Linken ist die Menschheit-Familie. Die ‚überkandidelten Weiber‘ sind durchdrungen vom Geist der Linken Weltanschauung. (JF_Seenotrettung [=2], 139)

Diese Argumentationslinie reflektiert eine Verschränkung von anti-genderistischen und nativistischen Diskursen, wobei demografische Entwicklungen mit ideologischen Positionen verknüpft werden. Anti-genderistische und anti-muslimische Ressentiments „erweisen sich als zwei Seiten derselben ideologischen Medaille“ (Strube 2019: 31). Es verflechtet sich damit ein Sexismus, der sich auf unterschiedliche Weise auf als männlich* wie als weiblich* Markierte bezieht. Gabriele Dietze versteht unter „Ethnosexismus“

Sexismen, denen sexualisierte Rassismen zugrunde liegen, und die gegenüber Frauen und Männern aus ethnisch, religiös und deshalb meistens auch sozial marginalisierten Gruppen wirksam werden. [...] Ethnosexismus wird hier als eine Art von Kulturalisierung von Geschlecht verstanden, die ethnisch Markierte aufgrund ihrer Position in einer angeblich problematischen oder ‚rückständigen‘ Sexualität oder Sexualordnung diskriminiert. (Dietze 2016: 178)

Dietze versteht Ethnosexismus also als „sexualpolitisch argumentierende Migrationsfeindlichkeit und deren komplexer Intersektionalität von Geschlecht, Ethnie, Sexualität, Religion, Klasse/Milieu und geopolitischer Positionierung“ (ebd.). Dies lässt sich auch für Kommunikate unserer Studie beschreiben, auf dem hypothetischen ‚Mitte-Rechts-Kontinuum‘ stärker vertreten, je weiter rechts diese Kommunikate einzuordnen sind. Die Analysen der Studie offenbaren eine zum Teil ausgeprägte diskriminierende Dichotomisierung zwischen ‚Fremd‘ und ‚Eigen‘, die sich besonders deutlich im Kontext des zuvor beschriebenen Bedrohungsszenarios manifestiert. In diesem Narrativ wird die als *weiß* gelesene Frau als ‚Opfer‘ des vermeintlich sexuell-devianten Verhaltens ‚des muslimischen Mannes‘ konstruiert. Diese Darstellung führt zu einer komplexen diskursiven Dynamik: Einerseits werden frauenfeindliche Einstellungen und patriarchale Strukturen exterritorialisert, also ausschließlich einem konstruierten ‚Fremden‘ zugeschrieben. Andererseits werden eben diese Einstellungen reproduziert, indem Frauen durch diskursive Platzanweisungen in eine spezifische Rolle gedrängt werden. Sie werden als ‚passive Opfer‘ charakterisiert, denen Dinge ‚widerfahren‘ und denen jegliche aktive Gestaltungsmacht abgesprochen wird. Diese Rhetorik reflektiert und perpetuiert somit patriarchale Denkmuster, während sie vorgibt, diese zu kritisieren und selbst ‚frauenfreundlich‘ zu sein. Diese diskursive Strategie reproduziert tief verwurzelte rassistische Stereotype und dient der Legitimierung von Exklusions-Politiken.

4 Fazit: Funktionen von Anti-Genderismus

Bemerkenswert ist, dass Anti-Genderismus nicht nur als strategischer Kommunikationsinhalt rechter Influencer:innen im Sinne eines ideologischen Mainstreamings thematisch wird, sondern dass sich Elemente in Alltagskommunikationen von Menschen wiederfinden, die sich (hier online) primär zu ei-

nem anderen Thema (hier Seenotrettung) äußern. Wie sich die Wirkung von Mainstreaming bemessen lässt, steht auf einem anderen Blatt. In der Zusammenschau beider hier nur kurz vorgestellter Felder – der Content Creatorinnen und der Äußerungen zur Seenotrettung – treten vor allem folgende Punkte in den Blick, wenn es um die Frage der *Funktion* von Anti-Genderismus geht. Diese Funktion lässt sich beschreiben als

a) *rhetorisches Mittel der Abwertung*: Die Analysen der Studie zu den Kommunikaten zur Seenotrettung zeigen, dass genderbezogene Diffamierungen auch in primär anderweitig thematisch fokussierten Diskursen – wie eben zum Engagement der EKD in der Seenotrettung – sekundär eingeflochten werden. Dies unterstreicht die Funktion des Anti-Genderismus als rhetorisches Instrument der Abwertung. Die Verwendung anti-genderistischer Elemente dient sowohl der Plausibilisierung bestimmter argumentativer Muster als auch der Manifestation einer rechten bzw. rechtskonservativen Identitätsposition. Anti-Genderismus fungiert somit nicht nur als ideologisches ‚Versatzstück‘ (Göthling-Zimpel 2021), das mit anderen ideologischen Mustern kompatibel ist, sondern auch als *alltagstauglicher Identitäts- bzw. Positionsmarker* in bestimmten Kreisen, der eng mit anderen Formen der Diskriminierung verwoben ist und beiläufig aktiviert werden kann.

b) *Medium sozialer Vernetzung*: Die Funktion des Anti-Genderismus als ein passant einsetzbarer Identitäts- bzw. Positionsmarker, der mit anderen Diskriminierungsformen eng verknüpft ist, untermauert Sauers These, dass ‚Gender‘ in rechten Diskursen als ‚leerer Signifikant‘ fungiert. Anti-Genderismus – selbst ein unterbestimmter und polyvalenter Begriff – weist einerseits eine hohe Anschlussfähigkeit an diverse kontrovers diskutierte Themen auf und vermag andererseits verschiedenste Akteur:innen zu vernetzen („symbolic glue“ ist der Begriff, den Kováts und Põim hier verwenden; vgl. Kováts/Põim 2015). Aus strategischer Perspektive der Rechten kann die ‚Salonfähigkeit‘ anti-genderistischer Elemente in alltäglichen Konversationen als Erfolg des rechten Hegemonieprojektes interpretiert werden.

c) *Form religiösen ‚Diversitätsmanagements‘*: Dieses ‚Diversitätsmanagement‘ vollzieht sich über Praktiken diskursiver Adressierung und Rahmung von Themen, Positionen und vermeintlichen Eigenschaften (vgl. dazu auch Abdel-Fadil/Lund Liebmann 2018: 283ff.). Dies betrifft auch religiöse Positionierungen. Es handelt sich dabei um eine „interrelation between media, culture, social life, and politics“ (Abdel-Fadil/Lund Liebmann 2018: 282), innerhalb derer Rahmungen im Sinne des Hegemonieprojektes angestrebt werden, die „our perception, thought, and action during social and media events“ beeinflussen, „for which reason control and distribution of frames is a prime concern in the operation and analysis of management“ (ebd.). Betrachtet man Praktiken

des Anti-Genderismus als Reaktion auf gesellschaftliche Transformationsprozesse, zeigen sich zwei Konfliktzonen religiösen Diversitätsmanagements: Eine Konfliktzone wird im rechten Diskurs zwischen ‚Christentum‘ und ‚Islam‘ (mit diversen Vorurteilsassoziationen) eröffnet, die andere zwischen ‚ursprünglichem‘, auch ‚reinem‘ Christentum und ‚devianten‘ Formen.

Anti-Genderismus lässt sich insgesamt als Komponente einer umfassenderen Konfliktinszenierung durch rechte Akteur:innen interpretieren. So tritt eine antipluralistische und folglich antidemokratische Oppositionsbewegung einer an pluralistischen und egalitären gesellschaftspolitischen Maßstäben orientierten Haltung gegenüber. Die Position im inszenierten Konflikt wird durch den Begriff ‚Gender‘ repräsentiert und referenziert (vgl. Hidalgo 2021: 27). Sicherlich ist Graff und Korolczuk darin zu folgen, wenn sie die Anti-Gender-Bewegung als Manifestation eines tiefgreifenden kulturellen Konflikts um Werte und Entwicklungen der Moderne interpretieren. In diesem Kontext fungiert der Begriff ‚Gender‘ als eine „stretchy category“,

that serves as a screen for collective fears about change, loss of national identity, excessive influence of the West and its cultural hegemony. A crucial source of anxiety is the rampant individualism of contemporary culture, the erosion of community and growing instability of everyday life. Opponents of ‚gender ideology‘ attribute these trends to the influence of feminism and the sexual revolution. (Graff/Korolczuk 2022: 15)

Es wird zukünftig von Bedeutung sein, die Praktiken ideologischen Mainstreamings rechter Akteur:innen genau wahrzunehmen, sie zu verstehen und ihnen in ideologiekritischer Absicht entgegenzutreten. Anti-Genderismus ist nicht das einzige Element von Ausgriffen einer intendierten strategischen (Um-)Deutung symbolischer Ordnungen, er stellt aber ein wesentliches Element des ideologischen Mainstreamings dar.

Literatur

- Abdel-Fadil, Mona/Liebmann Louise Lund (2018): Gender, Diversity and Mediatized Conflicts of Religion: Lessons from Scandinavian Case Studies. In: Lundby, Knut (Hrsg.): Contesting Religion. The Media Dynamics of Cultural Conflicts in Scandinavia, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 281-298.
- Baker, Stephanie A./Rojek, Chris (2020): Lifestyle Gurus. Constructing Authority and Influence Online. Cambridge: Polity Press.
- Boßdorf, Reinhild (2021): Jung, weiblich, basiert – Rechte Influencerinnen auf Instagram. In: Krautzone. 1. Dezember 2021. <https://kraut-zone.de/jung-weiblich-basiert-2/> [Zugriff: 01.03.2025].

- CDU/CSU (2025): Politikwechsel für Deutschland. Wahlprogramm von CDU und CSU. <https://www.politikwechsel.cdu.de/wahlprogram> [Zugriff: 12.03.2025].
- Douglas, Mary (1966): *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. London/New York: Routledge & Kegan Paul.
- Duguay, Stefanie (2019): „Running the Numbers“: Modes of Microcelebrity Labor in Queer Women’s Self-Representation on Instagram and Vine. *Social Media + Society*, 5, 3, S. 1-11. DOI: <https://doi.org/10.1177/2056305119894002>.
- Dietze, Gabriele (2016): Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Silvesternacht. *movements Journal* (print), S. 177-185.
- Dietze, Gabriele/Roth, Julia (2020): *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*. Bielefeld: transcript.
- Ekman, Mattias (2022): The great replacement: Strategic mainstreaming of far-right conspiracy claims. In: *Convergence: The International Journal of research into New Media Technologies*, Special Issue: Conspiracy Theories in Digital Environment, May 6, S. 1-17.
- Fritz, Martin (2024): „In Zeiten wie diesen“ – Teil 2. Theologische Beobachtungen zum evangelikalen Erfolgspodcast von Jana Highholder und Jasmin Neubauer. December 5, 2024. Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen. <https://www.ezw-berlin.de/aktuelles/artikel/in-zeiten-wie-diesen-teil-2/> [Zugriff: 12.03.2025].
- Göthling-Zimpel, Kristina (2021): „Schuld ist nur der Feminismus“. Antifeminismus und Antigenderismus in der gegenwärtigen Debatte. In: Höpflinger, Anna-Katharina/Jeffers, Ann/Pezzoli-Olgati, Daria (Hrsg.): *Handbuch Gender und Religion*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 67-82.
- Graff, Agnieszka/Korolczuk, Elżbieta (2022): *Anti-Gender Politics in the Populist Moment*. Abingdon, Oxon/New York, NY: Taylor & Francis.
- Groebner, Valentin (2024): *Wer redet von der Reinheit? Eine kleine Begriffsgeschichte*. 2. durchgesehene Aufl. Wien: Passagen Verlag.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2015): „Anti-Genderismus“ – Warum dieses Buch? In: dies. (Hrsg.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript, S. 7-13.
- Hidalgo, Oliver (2021): Autorität und (Un-)Gleichheit. Die »natürliche« Geschlechterdifferenz als pseudodemokratisches Stereotyp im aktuellen Rechtspopulismus. In: Strube, Sonja A./Perintfalvi, Rita/Hemet, Raphaela/Metze, Miriam/Sahbaz, Cicek (Hrsg.): *Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus, Mobilisierung – Vernetzung – Transformation*. Bielefeld: transcript, S. 21-33.
- Kemper, Andreas (2016): Geschlechter- und familienpolitische Positionen der AfD. In: Kellershohn, Helmut/Kastrup, Wolfgang (Hrsg.): *Kulturkampf von rechts: AfD, Pegida und die Neue Rechte*. Münster: Unrast, S. 147-161.
- Kováts, Eszter/Pöim, Maari (2015): *Gender as Symbolic Glue, The Position and Role of Conservative and Far Right Parties in the Anti-Gender Mobilizations in Europe*. Brussels: FEPS – Foundation for European Progressive Studies. <https://library.fes.de/pdf-files/bueros/budapest/11382.pdf> [Zugriff: 28.02.2025].
- Kuby, Gabriele (2017): *Die Abschaffung des Geschlechts*. In: Laubach, Thomas (Hrsg.): *Gender – Theorie oder Ideologie?* Freiburg im Breisgau: Herder, S. 193-200.

- Lauchbach, Thomas (2017): Zwischen „Weltkrieg“ und Wirklichkeit. In: ders.: Gender – Theorie oder Ideologie? Freiburg im Breisgau: Herder, S. 9-24.
- Lewis, Rebecca (2018): *Alternative Influence: Broadcasting the Reactionary Right on YouTube*, Data & Society Report. New York/NY. <https://datasociety.net/library/alternative-influence/> [Zugriff: 28.02.2025].
- Lichtmesz, Martin (2014): Notizen über die genderfeministische Psychopathologie (Vol.1). In: *Sezession*, 10. April 2014. <https://sezession.de/44465/sezessionistische-gender-studies-teil-1> [Zugriff: 01.03.2025].
- Liebhart, Karin (2021): „Radikal Feminin.“ Eine multimodale Analyse des YouTube Videos „Frauen gegen Genderwahn“. In: Breckner, Roswitha/Liebhart, Karin/Pohn-Lauggas, Maria (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Analysen von Bild- und Medienwelten*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 195-223.
- Mayer, Stefanie (2021): Anti-Gender-Diskurse – vom ›gesunden Menschenverstand‹ zur ›Politik mit der Angst‹. In: Strube, Sonja A./Perintfalvi, Rita/Hemet, Raphaela/Metze, Miriam/Sahbaz, Cicek (Hrsg.): *Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus, Mobilisierung – Vernetzung – Transformation*. Bielefeld: transcript, S. 35-49.
- Merle, Kristin/Watzel, Anita (2022a): Religion und Rechtspopulismus/-extremismus: Analysen von Narrationen vorurteilsbezogener Kommunikation und Hassrede online. In: *Evangelische Kirche in Deutschland* (Hrsg.): *Zwischen Nächstenliebe und Abgrenzung. Eine interdisziplinäre Studie zu Kirche und politischer Kultur*. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 99-168.
- Merle, Kristin/Watzel, Anita, (2022b): „Schlimmer als Frauenfußball oder ‚Hallenhalma‘!“ Anti-genderistische Ressentiments, rechte hegemoniale Identitätspolitik und religionsbezogene Kommunikation. In: *Einsprüche. Studien zur Vereinnahmung von Theologie durch die extreme Rechte* 2, S. 26-43.
- Müller, Michael (2019): Narrative, Erzählungen und Geschichten des Populismus. Versuch einer begrifflichen Differenzierung. In: ders./Precht, Jörn (Hrsg.): *Narrative des Populismus. Erzählmuster und -strukturen populistischer Politik*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-10.
- Nymoen, Ole/Schmitt, Wolfgang M. (2021): *Influencer. Die Ideologie der Werbekörper*. Berlin: Suhrkamp.
- Önnerfors, Andreas (2021): Der Grosse Austausch: conspiratorial frames of terrorist violence in Germany. In: ders./Krouwel, André (Hrsg.): *Europe: Continent of Conspiracies. Conspiracy Theories in and about Europe*. Abingdon, Oxon/New York, NY: Taylor & Francis Group, S. 76-96.
- Päpstlicher Rat für die Familie (2000): Ehe, Familie und „faktische Lebensgemeinschaften“. https://www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/family/docments/rc_pc_family_doc_20001109_de-facto-unions_ge.html [Zugriff: 25.10.2024].
- Paternotte, David/Kuhar, Roman (2016): *Gender-Ideology. Mobilization of conservative groups against gender equality and sexual citizenship*, updated version, report on the meeting, held in Budapest, 24-25 April 2015 in Brussels, 16-17 November 2015, Friedrich Ebert Stiftung. <https://eige.europa.eu/resources/Report%201%20Gender%20ideology%20-%20strategies.pdf> [Zugriff: 10.07.2022].
- Perintfalvi, Rita/Fischer, Imtraud (2021): Der Kampf um die biblischen Fundamente. In: Strube, Sonja A./Perintfalvi, Rita/Hemet, Raphaela/Metze, Miriam/Sahbaz,

- Cicek (Hrsg.): Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus, Mobilisierung – Vernetzung – Transformation. Bielefeld: transcript, S. 253-267.
- Plesch, Imke (2025): Unter dem Deckmantel der Religion: Wie christliche Influencer*innen rechtes Gedankengut streuen. In: Sonntagsblatt. 360° Evangelisch, 27. Februar 2025. <https://www.sonntagsblatt.de/artikel/gesellschaft/unter-dem-deckmantel-der-religion-wie-christliche-influencerinnen-rechtes>. [Zugriff: 13.03.2025].
- Preuß, Roland (2023): Höcke will an die Macht. In: Süddeutsche Zeitung, 9. August 2023. <https://www.sueddeutsche.de/politik/thueringen-bjoern-hoecke-afd-schulen-veraenderungen-1.6112433> [Zugriff: 25.10.2024].
- Reckwitz, Andreas (2018): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. 6. Aufl. Berlin: Suhrkamp.
- Rösch, Viktoria (2023): Rezension zu: Haas, Julia: „Anständige Mädchen‘ und ‚selbstbewusste Rebellinnen‘ (2020)“. In: Zeitschrift für Rechtsextremismusforschung 3, S. 141f.
- Roleder, Felix/Stetter, Manuel/Merle, Kristin (2024): Intimitätsmanagement, Ambivalenzkommunikation, Alltagsaktivismus. Reflexionen zu pastoralen Selbstpräsentationen am Beispiel des YouTube-Formats *Anders Amen*. In: Stolz, Lea/Weyel, Birgit (Hrsg.): Öffentlich PfarrerIn sein. Zur medialen Formatierung religiöser Kommunikation. Stuttgart: Kohlhammer, S. 236-258.
- Rösch, Viktoria (2023): Heimatromantik und rechter Lifestyle. Die rechte Influencerin zwischen Self-Branding und ideologischem Traditionalismus. In: GENDER 2, S. 25-40. DOI: <https://doi.org/10.3224/gender.v15i2.03>.
- Salzborn, Samuel (2020): Rechtsextremismus: Erscheinungsformen und Erklärungsansätze. 4., aktual. und erw. Aufl. Baden-Baden: Nomos.
- Sauer, Birgit (2019): Anti-feministische Mobilisierung in Europa. Kampf um eine neue politische Hegemonie? In: Zeitschrift für vergleichende Politikwissenschaft 13, S. 339-352.
- Sauer, Birgit (2020): Authoritarian Right-Wing Populism as Masculinist Identity Politics. The Role of Affects. In: Dietze Gabriele/Roth, Julia (Hrsg.): Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond. Bielefeld: transcript, S. 23-39.
- Sorgenfrei, Simon (2021): Branding Salafism: Salafi Missionaries as Social Media Influencers. In: Method & Theory in the Study of Religion 34, S. 1-27. DOI: <https://doi.org/10.1163/15700682-12341515>.
- Sprenger, Manfred (2017): Verbindung Mann/Frau – Der Schöpfer als genialer Ingenieur. In: Laubach, Thomas (Hrsg.): Gender – Theorie oder Ideologie? Freiburg im Breisgau: Herder, S. 119-146.
- Strobl, Natascha (2021): Radikalisierter Konservatismus: eine Analyse. Berlin: Suhrkamp.
- Strube, Sonja A./Perintfalvi, Rita/Hemet, Raphaela/Metze, Miriam/Sahbaz, Cicek (2021): Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus. Mobilisierung – Vernetzung – Transformation. Bielefeld: transcript.

- Strube, Sonja A. (2019): Rechtspopulismus und konfessionelle Anti-Gender-Bewegung. In: Behrensen, Maren/Heimbach-Steins, Marianne/Hennig, Linda E. (Hrsg.): *Gender – Nation – Religion. Ein internationaler Vergleich von Akteursstrategien und Diskursverflechtungen*. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, S. 25-49.
- Švitek, Mihael (2018): Der Ideologievorwurf. Oder: Wie ein theoretischer Begriff zur politischen Waffe wird. In: Klinker, Fabian/Scharloth, Joachim/Szczek, Joanna (Hrsg.): *Sprachliche Gewalt. Formen und Effekte von Pejorisation verbalen Aggression und Hassrede*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 183-202.
- Sykes, Sophia/Hopner, Veronica (2024): Tradwives: Right-Wing Social Media Influencers, in: *Journal of Contemporary Ethnography* 53, S. 453-487. DOI: <https://doi.org/10.1177/08912416241246273>.
- The White House (2025): Executive Order. January 20, 2025. Defending Women from Gender Ideology Extremism and Restoring Biological Truth to the Federal Government. <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/defending-women-from-gender-ideology-extremism-and-restoring-biological-truth-to-the-federal-government> [Zugriff: 01.03.2025].
- Zerofsky, Elisabeth (2025): Trump Joins a Global War on ‚Gender Ideology‘. In: *The New York Times Magazine*, 8. Februar 2025. <https://www.nytimes.com/2025/02/08/magazine/gender-ideology-trump-orban.html> [Zugriff: 01.03.2025].

Vulva oder *Dose* – *Penis* oder *Dödel*?

Genitalbezeichnungen, Konzepte und Implikationen im Verhältnis zu Geschlecht und Sexualität

Lars Sörries-Vorberger, Institut für Germanistik, Universität Hamburg

1 Einführung

Im August 2020 veröffentlichte die Apotheken Umschau einen Onlinebeitrag mit dem Titel „Mumu und Pipimann oder Vagina und Penis?“ (vgl. Katzenberger 2020) und im November 2021 ist in der Welt ein Beitrag zu lesen, der „Die Vagina ist in der Sprache unterrepräsentiert“ (vgl. Ewert 2021) titelte. Dies sind zwei Belege dafür, dass nicht nur ein öffentlicher Diskurs darüber besteht, über Genitalien zu sprechen, sondern auch, wie darüber gesprochen und geschrieben wird, wobei bereits gewisse Problembereiche identifiziert werden.

Der Wortschatz einer Sprache für Genitalien lässt sich als Genitallexik bezeichnen und die Erforschung dessen als Genitallexikologie. Eine linguistische Perspektivierung des Themas verspricht empirisch fundierte Erkenntnisse und weitere Einsichten über konkrete Bezeichnungen, zugrundeliegende Bezeichnungsprozesse und daraus ableitbare Implikationen. Bisher liegt allerdings noch keine Untersuchung zur Genitallexik für das Deutsche vor, was der vorliegende Beitrag ändert. Folgende Forschungsfragen werden dabei berücksichtigt:

- (1) Welche Bezeichnungen für *Vulvina*¹ sowie *Penis* gibt es im Deutschen?
- (2) Wie lassen sich diese Bezeichnungen kategorisieren? Welche Arten von Bezeichnungen sind es? Woher kommen sie und was motiviert die Bezeichnung? Was wird und was wird nicht bezeichnet?

1 Im Beitrag wird die von der Sozialpädagogin Souzan AlSabah geprägte Bezeichnung *Vulvina* als Oberbegriff für *Vulva* und *Vagina* von Anfang an verwendet, da sich aus der Analyse ergibt, dass die Bezeichnungen für ‚weibliche‘ Genitalien in den seltensten Fällen anatomisch korrekt zwischen den äußeren und inneren Genitalien differenzieren. Dies und die Verwendung von Anführungszeichen bei ‚weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Genitalien wird in der Diskussion aufgegriffen (s. Kap. 5).

- (3) Welche Konzepte stehen hinter den Bezeichnungen (Bezeichnungsprozessen) und welche Implikationen leiten sich daraus ab? Wie formen die Bezeichnungen unser Wissen über Genitalien?

Für die Beantwortung der Fragen wird eine umfassende Analyse von 855 Penisbezeichnungen und 695 Vulvinabezeichnungen vorgenommen. Zunächst wird im folgenden Kapitel die (anatomische) Terminologie geklärt und ein Überblick zur (linguistischen) Forschung im Bereich Sex – Körper – Genitalien gegeben. In Kapitel 3 werden Daten und Methode genauer beschrieben und in Kapitel 4 die Ergebnisse präsentiert – zunächst für Bezeichnungen für Penis (4.1) und dann für Vulvina (4.2). Die Ergebnisse werden in Kapitel 5 ausführlich diskutiert und in einen größeren Zusammenhang gestellt, bevor ein Fazit (6) den Beitrag abschließt.²

2 Forschungsüberblick

Da sich der Beitrag mit der Genitallexik beschäftigt, gilt es zunächst die anatomischen und terminologischen Grundlagen zu klären. Der Penis wird als ‚männliches‘ Geschlechtsorgan beschrieben, bei dem zwischen der Peniswurzel (*Radix penis*) und dem Penisschaft (*Corpus penis*) unterschieden werden kann. Weitere anatomische Substrukturen sind unter anderem die Eichel (*Glans penis*) sowie die Schwellkörper (*Corpus spongiosum & cavernosum*). Zusammen mit dem Hodensack (*Scrotum*) sowie der Harnsamenröhre (*Urethra masculina*) bildet er die äußeren ‚männlichen‘ Geschlechtsorgane (*Organa genitalia masculina externa*) (vgl. Aumüller et al. 2017: 826-848). *Penis* wird hier als Default-Begriff verwendet, er leitet sich aus lateinisch *pēnis* ‚Schwanz‘ ab und gelangt im 19. Jahrhundert über die lateinische Medizinlexik in den bildungs- und später allgemeinsprachlichen Wortschatz (vgl. DWDS-1).

Vulva ist der Oberbegriff für die äußeren ‚weiblichen‘ Geschlechtsorgane, bestehend aus den kleinen und großen Vulvalippen (*Labia pudendi*), der Klitoris (*Clitoris*), dem Scheidenvorhof (*Vestibulum vaginae*) sowie dem Venushägel (*Mons pubis*). Die Vagina (= *Scheide*) ist eines der inneren ‚weiblichen‘ Geschlechtsorgane (*Organa genitalia feminina interna*), sie verbindet die Gebärmutter (*Uterus*) über den Gebärmutterhals (*Cervix uteri*) mit der Scheidenöffnung (*Ostium vaginae*). Zu den inneren Geschlechtsorganen zählen unter anderem auch der Eierstock (*Ovar*) und die Eileiter (*Tuba uterina*) (vgl. Aumüller et al. 2017: 794-825). Ähnlich wie *Penis* wurden *Vagina* und *Vulva*

2 Für die Unterstützung bei der Auswertung der Daten möchte ich ausdrücklich Miriam Hinterholzer danken, für Hinweise zu einer ersten Fassung des Beitrags Prof. Dr. Natalia Filatkina.

aus der lateinisch geprägten Medizinsprache übernommen, *Vagina* leitet sich von lateinisch *vāgīna* 'Schwert-, Degenscheide, Hülle' und *Vulva* von lateinisch *vulva/volva* = 'Hülle, Gebärmutter' ab (vgl. DWDS-2, -3). Im Folgenden wird als Oberbegriff *Vulvina* verwendet (vgl. Fn. 1).

Bisher liegt für das Deutsche keine linguistische Untersuchung der Genitalexik vor, sodass der Forschungsüberblick ausgeweitet wird auf Forschungen zu anderen Sprachen, auf den umfassenderen Bereich Geschlecht, Sex und Körper und auf nicht-linguistische Beiträge.

Radtke (1980) untersucht das sexuell-erotische Vokabular des rezenten Italienisch mit Bezügen zu anderen romanischen Sprachen und führt lexikalische Analysen zu *Prostituta* ('Sexarbeiterin') und *Membro Virile* ('Penis') durch. Für die Bezeichnung von Penis identifiziert er vorwiegend Euphemismen und Metaphern auf Grundlage von Pflanzen, Gegenständen und abstrakten Vorstellungen (ebd.: 225-244).

Gartrell/Mosbacher (1984) führen eine retrospektive Umfrage zu Geschlechtsdifferenzen in der Benennung von Genitalien durch Kinder in den USA durch. Sie halten die Tendenz fest, dass Bezeichnungen 'männlicher' Genitalien früher erlernt werden und Männer allgemein Bezeichnungen früher lernen.

Cornog (1986) befragt 64 US-Amerikaner:innen nach Tiernamen für Genitalien, analysiert diese lexikalisch und kategorisiert sie. Die Namen erfüllen hauptsächlich die Funktion der Intimität (Beziehung), werden aber auch wegen des Unwohlseins mit der Terminologie verwendet.

Cameron (1992) führt zwei Gruppeninterviews (männliche und weibliche Gruppe) zu Bezeichnungen für *Penis* durch. Ergebnis ihrer lexikalischen Analyse ist, dass die Bezeichnungen auf kulturelle Männlichkeitsvorstellungen referieren. Zudem sieht sie aufgrund von qualitativen und quantitativen Unterschieden zwischen den Gruppen mögliche Geschlechtsunterschiede bei den Bezeichnungen.

Braun/Kitzinger (2001a) untersuchen die Einträge von *Vagina* und *Klitoris* in 12 medizinischen Wörterbüchern und 16 Wörterbüchern des Englischen (1989-1998) im Abgleich mit den Einträgen für *Penis* (vgl. auch schon Wilinsky 1987). *Vagina* und *Klitoris* werden oft lokal und aus peniler Perspektive definiert. Den Definitionen liegen implizit die Annahmen zugrunde, dass 'weibliche' Sexualität passiv ist, dass 'weibliche' Genitalien absent sind und dass Genitalien für heterosexuellen Geschlechtsverkehr geeignet sind.

Braun/Kitzinger (2001b) unternehmen eine zweigeteilte Umfrage zur Benennung von Genitalien mit dem Fokus auf 'weiblichen' Genitalien. In der ersten Studie kategorisieren sie die erhobenen Genitalbezeichnungen, in der zweiten Studie erhellen sie Präzision und Sicherheit der Bezeichnungen für 'weibliche' Genitalien. Sie werten die vielen und unterschiedliche Kategorien als Spiegel gesellschaftlicher Vorstellungen und stellen eine große Unsicher-

heit und geringe Präzision bei den Bezeichnungen für ‚weibliche‘ Genitalien fest.

Der Sammelband von Hoberg (2001) vereint verschiedene Beiträge zum Zusammenhang von Sprache und Erotik und zur Sexuelsprache im Deutschen.

Rodriguez/Schonfeld (2012) greifen in ihrem Essay zur Benennung ‚weiblicher‘ Genitalien die Nichtbenennung und die Verschmelzung der Bezeichnungen auf. Sie plädieren für einen präzisen und normalisierenden Gebrauch von *vagina*.

Die Studie von Zimman (2014) beschäftigt sich mit diskursiven Konstruktionen von Geschlecht (*sex*) in der Online-Kommunikation von trans Männern und zeigt, welche Bezeichnungen mit unterschiedlicher sozialer Bedeutsamkeit genutzt werden, um Geschlechter und Körper zu konstruieren.

Auch Motschenbacher (2009) geht darauf ein, wie u.a. mit Körperteilbezeichnungen (Genitalbezeichnungen) vergeschlechtlichte Körper diskursiv konstruiert werden.

Makoni (2016) befragt 202 selbstidentifizierende schwarze Studenten aus südafrikanischen Ländern zu Eigenbezeichnungen des Penis. Diese wertet sie lexikalisch aus. Es handelt sich fast ausschließlich um Zoomorphe und Waffenmetaphern, die sie auf die ideologischen Systeme des Patriarchats und des kolonialen Rassismus zurückführt.

Als literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Genitalbezeichnungen ist unter anderem Klimczak (2018) zu nennen, die die sexuelle Metaphorik in Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts untersucht.

Auf die spezifischen Ergebnisse der jeweiligen Studien wird in der Diskussion der vorliegenden Auswertungen Bezug genommen.

3 Methodisches

Die Hauptquelle der Daten für die vorliegende Untersuchung stellt Borneman (2003) „Der obszöne Wortschatz der Deutschen. Sex im Volksmund“ dar. Dieses zweiteilige Wörterbuch listet zahlreiche Bezeichnungen und Wortfelder im Kontext von Sexualität, Geschlecht und Erotik auf. Die Daten gehen – ohne genaue empirische Beschreibung – auf Interviews mit „Prostituierte[n], Zuhälter[n] und andere[n] Angehörige[n] des »Milieus«“ in den 1960/1970er Jahren zurück (ebd.: o.S.).

Zudem wurden Online-Verzeichnisse für Genitalbezeichnungen berücksichtigt (vgl. Wiktionary-1, Pluspedia-1) sowie Daten aus einer eigenen Umfrage, um rezente Bezeichnungen für Genitalien ebenso zu berücksichtigen. Die Umfrage zur Bekanntheit von Penisbezeichnungen (in Anlehnung an Cameron 1992) fand von November 2022 bis März 2023 statt und fragte ohne Einschränkungen und Vorgaben nach Bezeichnungen für *Penis*. 149 Teilneh-

mende haben 251 verschiedene Bezeichnungen genannt, von denen 150 singular angegeben wurden – alle bisher noch nicht gelisteten Bezeichnungen wurden aufgenommen.³

Ausgeschlossen wurden neben Dopplungen und Schreibvarianten auch regionale Formen. Durch Bornemans Wirken in Österreich ist ein gewisser, aber nicht ausschließlich oberdeutscher Einfluss zu vermerken. Da eine flächendeckende und ausgeglichene Berücksichtigung nicht gewährleistet werden konnte, sind regionale Formen (bspw. *Bubespitzle*, *Witzl*) getilgt worden. Synonyme (bspw. *Fiedel-Geige*) sowie Kompositionen und Derivationen mit bereits aufgelisteten Bezeichnungen als Grundwort oder Basis (bspw. *Rohr-Ofenrohr*, *Fotze-Fötzchen*) wurden als Bezeichnungsvarianten beibehalten, gingen aber nur jeweils einmal in die Kategorisierung (s. u.) ein bzw. wurden nur neu hinzukommende Aspekte berücksichtigt. Insgesamt umfasst die Liste 855 Bezeichnungen für *Penis* und 695 Bezeichnungen für *Vulvina*.

Die Daten sind teilweise als veraltet einzuschätzen, so sind die Bedeutungen von *Petschaft* ('Messingstempel') und *Butte* ('Fass, Korb') heute eher unbekannt. Teilweise handelt es sich auch um Okkasionalismen bzw. Gelegenheits- oder Ad-hoc-Bildung, die nur selten oder nicht etabliert sind (bspw. *Fortpflanzungsventil* oder *Rangierbahnhof*). Zudem lassen sich verschiedene Grade der Lexikalisierung der Bezeichnungen bestimmen. Als vollständig lexikalisiert können *Pimmel* und *Fotze* gelten, deren Etymologie opak ist bzw. die diese Hauptbedeutung tragen (*Pimmel* < vermutlich in Anlehnung an nd. *Pümpel*, *Fotze* < zu mhd. *vut* 'das Stinkende', vgl. DWDS-4, -5). *Schwanz* und *Muschi* können demgegenüber als semi-lexikalisiert gelten, da sie rezent noch weitere (Haupt-)Bedeutungen tragen (Bezeichnung für das Körperteil von Tieren und Bezeichnung für Katzen). *Schleifstein* und *Freudental* sind als kreative Bildungen zu beschreiben (vgl. dazu auch Wanzeck 2010; Fernández 2008: 98f.). Die Bezeichnungen wurden dennoch beibehalten, da eine umfassende Analyse möglichst vieler Genitalbezeichnungen im Deutschen durchgeführt werden soll, die in irgendeiner Weise lexikografisch erfasst sind, also denen eine gewisse Bedeutung im öffentlichen Diskurs zukam oder zukommt. Aussagen über die Verwendung oder die Qualität der Bedeutung können damit allerdings nicht getroffen werden.

Die 1.550 Bezeichnungen wurden in einem induktiv-deduktiven Verfahren kategorisiert. Induktiv heißt, dass von den Bezeichnungen aus Kategorien gebildet wurden und diese dann deduktiv auf andere Bezeichnungen übertragen wurden, wobei das Kategoriensystem fortwährend angepasst wurde. Die Kategorisierung wurde von einer zweiten Person unabhängig kontrolliert und mit

3 Die Umfrage ist im Rahmen einer Vorlesung entstanden und kann die Analyse der reinen Wortsammlung vor allem um quantitative Aspekte ergänzen. Eine vergleichbare Umfrage zu Bezeichnungen von *Vulvina* im Rahmen eines studentischen Projekts erbrachte hingegen keine neuen Belege. Zu bedenken ist, dass die Erhebungsdomäne 'Universität' das Antwortverhalten beeinflusst haben kann.

ihr diskutiert. Angelehnt ist das Vorgehen an Metaphernanalysen, da es sich hauptsächlich um Metaphern handelt, also einen speziellen Fall von nicht-wörtlichem Sprachgebrauch: Ein Ausdruck wird nicht nach seiner im Sprachsystem festgelegten Bedeutung (= lexikalische Bedeutung) verwendet – sondern nach dem Muster *X ist ein Y* (Ausdruck *X* referiert auf Konzept₁, Ausdruck *Y* auf Konzept₂ > Konzept₁ ist wie Konzept₂ bezüglich der Merkmale *Z*, vgl. dazu bspw. Lakoff/Johnson 2003; Skirl/Schwarz-Friesel 2013; Spieß/Köpcke 2020). Die Analyse geht aber über die Metaphernanalyse hinaus, da auch andere Bezeichnungen und Bezeichnungsverfahren vorkommen (vgl. zu ähnlichem Vorgehen bspw. Cameron 1992; Braun/Kitzinger 2001b; Deppert 2001; Makoni 2016). Weitere Bezeichnungsarten sind u.a. deverbale Substantivierungen (bspw. *Pfähler*, *Reißer*, *Stoßer*), Entlehnungen (Fremd- oder Lehnwörter wie *Pussy*, *Yoni*, *Dick*, *Schlong*), Eigennamen (weibliche und männliche Rufnamen, Namen historischer oder fiktiver Figuren wie *Mimi*, *Willi*, *Karl der Große*), Synonymie (bspw. *Möse*, *Schniedel*) sowie Polysemie (bspw. *Ding*, die ggf. eher mit lexikalischer Vagheit beschrieben werden kann, vgl. auch Deppert 2001: 131f.).

Erfasst wurden neben der Bezeichnung und einer ID die Quelldomänen und die Motivationen der Bezeichnung – jeweils mit Spezifikationen, wenn Subkategorien vorlagen. Mit Quelldomänen sind die Domänen bzw. Bereiche gemeint, aus denen die Bezeichnung in ihrer lexikalischen Bedeutung stammt. Da nicht nur Metaphern vorliegen, zählen hierzu bspw. auch Synonyme, Eigennamen oder Referenzen auf Genitalien in Kompositionen (s.u.), die den Bezeichnungen als Quelle dienen. Motivation wird in Anlehnung an Paul (1880: 95) grundsätzlich als „Ähnlichkeit in der äußeren Gestalt“ sowie „Gleichheit der Funktion“ verstanden.

So entstammt zum Beispiel die Bezeichnung *Aubergine* für den Penis der Quelldomäne NAHRUNGSMITTEL und kann spezifiziert werden mit GEMÜSE, motiviert ist die Bezeichnung durch die Form aufgrund der Merkmale LÄNGLICH, ABGERUNDET und DICK. Bei den meisten Bezeichnungen wie zum Beispiel *Froschmaul* ('Vulvina') können zwei Quelldomänen bestimmt werden – einerseits TIER und andererseits KÖRPERTEIL. Es handelt sich um eine Interaktion der Quelldomänen und daher um zwei verschränkte Bezeichnungs- oder Metaphorisierungsprozesse, die im Sinne einer möglichst umfassenden Analyse separat erfasst wurden. Dient eine Metapher als Element einer kompositionellen Genitalbezeichnung (bspw. *Büchsenöffner* 'Penis', *Büchse* als Metapher für Vulvina, s.u.), wurde das Element für den vorliegenden Bezeichnungsprozess dem Ausdruck zugeordnet, auf den es referiert (in dem Beispiel also als Vulvinabezeichnung). Des Weiteren können oft mehrere Motivationen identifiziert werden und in manchen Fällen kann die Genitalbezeichnung auf zwei zugrundeliegende Bedeutungen zurückgeführt werden, so kann *Horn* sowohl ein Musikinstrument als auch ein Körperteil eines Tiers bezeichnen.

In einigen Fällen kann es zu Dopplungen semantischer Aspekte kommen, so ist bspw. einem BEHÄLTER (Quelldomäne *Vulvina*) die motivierende Eigenschaft HOHL inhärent, doch gibt es auch Belege anderer Quelldomänen, die hohl sind (bspw. *Vogelhaus*). Dies ist für die spezifischen Auswertungen unerheblich, ermöglicht aber eine umfassende Kategorisierung aller Belege innerhalb eines Systems.

4 Ergebnisse

4.1 Penis

In Abbildung 1 sind die 15 häufigsten Quelldomänen für die 855 Penisbezeichnungen im Deutschen zu sehen. Mit großem Abstand sind die meisten dieser Bezeichnungen (161) der Domäne GEGENSTAND zuzuordnen. Als Subkategorien lassen sich Gegenstände aus der Küche (bspw. *Pfefferstreuer*, *Pfropfen*, *Rührlöffel*), Gegenstände zur Reinigung (bspw. *Mangelholz*, *Putzstock*, *Pümpel*) oder Technikgegenstände (bspw. *Joystick*, *Kolben*, *Steuerknüppel*) bestimmen – die meisten sind allerdings unspezifiziert wie *Latte*, *Seil* oder *Stange*.

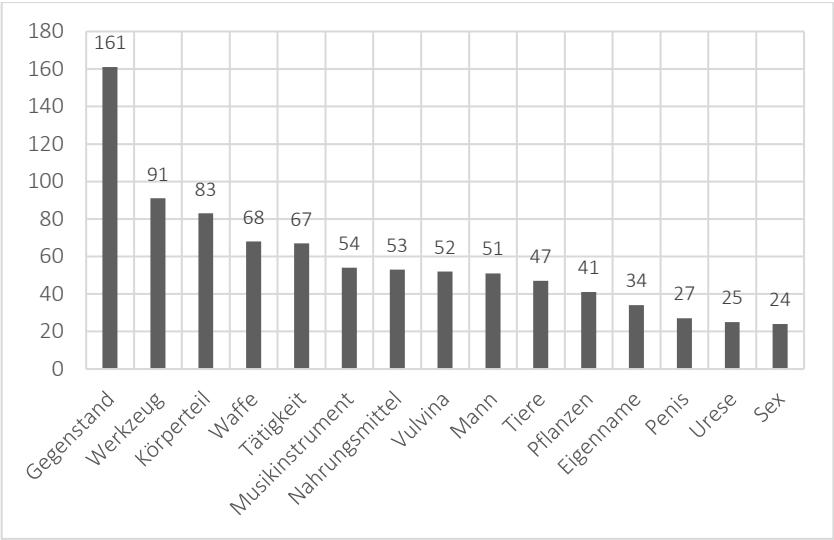


Abbildung 1: Quelldomänen Bezeichnungen für *Penis*

Es folgen 91 Belege, die der Domäne WERKZEUG entstammen und den Subdomänen Handwerk (bspw. *Bohrer, Hammer, Meißel*), Küche (bspw. *Nudelholz, Stößel, Tauchsieder*) und Reinigung (bspw. *Besen, Feuerhaken, Schüreisen*) zugeordnet werden können, der überwiegende Anteil ist auch hier nicht weiter spezifiziert (bspw. *Keil, Brechstange, Nadel*). 83 Penisbezeichnungen lassen sich auf Bezeichnungen für KÖRPERTEILE (exkl. Genitalien) zurückführen, die Extremitäten (bspw. *Arm, Bein, Wade*), die Hand (bspw. *Daumen, kleiner Finger, elfter Finger*) oder Körperteile von Tieren (bspw. *Rüssel, Schnabel, Schweif*) umfassen. Der Quelldomäne WAFFEN lassen sich 68 Penisbezeichnungen zuordnen, wobei es sich vorwiegend um Schusswaffen (bspw. *Flinte, Gewehr, Pistole*), Stichwaffen (bspw. *Säbel, Schwert, Taschenmesser*) und Schlagwaffen (bspw. *Hammer, Knüppel, Keule*) handelt. Unter die Kategorie TÄTIGKEIT fallen Derivationen und Kompositionen, die auf eine aktive Handlung zurückgehen – wie bspw. *Freudenspender, Spreizer* und *Tröster*. Bei den 54 Belegen der Kategorie MUSIKINSTRUMENT sind es fast ausschließlich Blasinstrumente (bspw. *Flöte(n), Horn, Trompete*), die der Bezeichnung als Quelle dienen, als weitere Instrumente und Teile davon sind *Fiedelbogen* oder *Handorgel* zu nennen. NAHRUNGSMITTEL bilden in 53 Fällen die Basis einer Penisbezeichnung, hier lassen sich die Unterkategorien Fleisch/Wurst (bspw. *Bockwurst, Wiener, Wurst*), Gemüse (bspw. *Aubergine, Gurke, Rübe*) sowie Süßigkeit (bspw. *Lolli, Lutscher, Bonbon*) bilden. Die Kategorie VULVINA (52 Belege) umfasst Bezeichnungen, die einen direkten Bezug zu Vulvas – meist als Bestimmungswort von Komposita – aufweisen, wie bspw. *Büchsenöffner, Fotzenstriegel* oder *Ritzenhobler* (hier werden somit tw. Metaphern für Vulva wie *Büchse, Ritze* für die Penisbezeichnungen aufgegriffen, s.o.). Die Kategorie MANN bezieht sich mit 51 Belegen auf Männerbezeichnungen wie *Herr, Kerl* oder *Pabst*. Die 47 Penisbezeichnungen, die auf TIERbezeichnungen zurückgehen, lassen sich in Vögel (bspw. *Hahn, Spatz, Schwan*), Fische (bspw. *Aal, Lachs*), Säugetiere (bspw. *Affe, Maulwurf, Wutz*), Reptilien (bspw. *Anakonda, Mamba, Schlange*) und Weitere (bspw. *Made, Regenwurm, Wurm*) subkategorisieren. In 41 Fällen sind Bezeichnungen von PFLANZEN oder Pflanzenteilen Grundlage der Bildung für Penisbezeichnungen, wie bspw. *Ast, Palme* oder *Wurzel*. 34 Eigennamen wie bspw. *Johannes, Peter* oder *Willi* lassen sich identifizieren; ebenso 27 Bezeichnungen, die als Synonyme für *Penis* lexikalisiert sind, bspw. *Phallus, Pimmel* oder *Schniedel*. 25 Belege gehen auf die Quelldomäne URESE zurück (bspw. *Pipimann, Pullermatz, Wasserspeier*) und 24 auf die Kategorie SEX (bspw. *Bumser, Preller, Sexbolzen*). Weitere Quelldomänen sind unter anderem PRONOMEN (bspw. *Er*), KLEIDUNG (bspw. *Krawatte*), GERÄT (bspw. *Trainingsgerät*) oder BEZIEHUNG (bspw. *Freund*).

In Tabelle 1 sind die Motivationen der Penisbezeichnungen in absoluten Anzahlen und in relativen Anteilen abgebildet. Diese gehen über 100% hinaus, da

es zu doppelten Motivationen im Bezeichnungsprozess kommen kann (s.o.). Die überwiegende Mehrheit der Bezeichnungen ist durch Form (507) und Funktion (454) motiviert.

Tabelle 1: Motivation Bezeichnungen für *Penis*

Motivation	Anzahl	Anteil
Form	507	59%
Funktion	454	53%
Diminution	62	7%
Individuierung	53	6%
Eigenschaft	51	6%
Pejoration	40	5%
Augmentation	16	2%
Nichtbenennung	11	1%
Melioration	8	1%

Bei der Form dominiert das Merkmal LÄNGLICH mit 476 Belegen. Hiermit ist alles gemeint, was eher einer Ausbreitung in der Länge als in die Breite entspricht, was nicht gleichbedeutend mit *lang* ist. Beispiele hierfür sind *Balken*, *Flöte* oder *Zapfen*. Als zweites Merkmal (188 Belege) ist SPITZ zu nennen, hierunter fallen Bezeichnungen wie *Dorn*, *Nagel* oder *Rübe*, die alle mindestens ein verdünntes oder spitzes Ende aufweisen. 152 Bezeichnungen kann das Merkmal HART zugeordnet werden, sie nehmen also eher auf den erigierten Penis Bezug (bspw. *Hammer*, *Plätteisen* oder *Schläger*). 117 Belegen wurde das Merkmal KOPF zugordnet. Damit ist gemeint, dass – analog zur Eichel – am oberen Ende des Objekts eine Verdickung oder ein abgesetztes Element vorhanden ist wie bei *Axt*, *Lollipop* oder *Pilz*. 86 der Bezeichnungen weisen das Merkmal RUND auf (bspw. *Nudelholz*, *Rohr*, *Salami*). Weitere Formmerkmale der Bezeichnungsverfahren sind DICK (*Bockwurst*), DÜNN (*Gräte*), GEBOGEN (*Haken*) oder GERADE (*Stange*), was zeigt, dass mitunter gegensätzliche Merkmale in den Bezeichnungen aufgegriffen werden.

Bei den Funktionen, die die Bezeichnungen motivieren, dominiert mit 92 Belegen EINDRINGEN. Hiermit ist relativ unspezifisch etwas gemeint, mit dem man eindringt, oder etwas, das eindringt wie bspw. *Dietrich*, *Nagel* oder *Stecker*. Es lassen sich hier spezifischere Subformen wie STECHEN (bspw. *Stachel*) oder STOßEN (bspw. *Ramme*) bestimmen. Die 59 Bezeichnungen der Kategorie KOITIEREN beziehen sich alle in spezifischer oder weniger spezifischer Weise

auf den Geschlechtsverkehr (bspw. *Büchsenreißer*, *Bumser*, *Rammelzeug*). Die Funktion BLASEN (37 Belege) nimmt Bezug auf etwas, das man bläst wie Blasinstrumente (bspw. *Blockflöte*, *Posaune*). 34 Bezeichnungen lassen sich der Funktion SCHLAGEN zuordnen (bspw. *Fleischpeitsche*, *Keule*, *Knüppel*), 22 der Funktion REINIGEN (*Fudpolierer*, *Ofenreiniger*, *Rillenputzer*). Weitere Funktionen, die als Motivation dienen, sind SCHIEßEN (bspw. *Kanone*), MASTURBIEREN (bspw. *Wichswurzel*) oder SPRITZEN (bspw. *Rüssel*).

Weitere Motivationen der Bezeichnungsverfahren, die deutlich seltener vorkommen, aber dennoch zwischen 5-7% der Belege ausmachen, sind Diminution, Individuierung, Eigenschaft und Pejoration. Zur Diminution wurden Bezeichnungen gezählt, die durch morphologische und lexikalische Verfahren einer Verkleinerung entsprechen wie *Röhrchen*, *Pimpf* oder *kleiner Freund*. Inbegriffen sind zudem Hypokoristika wie *Hansi*. Individuierung – also die Darstellung des Penis als individuelle Entität – wird erreicht durch Pronomen (bspw. *Er*) oder Eigennamen (bspw. *Peter*). Eigenschaften, die als Grundlage der Bezeichnung dienen, sind unter anderem FRECH (bspw. *Bengel*), ROYAL (bspw. *Fürst*) oder DÜMMLICH (bspw. *Dödel*). Pejoration als Motivation bedeutet eine (lexikalisierte) abwertende Komponente im Bezeichnungsverfahren, die bei den Penisbezeichnungen eher indirekt über semantische Merkmale erreicht wird (bspw. *Käsedolch*, *Made*, *Löres*). Das Gegenteil der Diminution, die Augmentation, tritt in 16 Belegen als Motivation auf und wird über verschiedene Verfahren erreicht wie bei *Karl der Große* oder *Breitschwanz*. Nichtbenennung bezieht sich auf lexikalisch vage Bezeichnungen, die eine eindeutige Referenz vermeiden – wie *Ding* oder *Teil*. Melioration als Gegensatz der Pejoration tritt nur in acht Fällen auf – hierzu zählen *Wunderhorn* oder *bestes Stück*.

Als prototypische Penisbezeichnung im Deutschen dienen also Bezeichnungen für einen länglichen, spitzen Gegenstand zum Eindringen wie bspw. *Pfahl*, *Pfropfen* oder *Stecker*.

4.2 Vulvina

Abbildung 2 zeigt die 15 häufigsten Quelldomänen der 695 Vulvinabezeichnungen. Auffallend ist hier, dass die Kategorien bis auf wenige Ausnahmen unspezifiziert sind und sich selten Subkategorien ermitteln lassen.

Die häufigste Quelldomäne mit 62 Belegen ist BEHÄLTER, womit alle Objekte gemeint sind, in die etwas hineingetan werden kann bzw. die gefüllt werden können – wie Gefäße und Behältnisse. Spezifikationen lassen sich kaum vornehmen, es handelt sich um Bezeichnungen wie *Fass*, *Koffer*, *Büchse* oder *Tasche*. Allenfalls ließe sich eine Untergruppe Schmuck (bspw. *Schmuck-*

kästchen, Jadekästchen) und eine WASSER (bspw. *Waschwanne*, *Schwimmbassin*) ausmachen. Die darauffolgende Kategorie ist LANDSCHAFT (51 Belege). Die Bezeichnungen lassen sich kaum weiter unterteilen, sondern sind eher allein durch ihre Form definiert (s.u.) – hierzu zählen *Furche*, *Krater* oder *Schlucht*. 44 Bezeichnungen für Vulvina entstammen der Domäne GEBÄUDE/BAU – mit den Spezifikationen Handel (bspw. *Kontor*, *Sparkasse*) und Industrie/Handwerk/Landwirtschaft (bspw. *Mühle*, *Stollen*, *Zeche*). Auch hier handelt es sich aber meist um unspezifizierte Bezeichnungen wie *Bahnhof*, *Haus* oder *Schloss*.

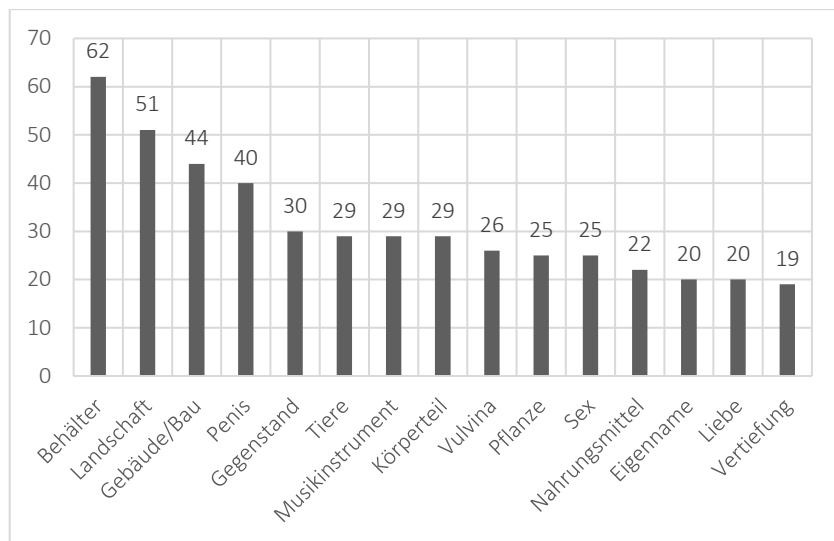


Abbildung 2: Quelldomänen Bezeichnungen für *Vulvina*

40 Bezeichnungen lassen sich auf PENISbezeichnungen beziehen – es handelt sich meist um Komposita unter anderem mit *Nudel* oder *Schwanz* als Bestimmungswort (bspw. *Nudelfriedhof*, *Schwanzloch*, aber auch *Salamiversteck*, s.o. für den analogen Prozess bei Penisbezeichnungen). Die Kategorie GEGENSTAND umfasst 30 Belege, bei denen die Unterkategorie Küche (bspw. *Pfeffermühle*, *Pfanne*, *Saftpresse*) gebildet werden kann. Ansonsten sind es nicht weiter spezifizierte Gegenstände (bspw. *Bürste*, *Klemme*, *Scheibe*). Bei den 29 Bezeichnungen für *Vulvina*, die auf TIERbezeichnungen zurückgehen, handelt es sich vor allem um Vögel (bspw. *Ente*, *Girlitz*, *Meise*), Weichtiere (bspw.

Schnecke, Muschel) und Säugetiere (*Katze, Maus*) – aber auch die allgemeine Bezeichnung *Tier* kommt vor. Unter den 29 Belegen der Kategorie MUSIKINSTRUMENTE überwiegen Bezeichnungen von Zupfinstrumenten (bspw. *Balalaika, Leier, Spinett*), es kommen aber auch Schlaginstrumente (bspw. *Pauke, Trommel*), Tasteninstrumente (bspw. *Klavier*) und Streichinstrumente (bspw. *Geige*) vor. Viele der Bezeichnungen, die der Quelldomäne KÖRPERTEILE entstammen, beziehen sich auf den Mund (bspw. *Liebesmund, Lustmaul*). Weitere bezeichnen Körperteile, die sich in der Nähe der Vulvina befinden (bspw. *Arsch, Blase, Gebärmutter*). 26 Bezeichnungen wurden als lexikalisierte Synonyme für VULVINA kategorisiert, hierzu zählen neben den Varianten von *Möse* und *Fut* unter anderem *Poschemine, Punze* oder *Vajayjay*. Die Kategorie PFLANZEN bezieht sich vorwiegend auf Komposita mit den Grundwörtern *Blume, Blüte* und *Busch* (bspw. *Honigblüte, Lotusblume, Brunzbusch*), die jeweils auch als Simplizia vorkommen. Die Kategorie SEX bilden Komposita mit verschiedenen Bestimmungswörtern, die auf Sex referieren (bspw. *Bumskerbe, Fickloch, Vögelritze*). Die Kategorie NAHRUNGSMITTEL (22) teilt sich in zwei Subgruppen auf, und zwar in Obst (bspw. *Dattel, Feige, Pflaume*) und Gebäck (bspw. *Brötchen, Krapfen, Schrippe*). 20 Eigennamen als Vulvinabezeichnungen ließen sich identifizieren (bspw. *Bibsi, Hildegard, Susi*), zudem 20 Bezeichnungen, die aufgrund des Bestimmungsworts *Liebe* die Kategorie LIEBE bilden (bspw. *Liebesacker, Liebeshöhle, Liebesschlitz*). Die Kategorie VERTIEFUNG umfasst 19 Belege, die relativ unspezifisch jegliche Art einer Vertiefung oder eines Lochs umschreiben, dabei aber keiner Landschaftsform entsprechen (bspw. *Loch, Ritze, Spalte*). Weitere Quelldomänen der Bezeichnungen der Vulvina sind ÖFFNUNG (bspw. *Einstiegsluke*), RAUM (bspw. *Keller*), URESE (bspw. *Brunzbusch*) oder SPERMA (bspw. *Saftschnalle*).

In Tabelle 2 sind analog zu Tabelle 1 die Motivationen der 695 Vulvinabezeichnungen zu sehen. Auch hier dominieren Funktion und Form mit 331 und 319 Belegen.

Innerhalb der Kategorie Funktion kommt mit 93 Belegen deutlich am häufigsten BEFÜLLBAR vor, was sich hier auf alles, in das etwas hineingetan werden kann bzw. das dafür vorgesehen ist, bezieht (bspw. *Becher, Etui, Sparschwein*). Es folgt mit 25 Bezeichnungen – analog zu den Penisbezeichnungen – die Funktion KOITIEREN (bspw. *Brunster, Fickloch, Spielwiese*). 21 Belege beziehen sich auf die Funktion EINGANG bzw. HINEINBEWEGEN – damit ist alles gemeint, das als Eingang dient bzw. Resultat einer Hineinbewegung ist (bspw. *Durchstoß, Einfahrt, Scheunentor*). Daran schließt die Funktion WEGLEITEND (21 Belege) an, die Bezeichnungen umfasst, die quasi nach dem Eingang der Weiterbewegung und der Wegorientierung dienen (bspw. *Hohlweg, Tunnel, Wegenge*). Die Funktion SPIELEN umfasst 20 Bezeichnungen, die sich auf Musikinstrumente und Spielgeräte beziehen (bspw. *Drehorgel, Klavier, Rutsche*).

Weitere Funktionen, die als Motivation dienen, sind FESTHALTEN (bspw. *Liebeskerker*), FORTPFLANZEN (bspw. *Brutbeutel*) und UMHÜLLEN (bspw. *Hut*).

Bei der Form als Motivation dominiert das Merkmal HOHL mit 208 Belegen, das sich auf alles bezieht, das an sich hohl oder offen ist (bspw. *Dose, Haus, Schublade*). Es folgen die Merkmale TIEF (62 Bezeichnungen, bspw. *Mine, Schlucht, Untiefe*), RUNDLICH (40 Bezeichnungen, bspw. *Perle, Pfirsich, Topf*) und ENG (31 Bezeichnungen, bspw. *Engpass, Schlund, Wegenge*). Ebenfalls 31 Bezeichnungen beziehen sich auf das Formmerkmal OVAL, mit dem im weiteren Sinne eine spitzzulaufende konvexe Figur gemeint ist (bspw. *Schrippe, Gimme* ‘Knospe’, *Pflaume*). Weitere Formmerkmale als Grundlage der Motivation der Bezeichnung sind HAARIG (bspw. *Bart*), FLACH (bspw. *Scholle*) oder TRICHTERFÖRMIG (bspw. *Pulverpfanne*).

Tabelle 2: Motivation Bezeichnungen für *Vulvina*

Motivation	Anzahl	Anteil
Funktion	331	48%
Form	319	46%
Eigenschaft	56	8%
Pejoration	46	7%
Individuierung	31	4%
Diminution	24	3%
Melioration	16	2%
Nichtbenennung	16	2%
Augmentation	1	0%

Als weitere Motivation für Vulvinabezeichnungen dienen relativ oft Eigenschaften (56 Belege). Hier kommen am häufigsten die Eigenschaften FEUCHT (bspw. *feuchte Höhle, Feuchtgebiete*), GEFÄHRLICH (bspw. *Klemmfotze, Schwanzklammer*), DUNKEL (bspw. *Tiefsee, Keller*) und FRUCHTBAR (bspw. *Oase, Lustgarten*) vor. In 46 Fällen kann von einer Pejoration als Motivation der Bezeichnung ausgegangen werden, die mit lexikalischen und semantischen Verfahren erreicht wird und vorwiegend als direkt und dezidiert herabsetzend eingestuft werden kann (bspw. *Fummel, Puhllloch, Seichbüchse*), wenn nicht die Vulvinabezeichnung selbst als Beschimpfungswort dient (bspw. *Fotze*). Individuierung kommt als Motivation bei 31 Belegen vor und wird analog zu den Penisbezeichnungen durch Eigennamen, Frauenbezeichnungen und Pronomen erzielt (bspw. *Eine, Frau Fud, Susi*). Diminution (24 Belege) betrifft als

Motivation sowohl eine Verkleinerung als auch eine Verniedlichung – hier spielen morphologische und lexikalische Verfahren eine Rolle (bspw. *Fötzchen, Muschi, kleine Heidi*). 16 Begriffe wurden der Motivationskategorie Melioration zugeordnet (bspw. *Paradies, Gralskelch, himmlische Fuge*), wobei hier die berechnete Frage besteht, auf wen oder was die Aufwertung referiert (s. u.). Nichtbenennung als Hauptmotivation der Bezeichnung lässt sich bei ebenfalls 16 Belegen identifizieren und bezieht sich auf lexikalisch vage Bezeichnungen oder Lokalisierungshinweise (bspw. *Ding, da unten*), wobei auch die Majuskel *V* ausreichend erscheint. Lediglich eine Augmentation lässt sich als Motivation unter den Vulvina-bezeichnungen identifizieren: *Superfotze*.

Als prototypische Vulvina-bezeichnung im Deutschen dienen also Bezeichnungen für einen hohlen Behälter, der befüllt werden kann, wie *Dose* oder *Büchse* sowie für eine vertiefte/tiefe Landschaftsform wie *Furche* oder *Schlucht*.

5 Diskussion

In der Diskussion werden die Ergebnisse der Auswertungen zusammengeführt, untereinander und mit bisherigen Studienergebnissen verglichen und die dahinterstehenden Konzepte sowie ableitbaren Implikationen erhellt.⁴

Zunächst werden deshalb einige der Metaphern der Genitalbezeichnungen näher betrachtet. „Metaphern [...] bestimmen und strukturieren unser alltägliches Denken, Handeln und Sprechen und spielen als essentielle Prinzipien der Kognition eine wichtige Rolle bei der Deutung und Aneignung von Welt“ (Spieß/Köpcke 2020: 2). Ihnen kommen als kulturelle Orientierungsmuster vielfältige kommunikative Funktionen wie Fokussierung, Sachverhalts-/Wissenskonstituierung sowie Wissensvermittlung und -veranschaulichung zu (vgl. Spieß/Köpcke 2020: 5-7; vgl. auch Cameron 1992: 377-379).

Eine Metapher, die auf beide Genitalbezeichnungen zutrifft, ist GENITALIEN SIND MUSIKINSTRUMENTE (vgl. Braun/Kitzinger 2001b: 153; Klimczak 2018: 161-165) – sie kann als Teil der Metapher SEX IST MUSIK gewertet werden und steht in Bezug zu Stimulation, Aktivierung der Sinne und Spiel als Aktivität. Die jeweiligen Motivationen unterscheiden sich. PENIS IST MUSIKINSTRUMENT ist durch die Form u. a. länglich, spitz, hart, Kopf und die

4 Die absoluten Zahlen sind aufgrund der ähnlichen, aber nicht identischen Datenerhebung nur bedingt vergleichbar – relative Aussagen können jedoch gemacht werden. Die höhere Anzahl an Penisbezeichnungen könnte als Indiz für mehr Penisbezeichnungen im Deutschen gewertet werden, ein Einfluss der Datenerhebung ist aber nicht auszuschließen. Bei Borneman stehen 660 Penisbezeichnungen 630 Vulvina-bezeichnungen gegenüber. Weitere Studien müssen dies genauer untersuchen.

Funktion u. a. blasen motiviert. VULVINA IST MUSIKINSTRUMENT ist weniger durch die Form als durch die Funktion zupfen und streichen motiviert. Dass beide direkt aufeinander bezogen sein können, ist beispielsweise an den Bezeichnungen *Geigenbogen* 'Penis' und *Geige* 'Vulvina' zu erkennen.

GENITALIEN SIND TIERE ist eine weitere Metapher, die auf die vermeintliche Lusternheit und Sinneslust einiger Tierarten, vor allem von Vögeln (vgl. auch *vögeln* 'koitieren'), referiert (vgl. Cornog 1986: 395f.; Cameron 1992: 371; Braun/Kitzinger 2001b: 151; Makoni 2016: 58-63, Klimczak 2018: 136-144, 178). PENIS IST TIER ist motiviert durch die Form länglich, spitz und die besagte Eigenschaft lustern – hinzukommen Körperteile von Tieren –, VULVINA IST TIER ist neben der Eigenschaft lustern durch die Form haarig und weitere Eigenschaften wie weich und schleimig begründet. Der recht alte Bezug von Vulvina zu Haaren ist mit dem Bezug von Katzen zur Intimbehaarung zu verbinden – er kommt bei Penisbezeichnungen nicht vor und könnte mit der unterschiedlichen ‚Sichtbarkeit‘ der Genitalien und dem unterschiedlichen Bedarf des Versteckens begründet sein (vgl. Braun/Kitzinger 2001b: 151; Klimczak 2018: 121, 136-144, 178). In beiden Fällen dienen bis auf wenige Ausnahmen eher kleine, niedliche Tiere (*Maus*, *Piepmatz*, *Miezekatze*) sowie auch eher negativ konnotierte Tiere (*Wurm*, *Schnecke*) als Grundlage des Bezeichnungsverfahrens.

Analog zu Tieren besteht die Metapher GENITALIEN SIND PFLANZEN, die mit Fruchtbarkeit und Zeugung assoziiert sein kann (vgl. Radtke 1978: 244) und in Bezug zur Gartenmetaphorik (vgl. u.a. Müller 2001: 23) steht – Penis als Ast und Vulvina als fruchtbarer Garten oder Boden (vgl. *Mutter Erde*). Motiviert sind die Metaphern bei PENIS IST PFLANZE durch eine längliche, spitze Form und die Funktion des Steckens, Stechens oder Wedelns, bei VULVINA IST PFLANZE durch eine ovale oder rundliche Form und der Funktion, befruchtet zu werden.

Zu den penispezifischen Metaphern zählt PENIS IST WAFFE, die Teil der Metapher SEX IST KRIEG ist (vgl. Cameron 1992: 371-376; Braun/Kitzinger 2001b: 152f.; Fernández 2008: 103; Makoni 2016: 58-63; Klimczak 2018: 144-150). Motiviert ist sie durch eine längliche, spitze und harte Form und Funktionen wie eindringen, schlagen, schießen oder stechen. Sie reflektiert gesellschaftliche Machtverhältnisse, die männliche Dominanz, und den sogenannten ‚Kampf der Geschlechter‘, denn metaphorisch verursachen Penisbezeichnungen gewaltsam Wunden und Verletzungen, Bezeichnungen für Vulvina sind dagegen oft Wunden (bspw. [*offene*] *Wunde*, *Kerbe*, *Ritze*).

Ebenfalls nur bei den Penisbezeichnungen und auch nicht in den bisherigen Auseinandersetzungen mit Genitalbezeichnungen zu finden ist die Metapher PENIS IST REINIGUNG. Sie bezieht sich entweder auf Werkzeuge und Gegenstände (bspw. *Besen*, *Wedel*) oder Bildungen auf *-putzer* und *-polierer* (und Bezeichnungen für Vulvina als Bestimmungswort) und ist durch die Funktion reinigen/säubern motiviert. Eine direkte Verbindung zu Vulvina bezeich-

nungen ergibt sich dadurch, dass diese oft das Merkmal schmutzig tragen (bspw. *Schandfleck*, *Lumpen*) und impliziert wird, dass sie gereinigt werden müssten.

Eine Metapher, die sich nur bei den Vulvinabezeichnungen finden lässt, ist VULVINA IST BEHÄLTER, zu der auch die Metapher VULVINA IST GEBAUDE/RAUM/BAU zu zählen ist (vgl. Braun/Kitzinger 2001b: 151; Klimczak 2018: 165-172). Sie ist motiviert durch die hohle Form und die Funktion, dass sie be- oder gefüllt werden kann. Als mögliche ‚Füllung‘ ist hierbei an den Penis oder an Sperma zu denken, die als Kompositionsbestandteile auch oft direkt benannt werden. Somit ist hier von einer penilen bzw. ‚männlichen‘ Perspektive auszugehen.

Vulvinaspezifisch ist auch die Metapher VULVINA IST LOCH, die durch eine vertiefte und hohle Form sowie die Funktion gefüllt zu werden motiviert ist. Dadurch dass Löcher durch eine Abwesenheit von Materie bzw. Material definiert sind („Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist.“ Tucholsky – Zur soziologischen Psychologie der Löcher), ist dieser Metapher eine Negativität inhärent. Zu ihr fügt sich die Metapher VULVINA IST LANDSCHAFT, die auch durch eine vertiefte und hohle Form motiviert ist. Es handelt sich zudem um Landschaften, die erkundet (*Höhle*), bearbeitet (*Acker*) und ausgebeutet (*Stollen*) werden können (vgl. zu beiden Braun/Kitzinger 2001b: 151; Klimczak 2018: 150-156).

Als letzte Metapher ist VULVINA IST GEFAHR zu nennen. Sie ist durch eine enge Form, die Funktion festhalten und die Eigenschaft gefährlich motiviert (vgl. Braun/Kitzinger 2001b: 151-153; Klimczak 2018: 142f.). Gefahr bedeutet sie für den Penis und dessen Tragende und könnte mit einer Kastrationsangst oder Angst des Verlusts des Penis (*Penis Loss Anxiety*, vgl. Brandt 1961) in Verbindung stehen. Die Gefahr besteht also aus einer penilen Perspektive und geht indirekt und passiv von der Vulvina aus (‚lauernde Falle‘) – bis auf wenige Ausnahmen ist damit kein aktives Verhalten wie bei der ‚Peniswaffe‘ verbunden.

Ein Konzept – und gleichzeitig eine Motivation – der Bezeichnungen ist die Individuierung von Genitalien, die als singuläres Phänomen angesehen werden kann, da sonst keine Körperteile mit Namen versehen werden (vgl. Cornog 1986: 393). Sie wird durch Eigennamen (Rufnamen, Namen historischer od. fiktiver Figuren), Pronomen (*er*, *sie*), Männerbezeichnungen (*Chef*, *Lümmel*, *Herr*) und Frauenbezeichnungen (*Schwester*) erzielt und kommt bei Penisbezeichnungen etwas häufiger vor (s. o.). Ein möglicher Grund für diese Individuierung und teilweise auch Personifizierung kann die Loslösung der Genitalpersönlichkeit von der eigenen Persönlichkeit – bspw. aus Schamanlässen – sein. Bei den Penisbezeichnungen kommt der kulturell konstruierte Mythos des Penis als unkontrollierbar und selbstständig sowie als Miniaturperson mit eigenem Bewusstsein dazu, der den Penis dadurch als machtvoll konstituiert und

die Verantwortung für Safer Sex oder sexuelle Gewalt auf ‚ihn‘ überträgt (vgl. dazu Cornog 1986: 395f.; Cameron 1992: 370; Braun/Kitzinger 2001b: 152; Potts 2001).

Betrachtet man die Konzepte, die hinter den Funktionen als Motivation der Genitalbezeichnungen stehen, so fällt auf, dass hier häufig Gewaltdiskurse aufgegriffen werden (*eindringen, schlagen, schießen, stechen, stoßen*), die dadurch letztlich gesellschaftliche Machtstrukturen und Diskurse reproduzieren. Bei den Kategorien, die sich auf Sex, Liebe oder Lust beziehen, liegt der Fokus meist eindeutig auf der penilen bzw. ‚männlichen‘ Perspektive (*blasen, spritzen, eindringen*), was auch an Bildungen wie *Liebesstab* ‘Stab, der Liebe gibt’ vs. *Lustschloss* ‘Schloss, in dem man Lust praktiziert/Spaß hat’ zu erkennen ist. Sex und Fortpflanzung scheinen bei den Bezeichnungen eine größere Rolle zu spielen als bspw. die Funktion der Urese. Die klare Fokussierung bzw. Einschränkung auf (heterosexuellen) penil-vaginalen Geschlechtsverkehr kann durch die Datengrundlage bedingt sein, zeigt sich aber auch in Wörterbuchdefinitionen von Genitalien (vgl. Braun/Kitzinger 2001a: 227). Interessant erscheint auch, dass die unterschiedliche Bewertung ‚weiblicher‘ und ‚männlicher‘ Sexualität in den Bezeichnungen lexikalisch widergespiegelt wird, da die Funktionskategorie MASTURBATION der Penisbezeichnungen bei Vulvina-bezeichnungen überhaupt nicht vorhanden ist.

Ein weiteres Konzept hinter den Genitalbezeichnungen ist die Herabsetzung und Abwertung von Genitalien. Sie ist evident bei der Motivation der Pejoration, die bei Vulvina-bezeichnungen sowohl relativ wie absolut häufiger vorkommt als bei Penisbezeichnungen – eine direkte Herabsetzung der Vulvina ist aber in beiden Wortfeldern zu identifizieren, was sich an Belegen wie *Fotzenhobel, Dosenöffner, Schlitzreißer* erkennen lässt. Dazu kann auch der Schamdiskurs gezählt werden (bspw. *Scham, Schamspalte*), der bei den Penisbezeichnungen keine Rolle spielt. Bei den pejorativen Penisbezeichnungen lässt sich neben einer eindeutigen Abwertung (bspw. *Käsenille, Wulst*) in vielen Fällen auch eher eine ironisch-pejorative Funktion feststellen, die den Penis als treudoof oder gewitzt konstruiert (bspw. *Lümmel, Dödel*). Hinter den Diminutionen stehen die Konzepte der Verniedlichung und der Verkleinerung – sie kommt im Gegensatz zur Pejoration bei den Penisbezeichnungen – absolut wie relativ – häufiger vor und spielt auf den Diskurs der Größe des Penis an (s.u.).

Auch hinter den morphologischen Strukturen der Genitalbezeichnungen lassen sich Konzepte erkennen. Die Wortbildungsstrukturen der Determinativkomposita beider Wortfelder sind in vielen Fällen direkt aufeinander bezogen und greifen jeweilige Bestandteile explizit auf (bspw. *Stopf*_[BW] + *büchse*_[GW] vs. *Büchse*_[BW] + *n* + *stocherer*_[GW]) bzw. nehmen Determinativkomposita bei Penisbezeichnungen Bezeichnungen der Vulvina als Bestimmungswort direkt

auf (bspw. *Tasche* > *Taschenmesser*, *Ritze* > *Ritzenhobler*) und vice versa (bspw. *Schwanz* > *Schwanzloch*, *Nadel* > *Nadelbüchse*). Unter den Penisbezeichnungen sind relativ viele deverbale Substantivierungen zu finden, die auf aktive Tätigkeiten zurückgehen (bspw. *Pfähler*, *Reißer*, *Stoßer*). Bei den Vulvinabezeichnungen tritt dieses Muster nur in 5 Fällen auf (*Brunster*, *Brunzer*, *Flohfänger*, *Schnapper*, *Schwanzschlucke*). Beide morphologischen Muster konstruieren auf diese Weise einen aufeinander bezogenen Binarismus *aktiv* – *passiv*, im Sinne der *Ritze*, die gehobelt werden muss, und dem *Hobler*, der dies (aktiv) tut (vgl. auch Braun/Kitzinger 2001a: 224f.).⁵

Bereits oben wurde die Referenz der Vulvinabezeichnungen angesprochen. Alle der 695 Bezeichnungen sind – meist ohne Differenzierung – unter dem Oberbegriff *weibliche Genitalien* oder *Vagina/Scheide* zu finden. Letztlich ist dies auch von der genauen Fragestellung nach der Referenz abhängig, doch finden sich unter dem Oberbegriff *männliche Genitalien* fast ausschließlich Bezeichnungen für Penis und nicht etwa für Hoden, die ebenso dazuzählen. Bei den meisten Vulvinabezeichnungen kommt es zu einer Verschmelzung der anatomischen Strukturen, es ist schlicht nicht zu entscheiden, worauf sich die Bezeichnungen präzise beziehen, in vielen Fällen kann sowohl die Vulva als auch die Vagina die Referenz sein, was die Verschmelzung lexikalisch noch deutlicher herausstellt (bspw. *Fickloch*). Einige Bezeichnungen können jedoch eher der Vulva oder der Vagina zugeordnet werden – so scheinen *Mandel* und *Busch* aufgrund ihrer Formmerkmale eher auf die Vulva zu referieren, *Dose* und *Schlund* eher auf die Vagina – obwohl auch diese einen ‚Eingang‘ haben – und *Scheunentor* scheint eher der Funktion der Vulva zu entsprechen sowie *Hohlweg* der der Vagina (vgl. auch Braun/Kitzinger 2001b: 153-155; Rodriguez/Schonfeld 2012: 19f.). Problematisch ist diese – lexikalisierte – Verschmelzung bzw. unpräzise Terminologie, denn: „this in turn perpetuates a narrow view of female bodies, the role of female body parts, and female pleasures” (Rodriguez/Schonfeld 2012: 20).

„All sex is subject to taboos and censoring [...]“ (Allan/Burridge 2006: 145). Dies bezieht sich auch auf die vorliegenden Genitalbezeichnungen, die mit dem Konzept des Tabus und der Verhüllung assoziiert sind. Denn nach wie vor bewegt sich „[d]as Sprechen über Sexualität [...] im skizzierten Spannungsfeld zwischen zunehmender öffentlicher Diskursivierung einerseits und Kritik, Ablehnung oder Empörung andererseits“ (Köhnlein 2001: 83; vgl. auch Schimpf 2001: 62; Müller 2011: 16). Bei vielen Bezeichnungen lässt sich eine (euphemistisch-)verhüllende Funktion erkennen, Müller (2001: 17) spricht hier von

5 Dies wird auch bei den motivierenden Funktionen deutlich, bei denen es sich vorwiegend um Passivkonstruktionen (bspw. *be-*, *gefüllt werden*) und/oder Patiens (bspw. *in den Beutel spritzen* oder *die Wunde verursachen*) handelt. Auch Funktionen wie FESTHALTEN und UMHÜLEN entsprechen eher statischen und inagentiven Handlungen (bspw. *Liebeskerker*, *Kutte*).

Diskretionstopoi. Offensichtlich ist dies bei lexikalisch vagen Lexemen wie *Ding* oder *Teil*, aber auch bei unspezifizierten Lexemen wie *Riegel* oder *Haus*. Zudem ließe sich eine verhüllende Funktion bei Simplizia wie *Gurke/Pflaume* oder *Kolben/Büchse* und Entlehnungen (bspw. *Yarak*, *Punani*) diskutieren.⁶ Auch die Bezeichnungen der Motivation Nichtbenennung fallen hierunter – sie sind sowohl in Qualität als auch Quantität ausgeprägter bei den Vulvinabezeichnungen. Dies führt sogar zu einer expliziten Nichtbenennung und Belegen wie *da unten* oder *V* – im anglo-amerikanischen Raum werden bspw. *it*, *down there* oder *the v* verwendet (vgl. Rodriguez/Schonfeld 2012: 19f.).

Die Diskussion hat gezeigt, dass es im Abgleich mit den bisherigen Studien viele Übereinstimmungen (bspw. Kategorien, Belege) und wenige Unterschiede gibt, die sich eher im Detailbereich bewegen und sich auf unterschiedliche Schwerpunkte innerhalb der Kategorien oder Sprachspezifika (morphologische Verfahren) beziehen (vgl. dazu Radtke 1979: 244-245; Cameron 1992: 372-376; Braun/Kitzinger 2001b: 152; Fernández 2008; Klimczak 2018: 156-160).⁷ Ein Grund für diese Übereinstimmungen kann sein, dass sich die meisten der Untersuchungen auf westliche Kulturen beziehen, sodass ein Abgleich mit Makonis (2016) Studie zu Eigenbezeichnung des Penis südafrikanischer schwarzer Studenten interessant erscheint. Gemein ist beiden die Waffenmetaphorik, die mit gesellschaftlichen Machtstrukturen (Makoni spricht vom Patriarchat) in Verbindung steht. Auch die Metapher PENIS IST TIER kommt in den hier ausgewerteten Daten und bei Makoni vor. Bei ihren Belegen handelt es sich um große, schwerfällige, starke, harte, ausdauernde, listige Tiere (bspw. *Elefant*, *Nashorn*, *Wolf*). In dieser zoomorphen Metaphorik sieht sie einen eingeschriebenen Rassismus, der schwarzen Männern große Penisse und eine animalische Sexualität zuschreibt (vgl. Makoni 2016: 62f.). Die hier ausgewerteten Tiermetaphern referieren im Gegensatz dazu – bis auf drei Ausnahmen (*Anakonda*, *dicke Mamba*, *Schwan*) – auf relativ kleine, niedliche und teilweise auch eher negativ konnotierte Tiere (*Maus*, *Piepmatz*, *Wurm*). Innerhalb zoomorpher Metaphorik wird der weiße Penis als eher klein und niedlich konstruiert – hinzukommen Belege der Diminution.

6 Demgegenüber stehen Bezeichnungen – oft mit pejorativ-dysphemistischer Komponente –, die explizit auf Form und/oder Funktion der Genitalien referieren (bspw. *Schlitzreißer*, *Fickloch*).

7 Quantitative Unterschiede können nicht betrachtet werden, da die Untersuchungen aufgrund unterschiedlicher Methodologien schwer vergleichbar sind.

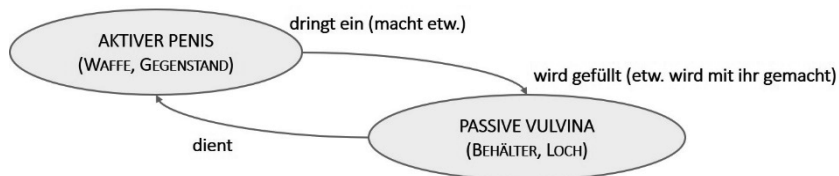


Abbildung 3: Dominantes Muster der Genitalbezeichnungen

Fasst man die bisherigen Ausführungen zusammen, so lässt sich feststellen, dass viele Bezeichnungen für Vulvina formal wie inhaltlich in Abhängigkeit von Penisbezeichnungen und -vorstellungen gebildet sind, was eine Unterordnung und Nachrangigkeit impliziert. In beiden Wortfeldern überwiegt die Perspektive des Penis bzw. des ‚Mannes‘. Somit liegt eine Reproduktion gesellschaftlicher Macht-, Geschlechter- und Normstrukturen in den ausgewerteten Genitalbezeichnungen vor. Abbildung 3 fasst dies zusammen und stellt das dominante Muster der Bezeichnungsverfahren dar: Der aktive Penis dringt in die passive Vulvina ein, die somit gefüllt wird und diesem als *Selbstbedienungsladen* (Beleg 501) dient.⁸

Deshalb kann auch von einer lexikalischen Reproduktion des Konzepts der Passivität der Frau (*empfangend*) gesprochen werden, das auf die aristotelische Philosophie zurückgeht.⁹

Es lassen sich also für Vulvinabezeichnungen im Deutschen drei Problemfelder identifizieren: [1] die Bezeichnungen als solche – und dies bezieht auch viele Penisbezeichnungen ein –, [2] die Vermischung der Referenzen und [3] die explizite Nichtbenennung.¹⁰

Die Genitalbezeichnungen tragen zur Konstruktion von Geschlecht und Sexualität und zur Wissenskonstitution bei. Biologisch-medizinische Geschlechtstheorien sind eingebunden in soziale Zusammenhänge – sie werden gesellschaftlich konstituiert (vgl. Voß 2010: 232). Historisch betrachtet handelt es hier vor allem um eine Diskussion der Gleichheit bzw. Differenz von Geschlecht(ern), die in Ein-/Zwei-Geschlechter-Modellen (vgl. Laqueur 1992)

8 Es handelt sich hierbei um das dominante Grundmuster, was bedeutet, dass sich auch andere Muster (GEBLASSEN WERDEN, URESE) ermitteln lassen und einige Bezeichnungen tendenziell eher neutral einzuordnen sind und nicht dem Muster entsprechen (bspw. *Gurke, Ding, Hummel*). Es muss auch dazu gesagt werden, dass sich Brüche bei den Penisbezeichnungen erkennen lassen – ‚er‘ kann auch ein kleines, süßes Tier sein (bspw. *Piepmatz*), dümmlich (bspw. *Löres*) und eklig (bspw. *Käsenille*) sein sowie nicht benannt werden (bspw. *Teil*).

9 In einer weiteren Perspektive ließe sich auch von einem weiteren Mittel der Deagentivierung von Frauen ausgehen (vgl. Nübling 2014). Vgl. zur Passivität auch Braun/Kitzinger (2001a).

10 Vgl. für einen Prozess, der hierzu Parallelen aufweist, wie das Ausbleiben von Namen bei Frauen, Filatkina (2019).

sowie pluralen und monolithischen Modellen mündete (vgl. Voß 2010). Unabhängig von dieser Diskussion ist hier relevant, dass sich die anatomischen Genitalstrukturen in den letzten Jahrhunderten wenig verändert haben, das, was soziokulturell daraus gemacht wurde und wird, sich aber unterscheidet. Genitalien lassen sich (rein anatomisch) als kontinuierlich beschreiben, weshalb immer kleinere (nicht ‚sichtbare‘) Unterschiede zwischen ‚den‘ Geschlechtern gesucht wurden, um die Vorstellung von zwei diskreten Geschlechtern aufrechtzuerhalten und naturwissenschaftlich zu untermauern (vgl. Voß 2010: 234f., 314f.). Gängige Definitionen der Genitalien beziehen sich neben diesen anatomischen und funktionellen Beschreibungen auch auf gesellschaftliche Vorstellungen von Gender und Sex: „[...] the words we use to talk about sex have a great deal to do with how we think about gender” (Zimman 2014: 8).

Somit tragen auch die vorliegenden Genitalbezeichnungen zur Konstruktion und Persistenz eines (diskreten) Zweigeschlechtermodells bei – sie konstruieren und reproduzieren – meist verdeckt – Normen und Binaritäten (bspw. *aktiv* vs. *passiv*, *präsent* vs. *absent*) und formen unser Wissen über Geschlecht und Genitalien. Sie erzeugen und perpetuieren ebenso Heteronormativität und normative Maskulinitäten sowie Femininitäten (vgl. auch Braun/Kitzinger 2001a).

Zimman (2007) zeigt in seiner Untersuchung der Internetkommunikation von trans Männern, wie ein ‚männlicher‘ Körper sprachlich konstruiert werden kann, indem geschlechtliche Komponenten von der Anatomie entkoppelt werden und *Penis* auf ‚männliche‘ Genitalien unabhängig davon, wie sie aussehen, referieren kann. Das bedeutet, dass Genitalien als ‚weiblich‘ und ‚männlich‘ konzeptualisiert sind – im Sinne einer soziokulturellen Konstruktion – Penisse aber nicht an ‚Cis-Männer‘ und Vulvas nicht an ‚Cis-Frauen‘ gebunden sein müssen, zumal weder bei Genitalien noch bei Geschlecht eine diskrete binäre Trennung möglich ist.

Die Untersuchung ist als rein lexikalisch-semantische Analyse begrenzt. Als solche liefert sie wichtige Erkenntnisse zur deutschen Genitallexik sowie den Konzepten und Implikationen und kann die Grundlage für weitere Untersuchungen bilden. Sie kann durch eine pragmatische Perspektive ergänzt werden, also einer Untersuchung der Verwendung der Begriffe (Frequenzen, Kontexte, vgl. bspw. Deppert 2001: 153; Charteris-Black 2004: 247f.). Ebenso sind Ergänzung einer lexikografischen Perspektive (vgl. Müller 2001: 37-55; Braun/Kitzinger 2001a) oder einer diachronen Perspektive denkbar und auch eine Ausweitung auf Kenntnisse und Gebrauch der Genitallexik beispielsweise queerer Communities of Practice scheinen lohnend.

6 Fazit

Die vorliegende Studie hat ausgehend vom öffentlichen Diskurs die deutsche Genitallexik untersucht. 1.550 lexikografisch erfasste Genitalbezeichnungen (855 für Penis, 695 für Vulvina) wurden in einem induktiv-deduktiven Verfahren anhand ihrer Quelldomänen und Motivationen kategorisiert. Die meisten Penisbezeichnungen sind auf Bezeichnungen von Gegenständen, Werkzeugen, Körperteilen und Waffen zurückzuführen, dominierende Formmerkmale sind länglich, spitz und hart, dominierende Funktionen eindringen, blasen und koitieren. Vulvina-bezeichnungen entstammen vorwiegend den Kategorien Behälter, Landschaft, Gebäude/Bau und Penis. Sie sind mehrheitlich durch die Formmerkmale hohl, tief und rundlich sowie die Funktionen befüllbar, koitieren und Eingang bzw. hineinbewegen definiert. Viele der Bezeichnungen sind Metaphern, so zum Beispiel GENITALIEN SIND TIERE, GENITALIEN SIND PFLANZEN oder PENIS IST WAFFE und VULVINA IST LOCH. Das dominante Muster hinter den Bezeichnungsverfahren ist das des aktiven Penis (bspw. *Hammer*), der in die passive – ihm dienende – Vulvina eindringt und sie füllt (bspw. *Dose*). Dies und hinter den Bezeichnungsverfahren stehende Konzepte produzieren und reproduzieren gesellschaftliche Macht-, Geschlechts- und Normativitätsstrukturen. Letztlich prägen die Bezeichnungen – als lexikalisierte gesellschaftliche Vorstellungen – das Wissen über Genitalien und Geschlecht und tragen zur Aufrechterhaltung von Binarismen bei.

Als sprachliches Analyseinstrument mit gesellschaftlichen Implikationen kann die vorliegende Untersuchung zum Aufdecken von Konzepten, Mechanismen und Reproduktionen beitragen und darüber aufklären. Gerade die Lexik – der Prozess der Benennung – ist ein machtvoll Instrument (vgl. Rodriguez/Schonfeld 2012: 21; Zimman 2014: 20), da mit ihr die Macht verbunden ist, etwas auf eine bestimmte Art zu benennen, etwas Berechtigung zuzusprechen bzw. etwas nicht zu benennen. Da Lexik zugänglich für metasprachliche Reflexion ist, kann mit ihr auch ein sprachlicher Wandel initiiert werden.

Lexik bildet zudem eine Grundlage für Diskurse – in diesem Fall Diskurse über Sexualität – Körper – Genitalien. Die vorliegende Untersuchung kann somit Erkenntnisse und Anregungen für Bezeichnungen innerhalb von Diskursen über sexuelles Lustempfinden, Gesundheitsdiskursen (Prävention, Verhütung usw.), Informations- und Aufklärungsdiskursen (Bildungseinrichtungen) sowie für eine Enttabuisierung liefern, denn

[d]as tiefe Verständnis dafür, wie diese sprachlichen Elemente im einzelnen benutzt werden – in welcher Situation und mit welchem Erfahrungshintergrund –, könnte in hohem Maße dazu beitragen, Probleme des sprachlichen Handelns im Bereich der Sexualität zu identifizieren und Lösungen für eine Entspannung zu entwickeln (Schimpf 2001: 80).

Der Beitrag versteht sich als Teil des *Queerings* – also des Infragestellens von Kategorien, Strukturen, Verhältnissen und des kritischen Hinterfragens. Es sind damit keine Empfehlungen verbunden, sondern das Plädoyer, auf Grundlage dieser empirisch fundierten Befunde zu reflektieren und zu diskutieren, was sich daraus ableiten lässt.

Literatur

- Allan, Keith/Burridge, Kate (2006): *Forbidden Words. Taboo and the Censoring of Language*. Cambridge: Cambridge UP.
- Aumüller, Gerhard et al. (2017) (Hrsg.): *Anatomie. Duale Reihe*. 4., aktualisierte Aufl. Stuttgart: Thieme.
- Borneman, Ernest (2003): *Der obszöne Wortschatz der Deutschen. Sex im Volksmund*. Köln: Parkland.
- Brandt, Lewis (1961): Some Notes on Penis Loss Anxiety. In: *APT (American Journal of Psychotherapy)* 15, 2, S. 246-250.
- Braun, Virginia/Kitzinger, Celia (2001a): Telling it straight? Dictionary definitions of women's genitals. In: *Journal of Sociolinguistics* 5, 2, S. 214-232. DOI: <https://doi.org/10.1111/1467-9481.00148>.
- Braun, Virginia/Kitzinger, Celia (2001b): "Snatch," "Hole," or "Honey-pot"? Semantic categories and the problem of nonspecificity in female genital slang. In: *The Journal of Sex Research* 38, 2, S. 146-158. DOI: <https://doi.org/10.1080/00224490109552082>.
- Cameron, Deborah (1992): Naming of Parts: Gender, Culture, and Terms for the Penis among American College Students. In: *American Speech* 67, 4, S. 367-382. URL: <https://www.jstor.org/stable/455846>.
- Cornog, Martha (1986): Naming sexual body parts: Preliminary patterns and implications. In: *Journal of Sex Research* 22, 3, S. 393-398. DOI: <https://doi.org/10.1080/00224498609551318>.
- Deppert, Alex (2001): Die Metapher als semantisches Wortbildungsmuster bei englischen und deutschen Bezeichnungen für Geschlechtsverkehr. In: Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Sprache – Erotik – Sexualität*. Berlin: Erich Schmidt, S. 128-156.
- DWDS-1 = Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2023): Penis. <https://www.dwds.de/wb/Penis?o=penis> [Zugriff: 20.11.2023].
- DWDS-2 = Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2023): Vagina. <https://www.dwds.de/wb/Vagina> [Zugriff: 20.11.2023].
- DWDS-3 = Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2023): Vulva. <https://www.dwds.de/wb/Vulva?o=vulva> [Zugriff: 20.11.2023].
- DWDS-4 = Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2023): Pimmel. <https://www.dwds.de/wb/Pimmel?o=pimmel> [Zugriff: 20.11.2023].
- DWDS-5 = Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2023): Fotze. <https://www.dwds.de/wb/Fotze> [Zugriff: 20.11.2023].

- Ewert, Laure (2021): Die Vagina ist in der Sprache unterrepräsentiert. <https://www.welt.de/kultur/article148379786/Die-Vagina-ist-in-der-Sprache-unterrepraesentiert.html> [Zugriff: 20.11.2023].
- Fernández, Elicer Crespo (2008): Sex-Related Euphemism and Dysphemism: an analysis in Terms of Conceptual Metaphor Theory. In: *Atlantis* 30, 2, S. 95-110. URL: <https://www.atlantisjournal.org/old/ARCHIVE/30.2/2008CrespoFernandez.pdf>.
- Filatkina, Natalia (2019): ‚Man kann uns nur bemauten, wenn wir es nicht bemerken.‘ Ein Beitrag zur onomastischen Textlinguistik und Pragmatik. In: *Beiträge zur Namenforschung* 2, S. 189-222.
- Gartrell, Nanette/Mosbacher, Diane (1984): Sex differences in the naming of children's genitalia. In: *Sex Roles* 10, 11-12, S. 869-876. DOI: <https://doi.org/10.1007/BF00288510>.
- Hoberg, Rudolf (2001) (Hrsg.): *Sprache – Erotik – Sexualität*. (= *Philologische Studien und Quellen* 166). Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Katzenberger, Nadja (2020): Mumu und Pipimann oder Vagina und Penis? <https://www.apotheken-umschau.de/familie/entwicklung/kleinkind/mumu-und-pipimann-oder-vagina-und-penis-795957.html> [Zugriff: 20.11.2023].
- Klimczak, Franziska (2018): *Bildlichkeit und Metaphorik in spätmittelalterlichen Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts. Wie Sexualität von sich reden macht*. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam.
- Köhnlein, Stephan (2001): Linguistische Ansätze zur Beschreibung und Erklärung des Phänomens „Sexuelles Sprachtabu“. In: Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Sprache – Erotik – Sexualität*. Berlin: Erich Schmidt, S. 82-99.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (2003): *Metaphors We Live By*. (Original Work Published 1980). Chicago: The University of Chicago Press.
- Laqueur, Thomas (1992): *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press.
- Makoni, Busi (2016): Labelling black male genitalia and the ‘new racism’. In: *GENL* 10, 1, S. 48-72. DOI: <https://doi.org/10.1558/genl.v10i1.21434>.
- Motschenbacher, Heiko (2009): Speaking the Gendered Body: The Performative Construction of Commercial Femininities and Masculinities via Body-Part Vocabulary. In: *Language in Society* 38, 1, S. 1-22. URL: <http://www.jstor.org/stable/40207912>.
- Müller, Wolfgang (2001): Seid reinlich bei Tage und säuisch bei Nacht (Goethe) oder: Betrachtungen über die schönste Sache der Welt im Spiegel der deutschen Sprache – einst und jetzt. In: Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Sprache – Erotik – Sexualität*. Berlin: Erich Schmidt, S. 7-60.
- Nübling, Damaris (2014): *Das Merkel – Das Neutrum bei weiblichen Familiennamen als derogatives Genus?* In: Debus, Friedrich/Heuser, Rita/Nübling, Damaris (Hrsg.): *Linguistik der Familiennamen*. Hildesheim: Olms, S. 205-232.
- Paul, Hermann (1995): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Berlin/New York: De Gruyter. 10., unveränderte Aufl. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110929461>.
- Pluspedia (2022): Liste von Synonymen für Scheide. http://de.pluspedia.org/wiki/Liste_von_Synonymen_f%C3%BCr_Scheide [Zugriff: 08.05.2023].

- Potts, Annie (2001): The Man with Two Brains: Hegemonic masculine subjectivity and the discursive construction of the unreasonable penis-self. In: *Journal of Gender Studies* 10, 2, S. 145-156. DOI: <https://doi.org/10.1080/09589230120053274>.
- Radtke, Edgar (1979): *Typologie des sexuell-erotischen Vokabulars des heutigen Italienisch*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Rodriguez, Sarah B./Schonfeld, Toby L. (2012): The organ-that-must-not-be-named: female genitals and generalized references. In: *The Hastings Center report* 42, 3, S. 19-21. DOI: <https://doi.org/10.1002/hast.35>.
- Schimpf, Silke (2001): Sprache im Bereich der Sexualität – Versuch einer linguistischen Einordnung. In: Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Sprache – Erotik – Sexualität*. Berlin: Erich Schmidt, S. 62-80.
- Skirl, Helge/Schwarz-Friesel, Monika (2013): *Metapher*. 2., aktualisierte Aufl. (= Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik 4). Heidelberg: Winter.
- Spieß, Constanze/Köpcke, Klaus-Michael (2015): Metonymie und Metapher – Theoretische, methodische und empirische Zugänge. Eine Einführung in den Sammelband. In: dies. (Hrsg.): *Metapher und Metonymie*. Berlin/München/Boston: De Gruyter, S. 1-22. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110369120.1>.
- Voß, Heinz-Jürgen (2015): *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. (KörperKulturen). Bielefeld: transcript Verlag. URL: <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/d0/fc/31/oa9783839413296.pdf>.
- Wiktionary (2022): Verzeichnis:Deutsch/Geschlechtsorgane. <https://de.wiktionary.org/wiki/Verzeichnis:Deutsch/Geschlechtsorgane> [Zugriff: 08.05.2023].
- Willinsky, John (1987): Learning the language of difference: The dictionary in high school. In: *English Education* 19, S. 146-158.
- Zimman, Lal (2014): The discursive construction of sex: Remaking and reclaiming the gendered body in talk about genitals among trans men. In: Zimman, Lal/Davis, Jenny L./Raclaw, Joshua (Hrsg.): *Queer excursions: Rethinking binaries in language, gender, and sexuality*. Oxford: Oxford University Press, S. 13-34.

Autor:innenverzeichnis

Dustin Breitenwischer; Juniorprofessor für Amerikanistik; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: afroamerikanische und afroatlantische Literaturen und Kulturen, autobiographisches Erzählen, Parateextforschung, Ästhetik und Hermeneutik, Hip-Hop und Populärkultur, Kunst und visuelle Kulturen des 20. und 21. Jahrhunderts

E-Mail: dustin.breitenwischer@uni-hamburg.de

Natalia Filatkina; Professorin für Linguistik des Deutschen mit dem Schwerpunkt digitale historische Sprachwissenschaft; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: historische Linguistik des Deutschen, digitale und kulturhistorisch orientierte Korpuslinguistik, Sprachwandel und Sprachwandeltheorien, Formelhaftigkeit/Musterhaftigkeit, (historische und diachrone) Mehrsprachigkeit, Sprach- und Gesprächskultur, Sprachgeschichte der Kommunikationskultur, (diachrone) Text- und Diskurslinguistik, Normierungs- und Kodifizierungsprozesse (synchron und diachron), Kulturgeschichte der Emotionen

E-Mail: natalia.filatkina@uni-hamburg.de

Marie Flüh; wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Comparative Annotation to Explore and Explain Text Similarities – CompAnno“; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: Digital Humanities / Computational Literary Studies, Schulische Literatur- und Mediendidaktik, Literatur des 20. und 19. Jahrhunderts, Emotionen und Genderaspekte in literarischen Texten

E-Mail: marie.flueh@uni-hamburg.de

Lina Herz; Juniorprofessorin für Deutsche Literatur des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: Chanson de geste und frühe deutsche Prosa, Autor(schafts)konzeption und Werkästhetik (Konrad von Würzburg), Materialitätsfragen und (digitale) Editionsphilologie (Willehalm im Kontext), Kulturelle und literarische Transferprozesse, Familiäres, dynastisches, genealogisches Erzählen

E-Mail: lina.herz@uni-hamburg.de

Elisa Linseisen; Professorin für Film- und Medienwissenschaft; Hochschule für bildende Künste Hamburg; Forschungsbereiche: Ästhetik und Epistemologie des Digitalen, Anwendungstheorien, digitale Bilder, Post-Cinema, Queer Computing, unfertige Filme, Medien- und Technikphilosophie, Kanonkritik

E-Mail: elisa.linseisen@hfbk-hamburg.de

Kristin Merle; Professorin für Praktische Theologie; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: Religion, Theologie und Öffentlichkeit, Soziale Epistemologie und politische Dimension des Religiösen, Religion und Rechtspopulismus/-extremismus, Predigt und Politik, Mediatisierung von Religion und Religiosität, Seelsorgetheorie, Kirchenmitgliedschaft und religiöse Vergemeinschaftung, empirische Religionsforschung
E-Mail: kristin.merle@uni-hamburg.de

Julia Nantke; Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Digital Humanities für Schriftartefakte; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: Digitale Literaturwissenschaft und digitale Literatur, Literaturtheorie, Materialität und Medialität von Literatur, Schrift-Bild-Beziehungen, Editionswissenschaft, Avantgarde-Forschung
E-Mail: julia.nantke@uni-hamburg.de

Hannah Rieger; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik (Fachbereich Ältere deutsche Sprache und Literatur); Universität Hamburg; Forschungsbereiche: historische Narratologie, Literatur und Wissen, höfische Literatur, mittelalterliche und frühneuzeitliche Tierepik
E-Mail: hannah.rieger@uni-hamburg.de

Silke Segler-Meßner; Professorin für Italienische und französische Literaturwissenschaft; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: Geschlechterbeziehungen von der Frühen Neuzeit bis zur Moderne, Europäische Erinnerungskulturen nach der Shoah, Trauma und Zeugenschaft: Religionskriege, Zweiter Weltkrieg, Ruanda, Mediale Vermittlung von Opfer- und Täterschaft, Französischsprachige Literaturen: (Post-)Kolonialismus, Migration
E-Mail: silke.segler-messner@uni-hamburg.de

Lars Sörries-Vorberger; Juniorprofessor für Linguistik des Deutschen; Universität Hamburg; Forschungsbereiche: Phonetik und Phonologie, Sprache und Sexualität (Queerlinguistik, v. a. queere Stimmen), Sprache und Geschlecht (Genderlinguistik), Regionalsprachenforschung (v. a. norddeutscher u. hessischer Sprachraum)
E-Mail: lars.soerries-vorberger@uni-hamburg.de

Anita Watzel; von 2019 bis 2021 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Praktische Theologie; Universität Hamburg; seit 2022 Promotionsprojekt in Philosophie Halle a. Saale; Forschungsbereiche: Philosophie des Geistes, Theorie der Subjektivität, Narrativität, Religion und Rechtspopulismus/-extremismus
E-Mail: anita.watzel@uni-tuebingen.de

Gendering Knowledge: Intersektionale Perspektiven auf Wissen und Macht

Geschlecht konstituiert Wissen und Wissen konstituiert Geschlecht. Diese Abhängigkeit intersektional zu analysieren ist der Fokus des vorliegenden Buches, dessen Beiträge aus interdisziplinären Perspektiven die Produktion und Rezeption von Wissen in den Blick nehmen. Neben Geschlecht werden so kritische Bezüge zu Machtachsen wie Sexualität, Herkunft, Klasse, Alter und Be_hinderung herausgearbeitet.

Die Herausgeber*innen:

Prof. Dr. Lars Sörries-Vorberger, Institut für Germanistik,
Universität Hamburg

Prof. Dr. Elisa Linseisen, Hochschule für bildende Künste (HFBK) Hamburg

Prof. Dr. Silke Segler-Meißner, Institut für Romanistik,
Universität Hamburg

ISBN 978-3-8474-3111-4



www.budrich.de

Titelbildnachweis: lehfeldtmalerei.de